This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

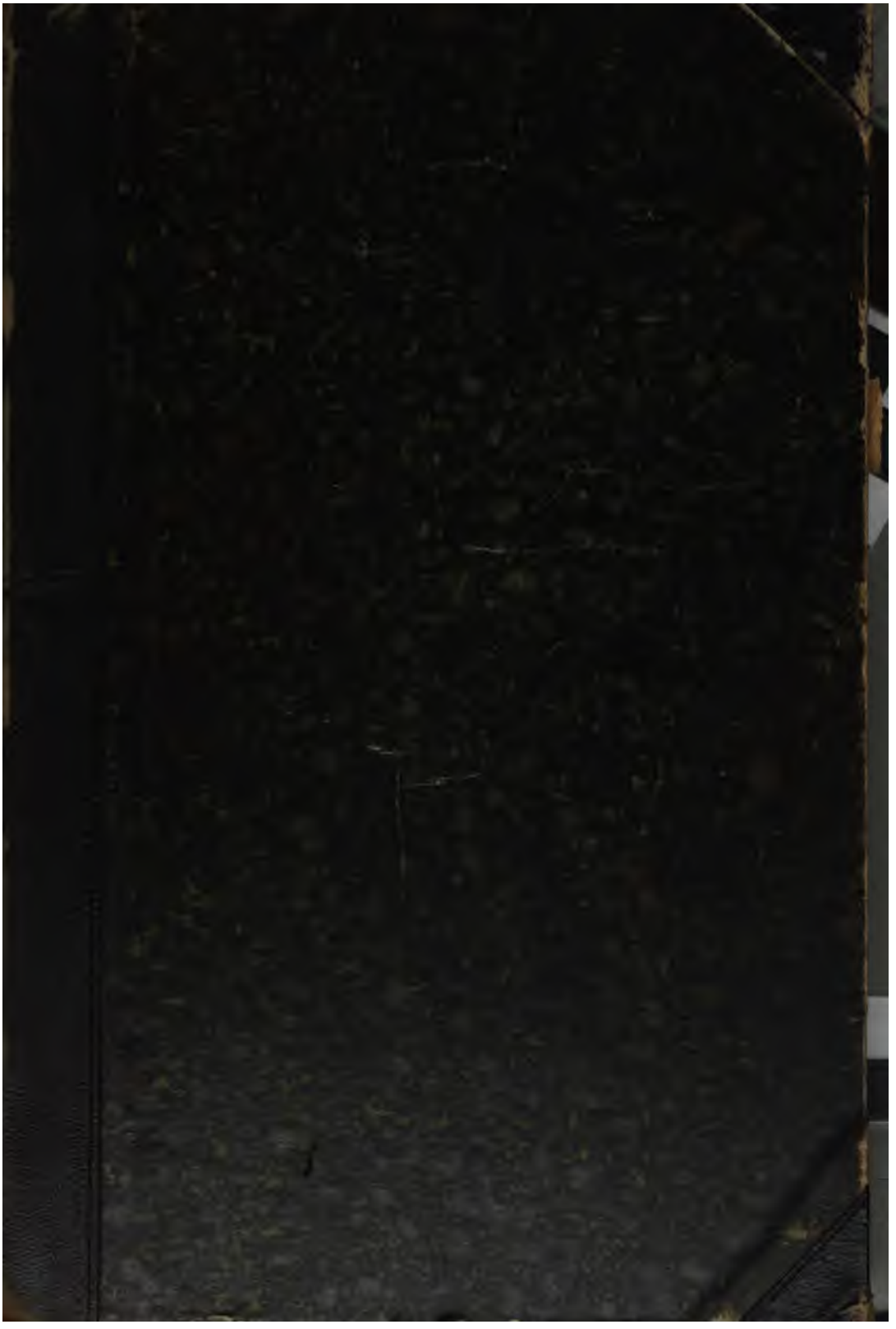
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



8.50

Südwest-Afrika.

Dr. Karl Dove.

Südwest-Afrika

Kriegs- und Friedensbilder

aus der ersten deutschen Kolonie

von

Dr. Karl Dove
Privat-Dozenten der Geographie an der Universität zu Berlin.

Mit Illustrationen und einer Karte.

Zweite Auflage.

Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1896.

DT703
D742
ed.2

Herm. Singer.

Alle Rechte vorbehalten.

8. Sept. 1896.

Inhalt.

Vorwort V
Von Hamburg nach Walfischbai 1
Bis Otjimbingue 17
Aufenthalt in Otjimbingue 38
Von Otjimbingue nach Windhoek 55
Mein erster Aufenthalt in Windhoek 71
Reise nach Rehoboth 87
Im Lande der Bastards 120
Windhoek 144
Die Zeit bis zum Kriege 160
Die erste Zeit des Krieges 175
Auf dem Marsche 201
Die Hottentotten werden aktiv 221
Die Siedelung 237
Unter den Feldhereros 250
Leben in Windhoek während des Krieges 262
Der Fortgang des Krieges 282
Reise zur Küste 307
Zur See nach Kapstadt 337

Vorwort.

Das Werk, welches ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, ist für einen größeren Leserkreis bestimmt. Die Ergebnisse meiner fachmäßigen Forschungen werden als Ergänzungsheft zu „Petermanns Mitteilungen" erscheinen. Gleichwohl glaube ich auch in diesem Buche für die strenge Wissenschaftlichkeit der geographischen Darstellung ebenso wie für die Wahrheit der eigentlichen Reise- und Kriegsbilder voll einstehen zu können. Eine nach verschiedenen Seiten geübte Kritik politischer und wirtschaftlicher Vorgänge ließ sich nicht vermeiden, doch braucht sich niemand durch diese verletzt zu fühlen. Meine Vorwürfe gelten nicht den Personen, sondern verkehrten Anschauungen, wie solche in den maßgebenden Kreisen in Deutschland noch viel zu oft getroffen werden. Diesen Kreisen in erster Linie, ebenso aber auch der großen Schar deutscher Kolonialfreunde möge das Buch als ein Mittel zur Belehrung dienen, während es, wie ich hoffe, auch dem einiges bieten wird, der es nur um der Unterhaltung willen in die Hand nimmt.

Ich kann auch an dieser Stelle nicht umhin, allen denen meinen Dank auszusprechen, welche meiner in erster Linie wissenschaftlichen Forschungen gewidmeten Arbeit Förderung haben angedeihen lassen. Mit ganz besonderer

Genugthuung gedenke ich hierbei der uneigennützigen Unterstützung durch das Kuratorium der Humboldtstiftung, also insonderheit durch die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ohne welche mir eine Vollendung meiner Reisen kaum möglich gewesen sein würde.

Die Bilder, die ich der Güte des Herrn v. Bülow und des jetzigen Kaiserlichen Landeshauptmanns von Togo, Regierungsassessor Köhler, verdanke, sind afrikanische Photographien, d. h. es darf an sie nicht der Maßstab einer künstlerischen Beurteilung gelegt werden. Die Routenskizze soll nur zum Verständnis der unentbehrlichsten Züge des geographischen Bildes dienen. Sie macht keinerlei Anspruch darauf als vollendetes Kartenbild zu gelten.

Berlin, im Juni 1896.

Der Verfasser.

I. Kapitel.

Von Hamburg nach Walfischbai.

Im Jahre 1892 hatte die Deutsche Kolonialgesellschaft den Beschluß gefaßt, thätigen Anteil an der Erforschung unserer Kolonien zu nehmen. Es wurde die Errichtung einer wissenschaftlichen Station am Kilimandscharo und einer ebensolchen in Windhoek in Deutsch-Südwestafrika geplant. Obwohl für die Begründung und Erhaltung der letzteren nur 5000 Mark bestimmt waren und ein bedeutender Zuschuß aus Privatmitteln gefordert wurde, meldete ich mich zu ihrer Übernahme, da es seit lange mein Sehnen war, jene Länder kennen zu lernen, mit denen ich mich seit nahezu einem Jahrzehnt wissenschaftlich beschäftigt hatte. Nach längeren Verhandlungen wurde mir denn auch die Station Windhoek übertragen. In Eile traf ich die durch den etwas schleppenden Geschäftsgang innerhalb der Kolonialgesellschaft unnötig verzögerten mannigfachen Vorbereitungen. Endlich war alles erledigt und am 16. Juni befand ich mich reisefertig an Bord der „Agnes“, des kleinen Dampfers, welchen die

Gesellschaft für die Fahrt nach Walfischbai von einem Hamburger Rheder gechartert hatte.

Nachmittags um sechs ertönte das dritte Zeichen der Dampfpfeife. Und während die Schraube zu arbeiten beginnt, und wir langsam an den Mauern hoher Speicher vorübergleiten, schallt ein lautes, dreifaches Hurrah uns nach. Dann fängt der Bug an das braune Wasser der Elbe rauschend zu teilen, und während die stolzen Türme der Hansestadt hinter uns verschwinden, verbreitert sich der Strom zu einem See mit immer weiter zurücktretenden Ufern. Wir aber haben nach all dem Hasten und Drängen der vorangegangenen Tage Zeit, mit unseren Reisegefährten und unserem Schiff nähere Bekanntschaft zu machen.

Unter den wenigen Passagieren befand sich ein bereits neunundfünfzigjähriger Auswanderer, Oberamtmann Nitze aus Posen, mit seinem jugendlichen Sohne. Außer ihm war nur noch ein Ansiedler für die neuzugründende Kolonie an Bord, ein sächsischer Leutnant, Namens Stoß, mit seiner jungen Frau. Ich muß gestehen, ich bekam einen gelinden Schrecken. Das waren also die in der Presse wochenlang angekündigten „Bauernfamilien," bald sollten es ein Dutzend, bald wenigstens sieben sein, der Grundstock der neuen deutschen Niederlassung in Windhoek. Ich konnte schon am ersten Tage den Gedanken nicht recht los werden, daß die ganze Geschichte doch ein wenig Viel von der Arbeit des grünen Tisches verrate.

Außerdem befanden sich noch zwei finnische Missionare mit ihren Familien an Bord, von denen der eine ebenso wie seine Frau und seine kleine Tochter fließend deutsch sprach. Es war der aus Schinz vortrefflichem Reisewerke

rühmlichst bekannte Rautanen, und das begeisterte Lob, welches der schweizerische Reisende den Missionaren zu teil werden läßt, traf wenigstens auf diesen Mann in jeder Weise zu.

Leider war das Schiff, das diese kleine Gesellschaft trug, nichts weniger als ein gemütlicher Aufenthalt. Klein und eng bot es nicht nur keinen Raum zu genügender Bewegung, sondern es war auch in keiner Weise für die Beförderung von Passagieren eingerichtet. Obgleich die Preise der Überfahrt denen der großen zwischen England und dem Kap verkehrenden Postdampfer entsprachen, wurden wir in den im Vorderschiff belegenen Kabinen der Mannschaft untergebracht, die man durch einen frischen Ölanstrich in Passagierkajüten zu verwandeln versucht hatte. Zum Glück stand uns der Verkehr auf der geräumigen Kommandobrücke frei; wo anders hätten wir uns ohne die größte Unbequemlichkeit auch kaum aufhalten können, denn das Hinterdeck war mit Kisten und Kasten, mit einem Ochsenstall, mit Hunde- und Geflügelkäfigen und mit allen möglichen Gegenständen so vollgepfropft, daß man sich nur mit Mühe dazwischen hindurchzuwinden vermochte.

Glücklicherweise war der alte Seegott uns gnädig gesinnt. War auch die Nordsee bei regnerischem Wetter etwas unruhig, so herrschte bald das schönste Wetter, und damit verschwand bei den meisten auch die letzte Erinnerung an das Schreckgespenst „Seekrankheit", welches in den ersten zwei Tagen drohend vor uns aufgetaucht war. Herrlicher Sonnenschein begleitete uns auf der Fahrt durch den Kanal. Ein sehnsüchtiger Blick galt dem letzten Stück europäischer Erde, an dem wir vorüberzogen, den grünen

Gestaden der Insel Wight, und hinaus ging es in die freie See. Die graue Farbe des Nordmeeres war verschwunden und die leichten Wogen, welche sich vor uns hoben und senkten, leuchteten in dem stählernen Blau des atlantischen Ozeans. Über der schimmernden Fläche der sonst so gefürchteten Biscaischen See dämmerte auf kurze Zeit Kap Ortegal auf, die äußerste Landmarke Europas, die wir zu Gesichte bekamen. Bald darauf faßte uns der Nordostpassat und unter der gemeinsamen Wirkung von Wind und See machte unser Schiff eine solche Anzahl von Seemeilen, wie es sie bisher wohl noch niemals zu verzeichnen gehabt hatte. Unserm guten Kapitän Bruntz schwoll das biedere Seemannsherz vor Stolz und er machte seiner Freude Luft, indem er in höchster Ausführlichkeit frühere Seemannsabenteuer zum besten gab oder indem er uns auf die Erscheinungen um uns her aufmerksam machte. Die spritzenden Wale, die sich oft in großer Zahl zeigten, die fliegenden Fische waren es beinahe weniger als die lustigen Straßenjungen Neptuns, die schlau dreinschauenden Schweinsfische, deren tolle Sprünge und Purzelbäume uns besonders ergötzten. Das Meer selber lag dabei so gleichmäßig und schön und unsere „Agnes“ durchschnitt es mit einer Keckheit, die ich ihr gar nicht zugetraut hatte, daß ich mich dieser Woche im Nordostpassat und namentlich der herrlichen Mondnächte noch jetzt mit Freude erinnere.

Wir fuhren vorüber an Madeira und den schroffen, von ungezählten Seevögeln belebten Felsen von Isola deserta, und auch die hohen Gipfel der Kanaren tauchten nur in der Ferne auf. Unser Ziel war Porto Grande auf Sao Vicente, einer Insel der Kapverden. Am

Morgen des 1. Juli befanden wir uns in dem engen Kanal, der zwischen Sao Antoao und Sao Vicente hindurchführt. Gewaltig stieg das Gebirge der ersten Insel unmittelbar aus dem Meere zu alpiner Höhe in die blaue Morgenluft empor, während wir langsam an den öden Kratern erloschener Vulkane vorüber dem Eingang des Hafens zudampften, den ein Leuchtturm auf einsamer, von der Brandung umtoster Felsnadel bezeichnet. Eine halbe Stunde später rasselte der Anker in die Tiefe, und die Insassen zahlreicher Boote, die uns seit einiger Zeit umschwärmten, erkletterten die Bordwand. Mehr oder weniger dunkelhäutige Mulatten boten Bananen, Kokosnüsse, Ananas und Orangen zum Verkauf, mit Argusaugen bewacht vom Steward und den Matrosen, da das Gesindel ebenso diebisch wie unverschämt ist. Unterhaltender waren die kleinen Jungen, die den Dampfer in elenden Fahrzeugen umschwärmten, um sich hinter jedem ins Wasser geworfenen Nickel herzustürzen. Dabei entwickelte sich oft eine regelrechte unterseeische Prügelei, wobei die kleinen, unter der grünlichen Oberfläche sichtbaren Körper der braunen Kerlchen aussahen wie sich balgende hydraulische Teufel.

Außer dieser Mischbevölkerung, unter der nur selten ein reinblütiger Portugiese sichtbar wird, giebt es in Porto Grande nichts Erwähnenswertes, wenn man nicht drei trübselige Kokospalmen vor dem Gouvernementsgebäude dahin rechnen will, die in heller Verzweiflung über die Langweiligkeit des Nestes ihre gefiederten Wedel herabhängen lassen. Die Bedeutung des Ortes beruht einzig darauf, daß er als Post- und Kohlenstation namentlich für die Südamerikadampfer gilt.

Am folgenden Tage bereits passierten wir die Südgruppe der Kapverden mit ihren scheinbar auf der hellen Flut schwimmenden Kokoshainen. Das gute Reisewetter war zu Ende, denn in der Äquatorialzone begann der Wind zu drehen. Ehe wir noch quer vor der Küste von Sierra Leone lagen, schlug uns steif der Südwestmonsun entgegen, der, von dem sommerlichen Luftdruckminimum der Sahara erzeugt, der Regenbringer der westafrikanischen Küsten genannt werden kann. Und noch hatten wir den Äquator nicht erreicht, als er fast ohne Übergang von einem Südostpassat abgelöst wurde, der in seiner Stärke und durch die langen und immer höher werdenden Wogen, die er uns entgegenwälzte, seine Herkunft aus jenen Breiten verriet, in denen sich ihm auf den immer freier werdenden Ozeanen der Wasserhalbkugel unserer Erde kein ernstliches Hindernis mehr entgegenstellt. Gleichzeitig wurde die uns entgegenwehende Luft frischer und strenger, denn wir waren mittlerweile aus dem Sommer in den Winter hineingesegelt, und mit dem Charakter des Meeres hatte sich auch der der dasselbe belebenden Vogelwelt geändert. Sturmvögel und fremdartige Möven umflatterten die Masten, und bisweilen schwebte hoch über den gischtsprühenden Wellen ein riesiger Albatroß mit weit ausgebreiteten Schwingen vorüber. Und als wir uns in den letzten Tagen der südwestafrikanischen Küste stark genähert hatten, jagte der Dampfer Scharen von Pinguinen auf, die sich auf den unter dem Lande ruhiger gewordenen Wogen schaukelten und in possierlicher Hast unter der Oberfläche verschwanden, wenn das Schiff in allzu großer Nähe vorüberglitt.

Endlich, nachdem wir zwei und eine halbe Woche weder einen Felsen noch ein Segel zu Gesicht bekommen hatten, rief uns die Nachricht an Deck, wir würden in kurzem das Land erblicken. Zunächst allerdings lag wie eine dichte Decke der an diesen Küsten beinahe das ganze Jahr hindurch herrschende Nebel der kühleren Stunden darüber. Gegen Mittag indessen brach die Sonne durch, die verhüllende Wand löste sich in einzelne flatternde Wolkenstreifen auf, und vor uns lag die Küste unseres afrikanischen Deutschland, zunächst allerdings eine öde, gelbe Landschaft, welche nach dem Innern zu langsam anzusteigen schien. Am Nachmittag passierten wir einen Vorsprung, Kap Kroß, auf dessen Ufern sich damals noch das Kreuz erhob, welches die portugiesischen Entdecker vor nunmehr vierhundert Jahren zur Erinnerung an ihre Großthaten und zum Zeichen der Macht ihres Königs an dieser Stelle aufgerichtet hatten. Plötzlich verändert sich die Landschaft. Kaum liegt die Brandungslinie des Kaps ein wenig zurück, da erscheint hoch über den Dünen ein riesiger Tafelberg, dessen rötliche Wände von der tiefer stehenden Sonne hell beleuchtet werden. Aufs höchste erstaunt frage ich mich, was dies für ein Berg sei, denn die Karte giebt in sichtbarer Entfernung von der See nur niedrige Höhen an. Da ruft Rautanen dem Leutnant Stoß zu, er möge sich schnell die herrliche Luftspiegelung betrachten. Noch ragen die schroffen Wände in den hellen Himmel, so klar, daß man die einzelnen Vorsprünge und Abgründe deutlich zu erkennen meint. Mit einem Male geht ein tiefer, schimmernder Riß durch die Erscheinung, der sich erweitert, je mehr das Schiff nach Süden vordringt. Noch eine Viertelstunde, und nur zwei

schmale Säulen heben sich in den Abendhimmel, und ehe die Sonne in dem wieder aus dem Meere steigenden Nebel untertaucht, ist die Fata morgana verschwunden, die uns anmutet, wie ein geisterhafter Gruß aus dem alten Wunderlande, dessen Boden wir morgen betreten werden.

Am folgenden Tage, dem 20. Juli, dampfte die „Agnes" durch das grüne Wasser des weiten, nach Norden geöffneten Naturhafens von Walfischbai. Einige Häuser und eine kleine Kirche schienen vor uns über dem ruhigen Wasser zu schweben, und als wir nach einer halben Stunde Anker warfen, tauchte aus den sich zerstreuenden Morgennebeln ein Kranz riesiger Dünen hervor, der eine nackte Fläche gelben Sandes und das Dutzend Holz- und Wellblechhäuser des Ortes in weitem Bogen umschloß. Mittlerweile hatten einige Boote längsseit angelegt, und während der englische Resident, Mr. Cleverley, und der deutsche Hafenagent Koch an Bord gingen und ihren alten Bekannten Rautanen begrüßten, betrachtete ich die ersten mir vorkommenden Exemplare der rätselhaften gelben Rasse der Hottentotten, welche in den Booten eine lebhafte Unterhaltung miteinander führten. Wunderliche Töne drangen an mein Ohr, Schnalzlaute der verschiedensten Art, ebenso seltsam wie die kleinen häßlichen und schiefäugigen Kerle, welche sie ausstießen. Dann ging Rautanen an Land, um nach einer Stunde mit der angenehmen Nachricht zurückzukehren, sein Wirt, der Missionar Böhm, sei bereit auch mir ein Zimmer zur Verfügung zu stellen. —

Das Boot stößt auf den Sand und auf den Schultern mehrerer Hottentotten verlassen wir dasselbe. Etwa hundert Schritt vor uns erheben sich zwei Reihen niedriger

Holzhäuser und eine Kirche aus Wellblech auf Erhöhungen, welche aus aufgeschichteten Sandsäcken gebildet sind. Denn nicht allein die See spült in den Ausnahmezeiten mehrtägigen Nordwindes bis an die Häuser heran, sondern auch der Kuiseb, in dessen Mündungsbette der Ort errichtet ist, überschwemmt in nassen Jahren die ganze von den Dünen eingeschlossene Niederung.

Im Hause des Missionars, einem gemütlichen, echt deutschen Heim, begrüßte mich in dem mit zierlichen Felldecken geschmückten Wohnzimmer am ersten Morgen ein knisterndes Feuer im Ofen. Und es war oft recht kalt; abends zumal oder morgens, wenn der um diese Jahreszeit meist nur auf wenige Stunden weichende Nebel über der gelbbraunen Landschaft lagert, bedarf man eines dicken Überziehers, um nicht bei längerem Aufenthalt im Freien bedenklich zu frieren. Insofern ist der fast das ganze Jahr durch tagüber wehende und nachmittags oft zu stürmischer Stärke anwachsende Südwestwind ein Wohlthäter der Küstenbewohner, als er stets frische und kühle Luft von dem hier außergewöhnlich kalten Meere in das Land führt. Aber er ist gleichzeitig die Ursache des furchtbaren Nebels, und der Nebel bildet so ziemlich den einzigen Niederschlag dieser darum zu ewiger Verödung verdammten Dünenlandschaft. Selbst das Trinkwasser entstammt dem unterirdisch zum Meere durchsickernden Wasser des Kuiseb. Aus den Brunnenlöchern des drei Kilometer von Walfischbai entfernten Eingebornendorfes Sandfontein geschöpft, hat es einen so brackigen Geschmack, daß ich mich während der ersten Tage meines Aufenthaltes überwinden mußte, den mit dieser Flüssigkeit bereiteten Kaffee zu genießen, ohne meinem Wider-

willen einen die Damen des Hauses beleidigenden Ausdruck zu verleihen.

„Giebt es denn in einem Missionshause auch Damen?", fragt vielleicht verwundert der eine oder andere, dem dies Buch in die Hände fällt. Gewiß, und wer sich unter den Missionaren unserer Kolonie etwa rohe oder jeglicher Bildung entbehrende Betbrüder vorstellt, würde einem gewaltigen Irrtum verfallen. Ich bin der letzte, der kritiklos ein begeistertes Loblied auf alles, was die Mission thut und was sie bis jetzt erreicht hat, anstimmen würde. Wer aber denkt, daß die Missionare ein unthätiges, bequemes Leben führen, der täuscht, wie schon Dr. Schinz bemerkt hat, sich denn doch gewaltig in diesen Männern, die um eines gewiß hohen Ideales willen eine entsagungsreiche und anstrengende Thätigkeit übernehmen. Wer wie ich in den Häusern verschiedener Missionare gewohnt hat, der weiß, daß sich diese Arbeit keineswegs auf geistliche Dinge beschränkt. Und wenn dann die Familie abends im Zimmer sich zu gemeinsamer Unterhaltung vereinigt, dann erscheinen einige der Nachbarn als Gäste; da werden bei qualmenden Pfeifen und Zigarren Fragen der europäischen und afrikanischen Politik erörtert, es wird musiziert und dergleichen mehr. Und besonders die jungen Mädchen beteiligen sich, auch ohne daß sie Europa gesehen, an der Unterhaltung. Sie erhalten in der der Barmener Mission gehörigen Erziehungsanstalt in Stellenbosch in der Kapkolonie eine Bildung, die den besten europäischen Häusern alle Ehre machen würde, und nur eines ist an dieser Erziehung auszusetzen. Ich meine eine Anstalt, welche einer deutschen Missionsgesellschaft untersteht, soll die deutsche Sprache ohne

Rücksicht auf englische Schülerinnen ein wenig mehr pflegen, als das thatsächlich geschieht.

Die wenigen Familien des Ortes, der bei meiner Ankunft nur fünfundzwanzig Einwohner zählte, sehen sich eigentlich nur beim sonntäglichen Gottesdienst in der einfachen kleinen Kirche vereinigt. Den Liedern, die zu den Klängen des von Frl. Böhm musterhaft gespielten Harmoniums gesungen wurden, lagen die altbekannten Weisen der protestantischen Kirchen zu Grunde. An den Gesang selbst und vor allem an die Predigt mußte sich jedoch mein Ohr erst gewöhnen. Zwar sprach der Missionar selbst holländisch, aber nach jedem Satze machte er eine Pause, und der unterhalb der Kanzel stehende eingeborene Schulmeister übertrug denselben in die Namasprache mit ihren abgerissenen Silben und wunderlich-häßlichen Schnalzlauten, die er mit beängstigender Gewandtheit hervorstieß.

Einen Mittelpunkt heiterer Gesellschaft bildete besonders in jenen Tagen ein anderes Haus, das der beiden Kaufleute Mertens und Sichel, in deren Besitz sich die größte Firma des Schutzgebietes damals befand. Zu ihren Gästen gehörten außer dem Leutnant Stoß und einem Rehobother Kaufmann, namens Schluckwerder, die einen Tag nach mir mit S. M. Kanonenboot „Hyäne" eingetroffenen Herren Duft und Frhr. v. Bülow. Duft ging als Vorsitzender der Kaiserlichen Bergbehörde auf mehrere Jahre nach Windhoek, v. Bülow, ein Bruder der bekannten Schriftstellerin, beabsichtigte nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt im Norden des Schutzgebiets Afrika vorläufig wieder zu verlassen. Außer diesen aber waren häufig die Herren von der „Hyäne" an Land, welche den Auftrag hatten,

die als Landungsplatz neuerdings in Aussicht genommene Swakobmündung nördlich von Walfischbai zu untersuchen.

Einige Abwechselung gewährten selbst die Spaziergänge an dieser scheinbar ödesten aller Küsten. Besser würde man sagen, einsamsten, denn alle Reize entbehrt die Umgegend der Bai keineswegs. Die Luftspiegelung, welche Lagunen und Seen in die Dünenwelt hineinzaubert, welche die in einiger Entfernung auftauchenden Gegenstände ins Riesenhafte vergrößert und auf das seltsamste verzerrt, ist eine alltägliche Erscheinung. Auch der Weg am Strande gewährt nicht wenig Interesse, denn der Liebhaber kann beim Zurücktreten der Flut zahlreichen auf den Sand geschleuderten Katzenhaien den Garaus machen oder mit innerlichem Grausen die an verschiedenen Stellen aus dem ruhigen Wasser aufragenden Dreieckflossen gewaltiger Menschenhaie beobachten. Mehr als das alles jedoch ist die Vogelwelt der lagunenartigen Meerarme im stande, das Auge des Beobachters und des Jägers zu fesseln. Zu zehntausenden bevölkern Flamingos, Pelikane und Taucher den Strand, und in so dichten Massen bedecken diese Scharen bisweilen die niedrigen Sandwellen des Ufers, daß der Boden auf hunderte von Metern völlig schwarz, weiß oder rosarot gefärbt ist. Besonders den Flamingos stellten wir nach, deren rosafarbene Flügel einen herrlichen Zimmerschmuck abgeben, und wenn zufällig die Offiziere vom Kriegsschiffe an Land weilten, dann donnerte Schuß auf Schuß über die sonst so stille Lagune, hauptsächlich freilich mit dem Erfolg, daß die Tiere sich in sichere Entfernung zurückzogen und die Folgezeit über in dieser verharrten.

Eine andere Abwechselung bot die Ankunft von Ochsen-

wagen aus dem Inneren. Wer nie ein derartiges Gefährt gesehen hat, vermag sich kaum einen Begriff von der Stärke und Festigkeit eines solchen rollenden Hauses zu machen. Das weiße Zelt aus starkem Segeltuch, welches das gewölbte Obergestell bedeckt, ist so hoch, daß ein erwachsener Mann bequem darunter zu stehen vermag. Der Boden des Unterbaues, die Achsen und Räder sind von einem Kaliber, dessen Notwendigkeit man erst begreift, wenn man die Wege des Hochlandes kennen lernt. Auf diesen pflegt ein solcher Wagen eine Fracht zu befördern, deren Gewicht in diesem Lande zwischen 30 und 50 englischen Zentnern bemessen wird. Das Eigentümlichste an dem Ochsenwagen aber ist seine Bespannung mit zwölf bis zwanzig zu zweit unter je einem Joche vorgelegten Ochsen, deren Ausbildung im gleichmäßigen Ziehen zu den bewundernswertesten Leistungen der Hottentotten und Bastards gehört. Sind die Tiere, die jedes auf einen bestimmten Namen hören, eingespannt, was von geübten Treibern in Zeit von einer Viertelstunde erledigt werden muß, so ergreift der Führer die riesenhafte Peitsche, deren Stock aus Bambus vier Meter und darüber mißt, und auf den Ruf „Treck!“ (Zieh!) legt sich ein gut eingefahrenes Gespann gleichzeitig in die an einem langen Riementau oder an einer Kette befestigten Nackenjoche. Dann kommt Bewegung in die schwere Last und unter Knarren und Rasseln setzt sich der mächtige Wagen in ein gleichmäßiges Rollen, das keineswegs so langsam ist, wie es aussieht. Ein gut bespanntes Gefährt vermag auf nicht zu weichem und schlechtem Boden bis zu viereinhalb Kilometer in der Stunde zurückzulegen, eine recht achtenswerte Leistung. Gebührt den Holländern das Ver-

dienſt, den ſonſt faſt unzugänglichen ſüdafrikaniſchen Ländern den Wagen gebracht und ihn entſprechend der eigenartigen Natur dieſer Gebiete vervollkommnet zu haben, ſo würden ſie doch kaum das erreicht haben, was ſie dieſem eigenartigen Verkehrsmittel verdanken, hätten ſie nicht in den Hottentotten und den aus dieſen hervorgegangenen Miſchlingen eine dienende Bevölkerungsklaſſe beſeſſen, die ſich wie keine andere zur Ausbildung und Führung dieſer Geſpanne eignete. Schon dieſe Eigenſchaft des merkwürdigen Volkes dürfte denjenigen ſtutzig machen, der in dieſer Raſſe einen der am tiefſten ſtehenden Teile des Menſchengeſchlechts zu ſehen glaubt. Thatſächlich iſt das wunderbare Volk, vielleicht das intereſſanteſte der Erde, auch in ſeinen geiſtigen Regungen mancher europäiſchen Völkerſchaft und nicht etwa nur den zurückgebliebenen Beſtandteilen derſelben, mindeſtens gleichzuſtellen.

Die eingeborene Bevölkerung des Walfiſchbai-Gebiets gehört zum größten Teil zum Stamm der Topnaarhottentotten. Sie leben hauptſächlich vom Fiſchfang, und wenn der in den Dünen des Kuiſeb wachſende Narabuſch ſeine melonenartige Frucht ausgereift hat, dient auch dieſe als beliebte Nahrung. Die Samenkerne des unſcheinbaren Gewächſes bilden ein nicht unwichtiges Handelsgut, und in manchem Jahre überſteigt der Wert der am Kap ähnlich wie Mandeln benutzten Kerne 10000 Mark. Die Zahl der Topnaars beträgt etwa 700 Seelen; ſie wohnen faſt alle in dem in den Dünen verſteckten Dorfe Sandfontein, denn laut einer Verfügung der Regierung darf nur die Hausdienerſchaft der Weißen über Nacht im Orte verweilen.

Nachgerade erschien mir der Aufenthalt in Walfischbai ein wenig zwecklos, denn ich sehnte mich danach, meine Thätigkeit im Innern zu beginnen. Mehrfach schon waren Truppenwagen aus Windhoek angelangt, doch auf meine Erkundigung, ob sich nicht ein Wagen für mich darunter befinde, wurde mir stets die gleiche Antwort, der kaiserliche Kommissar habe überhaupt nichts über die Zahl der Ankommenden erfahren und deshalb nicht aufs unbestimmte hin Wagen nach der Küste abordnen können. Der arme Stoß, der so gern mit seiner Frau aufgebrochen wäre, um endlich mit der Arbeit in der neuen Heimat anzufangen, war somit in die unangenehme Lage versetzt, noch einige Wochen länger als ich in der kostspieligen Bainiederlassung festzuliegen, bis von Windhoek aus Befehl zu seiner Beförderung an einen der unterwegs befindlichen Transporte gelangt sein konnte. Oberamtmann Nitze, dem angeblich die Verpflichtung übertragen war, das Gepäck der Mitreisenden nach Windhoek zu schaffen, wollte von einem dahinzielenden Abkommen nichts wissen und wäre auch mit seinen beiden Wagen schlechterdings außer stande gewesen, mehr als seine eigenen, notwendigsten Frachtgüter zu besorgen. Kurz, die Geheimräte und sonstigen Mitglieder des Syndikats für Siedelung, welche die Verantwortung für die Anordnungen traf, hatten gleich bei der Inangriffnahme ihrer Arbeit den Beweis geliefert, wie ungeeignet die besten Patrioten zur Leitung praktischer Kolonisationsunternehmungen sind, wenn ihnen die in der Kolonie selbst gesammelte Erfahrung fehlt. Ich sah mich genötigt, mein größeres Gepäck den Herren Mertens und Sichel zu dem damaligen Satze von 14 Mark für den englischen Zentner,

alſo für rund 45 Kilogramm, zur Beförderung zu übergeben. Ich ſelbſt aber nahm nunmehr endgültig meines Freundes Rautanen wiederholtes Anerbieten an, ihn auf der Reiſe wenigſtens bis Otjimbingue zu begleiten und erſt dort, in größerer Nähe von Windhoek, zu warten, ob ſich nicht eine günſtige Gelegenheit zur Weiterreiſe finde.

Somit war ich bereit, aber noch war der Wagen nicht da. Das Geſpann, einem Händler aus Otjimbingue gehörig, befand ſich in Uſab, an einer Futterſtelle im unteren Swakobthale. Endlich zeigten ſich die Rauchwolken am Horizont, die oft mehrere Stunden vor dem Einlaufen die Nähe eines Dampfers verkündeten. Laut ertönte der Ruf vom Strande „Sail ho!“ und das Glöckchen der Kirche begann zu läuten, um die eingeborenen Arbeiter aus den Dünen herbeizurufen. Bald waren ſie da, mehr als ſiebzig an der Zahl, und nach einer Stunde begann die Arbeit des Löſchens. Indeſſen nahm dann noch die Aufſtellung des am Kap gearbeiteten neuen Wagens an Land einen vollen Tag in Anſpruch.

2. Kapitel.

Bis Otjimbingue.

Eine kleine Geduldprobe blieb uns freilich auch dann noch nicht erspart, als das Gefährt zusammengesetzt und das Gepäck verladen war. Die Zugochsen, die in dem Dürrenlande der Kuisebmündung kein Futter finden, mußten erst von Usab herbeigeholt werden. Am Morgen des 4. August waren die Tiere zur Stelle, und am Nachmittag desselben Tages wurden sie von den Wasserstellen von Sandfontein angetrieben und eingespannt.

Endlich waren die Abschiedsbesuche gemacht, der Treiber, ein Betschuanakaffer Namens Johannes, den Gott weiß welche Schicksale in dies Land verschlagen hatten, erhob seine riesige Peitsche, auf seinen lauten Anruf zog unser gut eingefahrenes Gespann von achtzehn Ochsen gleichmäßig an, und das mächtige Gefährt setzte sich in Bewegung. In dem tiefen Sande, der sich zwischen dem Meere und den Dünen ausbreitet, dauerte es eine Stunde, ehe wir die unheimlichen gelben Wände erreicht hatten, durch die unser Weg auf die öde Hochfläche der Namib

führte. Gleich beim Eintritt in das Dorf Sandfontein ereignete sich ein kleiner Unfall, der uns in dieser Niederlassung der Topnaars eine weitere Stunde festhielt. An dem uns begleitenden Wagen des Händlers Dannert aus Otjimbingue war das Trecktau gerissen, das starke, aus gedrehten Ochsenriemen verfertigte Tau, an welchem die Joche der Zugtiere mittels dicker Eisenringe befestigt sind. Während der Bastardtreiber des Wagens, ein Vetter des berühmten Hendrik Witbooi, der allerdings mit seinem gefürchteten Verwandten nichts als den Namen gemein hatte, sich mit seinen Leuten an die Ausbesserung des Schadens machte, hatten wir Muße, uns das Dorf noch einmal anzusehen.

Der Ort ist sehr ausgedehnt, denn an Platz mangelt es ja nirgends. Auch führen die Leutchen in ihren Pontoks, den einfachen halbkugelförmigen Reisighütten, zwischen denen nur hier und da eine viereckige Hütte aus festerem Material auftaucht, ein ganz beschauliches Leben. Nur wenn sich ein Schiff am Horizont zeigt, löst wüster Lärm und wimmelnde Geschäftigkeit ihre gemütliche Ruhe ab. Der Fremde bekommt bei einem ersten Besuche von Sandfontein einen hohen Begriff von der Kulturstufe, auf welcher die Topnaars stehen, wenn er im Sande zahlreiche Fläschchen von der bekannten eckigen Gestalt entdeckt. Leider erhält er bei näherer Erkundigung die unter freundlichem Grinsen erteilte Auskunft, daß der Inhalt derselben, der mit echtem kölnischem Wasser nur die Aufschrift und die Form der Umhüllung gemein hat, innerlich zur Anwendung kommt. Das englische Gesetz verbietet zwar den freien Verkauf von Spirituosen, aber daß Eau de Cologne auch als Getränk

benutzt werden kann, scheint man in England nicht zu wissen. Übrigens zieht man den edlen Stoff selbst dem nicht gerade schwachen Schnaps der Kaufläden vor, denn ihm wird nachgerühmt, daß er allein so recht betrunken mache. An unsrer ersten, hinter Sandfontein liegenden Ausspannstelle braute Frau Rautanen uns einen Kaffee, der uns über die eintretende Abendkühle hinweghalf. Und bitterkalt war es bereits um die Zeit nach Sonnenuntergang, als die Nebel der Küste langsam vom Strande heranwogten, so daß selbst der im zweiten Viertel stehende Mond die einförmige Dünenvegetation nur spärlich beleuchtete.

Um neun Uhr abends wurde wieder aufgebrochen. Peitschenknallen, laute Rufe, das dumpfe Keuchen der angestrengt arbeitenden Gespanne und das Knirschen der Räder im tiefen Sande unterbrachen die nächtliche Stille. Rautanen und ich wateten zu Fuß voran, um unseren Wagen wenigstens etwas zu erleichtern. So ging es mühsam vorwärts durch die Sandhügel, die mit ihren Narasträuchern und ihren wachholderartig ausschauenden Dawebüschen im blassen Mondlicht an eine märkische Haide erinnerten. Dabei vermeidet der noch unerfahrene Reisende vorsichtig jede dunklere Masse auf dem Wege, im Stillen argwöhnend, er habe eines der scheußlichen Reptile vor sich, mit denen Südafrika in reicher Menge gesegnet ist. Bei näherem Zusehen allerdings entpuppt sich das vermeintliche giftige Ungetüm, um das er im weiten Bogen herumgegangen, als ein Erzeugnis der guten Verdauung friedfertiger Ochsen.

Endlich nach einem dreistündigen anstrengenden Marsche noch eine Wendung, und die ersehnte Plüm (holländisch,

verdorben aus plain) war erreicht. Die Dünen hinter sich lassend, rollten die Wagen auf dem härteren Boden leichter voran, und wir bestiegen aufs neue den ersten, Rautanen, um im Innern des Wagenzeltes einige Stunden zu schlafen, ich, um mich auf der Vorkiste einzurichten, so gut es eben gehen wollte. Angenehm kann ich die nun folgenden Stunden nicht nennen. Mit einer stets wachsenden Müdigkeit kämpfend, zwingt man sich wach zu bleiben, um nicht von dem hohen Sitz herabzustürzen. Unterstützt wird man in diesem Bemühen durch die schneidende Luft, deren Wirkung der alles durchdringende Nebel noch beträchtlich verstärkt. Man wickelt sich in seinen dicken Lodenmantel und steckt die Füße in Decken, doch zuletzt bringt die feuchte Kälte auch durch diese Hüllen, und es bleibt einem nichts übrig, als innerlich auf das Klima der Küstenzone fluchend und äußerlich zitternd und zähneklappernd den Zeitpunkt zu erwarten, wo die erste fahle Dämmerung die nächtlichen Nebel durchbricht. Endlich war dieser Augenblick gekommen und Halt gemacht, und bald brodelten die unvermeidlichen Kaffeekessel über den Lagerfeuern, an denen jeder sich ein Plätzchen zu erobern trachtete. Die Gegend machte einen trübseligen, frostigen Eindruck; vereinzelt schauten einige zähe Wüstenpflanzen aus dem Boden hervor, und das einzige lebende Wesen außer uns und unsern Tieren war ein vor Kälte erstarrtes Chamäleon, das ich in einer Wagenspur fand. Wenig anziehend war auch die folgende Wegestrecke durch die nach Osten ansteigende Geröllebene, aus der einzelne runde Granitkuppen hervorragten. Erst wenn man das trockene Bett des Dupasflusses erreicht hat, zeigt sich eine höhere Kette im Süden,

und in der Nähe erhebt sich der rundliche Berg gleichen Namens etwa zu der doppelten Höhe der Müggelberge. Als wir uns nach mehrstündiger Mittagsrast dieser Stelle näherten, entdeckten die scharfen Augen unseres Treibers draußen auf der Ebene ein größeres Rudel Strauße und Zebras, doch waren dieselben so weit vom Wege entfernt, daß ich das Fernglas zu Hilfe nehmen mußte, um sie zu erkennen.

Der Tag neigte seinem Ende zu, als wir den Dupasberg im Rücken hatten und den letzten Treck (Teil einer Tagereise) antraten. Die Ebene begann sich stärker zu heben, und auf den Flächen erschien die Welwitschia, jene wunderliche Wüstenpflanze mit ihren gedrehten, lederartigen Blättern, ein Gebilde, seltsam wie das Land, welches wir durchzogen. Und dann erblickte ich zum ersten Male in der Ferne jenseits der düstern Namib gewaltige Berggipfel, die Höhen von Usab und Salem. Rot beleuchtet von der untergehenden Sonne schimmerten sie herüber über den von unserm Wege aus unsichtbaren Swakob, die mächtigen Randmauern seines tiefen Thales. Doch die Dämmerung ist in diesen Breiten nur kurz, und bald verschwand im Dunkel des Nachthimmels auch der Usabberg, der zuletzt noch geisterhaft am Horizont aufragte. Trotzdem fuhren wir unaufhaltsam vorwärts, denn die Tiere drängten zum Wasser, welches sie erst im Swakob erhalten. Lange nach Dunkelwerden erreichten wir endlich das Ende der Fläche und fuhren in ein Seitenthal hinab, welches sich steil zum Cannon des Hauptflusses niedersenkte. Bei jeder Windung traten höhere Wände an den sandigen Weg heran, und durch wild zerrissene Seitenschluchten fiel der Blick auf ein

tolles Durcheinander von Felsblöcken und Spalten, von finsteren Schründen und wirren Zacken, herrliche Schlupfwinkel für Leoparden, Hyänen und anderes Raubgesindel. Endlich öffnete sich die Mündung des Thales, und vor uns lag das im Mondlicht weißschimmernde, von stattlichen Bäumen und dichtem Buschwerk eingerahmte Sandbett des Swakob. Hier, in nächster Nähe der Wasserstelle von Usab, spannten wir aus, und um Mitternacht lag ich fest in meine Decken gewickelt, um nach zweiunddreißigstündiger Wanderung den ersten Schlaf unter dem freien Himmel Südafrikas zu thun.

Nach einer köstlich verbrachten Nacht bot mir die Notwendigkeit, unsere Ochsen nach dreitägigen Entbehrungen sich einmal ordentlich sattfressen zu lassen, Gelegenheit, das Thal des Flusses bei Usab näher zu untersuchen. Auch die Wagenmannschaft hatte Zeit, die kleinen Arbeiten vorzunehmen, zu welchen die kurze Rast während der Fahrt durch die Namibwüste ihnen keine Muße gelassen hatte. Und es giebt allerlei zu thun. Zuerst müssen die Räder des Wagens geschmiert und verschiedene Ausbesserungen am Treckgut, d. h. an allen zur Bespannung dienenden Gegenständen vorgenommen werden. Hier wird ein Joch neu am Trecktau befestigt, dort schnitzt ein Hottentotte ein neues Jochscheit, und unter einem mächtigen Anabaum thront würdevoll auf einem der Wasserfäßchen, deren jeder Wagen zwei mit sich führt, einer der Treiber, damit beschäftigt, für die fünf Meter lange Schnur seiner Peitsche einen frischen Vorschlag aus Kuduleder zu schneiden. Abseits im Schatten eines Felsvorsprunges sind einige Bergdamaras, welche die Karawane als Viehwächter und Ochsenleiter be-

gleiten, damit beschäftigt, eines der Schafe, das sie durch einen Kehlschnitt geschlachtet, abzuziehen und auszunehmen. Obgleich das Tier zu den an Fettbildung von den Hammeln des Namalandes weit übertroffenen Damaraschafen gehörte, lieferte es eine Menge des besten Fleisches, welches dem seiner europäischen Verwandten in jeder Hinsicht vorzuziehen ist. Der Schwanz, der mehr als anderthalb Kilogramm wog, wurde ausgebraten und ergab beinahe ein Kilo jenes schönen weißen Fettes, das in Aussehen und Geschmack vollkommen einer Mischung aus Gänse- und Schweineschmalz gleicht und namentlich auf der Reise die Butter sehr gut zu ersetzen vermag. Der Kopf dagegen wurde mit Haut und Haaren in einem mit glühender Asche gefüllten Erdloche geröstet. So zubereitet gilt er als Leckerbissen, und mit Recht. Allerdings gehört einige Überwindung dazu, das Messer gegen ein solches Haupt zu führen, das nach dem Absengen der Haare beängstigend an einen menschlichen Kopf erinnert. Wer sich hierzu nicht entschließen kann, muß mit der Kost vorlieb nehmen, welche die Küche des Biwaks ständig liefert, mit Wasserreis, gekochtem oder gebratenem Fleisch oder in der Asche gerösteten Hammelrippchen. Für das Brot sucht man sich häufig einen Ersatz durch Fettkuchen zu schaffen, das ist eine Mischung aus Weizenmehl, Salz und Wasser, welche in dem erwähnten Schaffett über dem offenen Feuer gebacken werden und nicht übel schmecken.

Zu den wichtigsten Vorbereitungen zum Weitermarsch gehört die Füllung der Wasserfässer und das nochmalige Tränken der neu gekräftigten Tiere. Aber auch trockenes Holz zum Abkochen muß in dieser Gegend gesammelt wer-

den, denn noch sind es annähernd drei Tagereisen bis zu jenem Gebiet, in welchem sich Büsche und Bäume auch außerhalb der Flußthäler finden. Unser Ausspannplatz bot indessen den Leuten Gelegenheit, in wenigen Minuten eine genügende Menge Brennmaterial zu sammeln.

Der Platz Usab ist von unersteiglichen Wänden umgeben. Zweihundert Meter tief stürzen die rötlichen Granitfelsen senkrecht in das Thal ab, dessen größte Breite kaum dreihundert Meter beträgt. Aber weder diese großartige Felsmauer, noch die schneeige Sandfläche des Flusses sind es, welche den Blick am meisten fesseln, sondern vor allem die herrliche Pflanzenwelt, ein Uferpark tiefschattiger Bäume mit dunkelgrünem Unterholz. Unter jenen zeichnen sich die Anabäume vor allen anderen aus; ihre Größe ist die einer stattlichen Eiche und ihr Geäst von außerordentlicher Dichte. Leider eignet sich das Holz der oft zwei Meter dicken Stämme nicht zum Verarbeiten, dagegen werden die trockenen Schoten dieses in die Familie der Akazien gehörenden Baumes vom Vieh gern gefressen. Von den Büschen begegnet man am häufigsten dem Ebenholz, unter dessen eng verwachsenen Zweigen zahlreiche Perl- und Fasanenhühner, aber auch manch weniger angenehmes Getier Schutz und Unterkunft sucht.

Diese reiche Parklandschaft verdankt ihr Dasein einzig und allein dem Wasser des Flusses. Selbst in der trockenen Zeit des Hochlandes versiegen niemals ganz die unterirdischen Adern, deren Wasservorräte in den Ebenen des Kuiseb, des Swakob und anderer großer Flußthäler sich sammeln und das ganze Jahr hindurch unter dem Sande und unter den bewaldeten Uferbänken den Wüstensteppen des Westens

Uferwaldung.

zugeführt werden, die ohne sie schwerlich mit Ochsen und Pferden durchzogen werden könnten. Und als wollte uns der Fluß seine segenspendende Aufgabe vor Augen führen, strömte inmitten einer ausgedehnten, von jungem Grase bestandenen Fläche ein starker Bach thalab, um erst in einem von turmhohen Felsen gebildeten Thalwinkel zu versinken und seinen Weg zum Meere unter der Erde fortzusetzen. Das über die Kiesel und Felsen hinwegrauschende Wasser kam mir vor wie ein lebendiger Protest der afrikanischen Natur gegen die Lästerer im Reichstage, die in ohnmächtigem Ärger über die koloniale Machtentfaltung Deutschlands die Trockenheit und Dürre ihrer eigenen Gedanken und Reden jener anzuhängen trachten.

Am Nachmittag durchzogen unsere Wagen das grüne Thal des Swakob, um nach einer halben Stunde in eine nördliche Seitenschlucht abzubiegen. Mit dem Verlassen des Hauptthales änderte sich sofort das Aussehen der Umgebung. Von beiden Seiten hingen die steinernen Wände in nächster Nähe drohend über, Kakteen und kandelaberförmige Aloestämme wuchsen zwischen den Felstrümmern hervor, und noch häufiger fand sich ein edelweißähnliches Gewächs mit reizenden rot und weiß gefärbten Blüten und sammetnen Blättern. Ein menschlicher Schädel, der am Wege lag, mochte ängstliche Gemüter zu allerlei Betrachtungen über die Gefahren der Wildnis veranlassen; uns war der furchtbare Staub und Schwärme winziger Fliegen, die sich in Augen und Ohren, in Nase und Mund verirrten und durch kein Schlagen und Wedeln mit dem Tuche zu vertreiben waren, lästiger, als derartige überflüssige Gedanken. Beide Plagen ließen erst nach, als die Höhe erreicht war und wir

eine kurze Rast auf der Ebene hielten. Vor uns lagen endlich der hohe Gipfel der Bergkette von Usab und im Nordwesten die Randhöhen des zum Flusse abstürzenden Hochlandes. Mehr aber als Berge und Thäler erfreute mich der Anblick des ersten feinen, in zerstreuten Büscheln stehenden Grases in der Nähe der Ausspannstelle. So spärlich es war, bewies es doch, daß die Steppe nicht mehr ferne sein konnte, und daß der für den Reisenden unangenehmste Teil des Weges hinter uns lag.

Eine Nachtfahrt von einigen Stunden entlang dem Usabgebirge wäre schön gewesen, wenn uns nicht der Seenebel selbst hier gefaßt und in feuchtkalte Wolken gehüllt hätte, die erst zurückblieben, als wir jenseits einer niedrigen Bergpforte im Schutze eines einsamen Hügels unser Nachtlager aufschlugen.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und wir brachen deshalb früh auf, um noch vor Mittag eine Wasserstelle zu erreichen und den Rest des Tages dort zuzubringen. Die von den Missionen eingeführte Sitte verlangt, daß am Sonntag nicht gefahren werde, und wo nicht gerade zwingende Verhältnisse ein Weiterreisen erheischen, wird man sie auch gern befolgen. Aber die Eingeborenen geraten bei einem Verstoß gegen dieselbe bisweilen in abergläubische Furcht vor der Rache des Himmels. Als ein kleiner Buschmannjunge von einem Truppenwagen überfahren und getötet worden war, äußerten die Treiber des Zuges, das Unglück sei die göttliche Strafe für die Fortsetzung der Fahrt am vorhergehenden Sonntage. Es ist zu wünschen, daß die Mission derartigen Äußerungen auf das schärfste entgegentritt, denn in vielen Fällen ist man mit dem besten Willen

nicht in der Lage, am Feiertage zu rasten, und hat dann mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche einem die getauften Eingeborenen womöglich nur aus Faulheit bereiten.

Hell und klar lag der Morgen über dem Hochlande, dessen ebene Flächen im fernen Nordosten durch die schroffe Kette der Khousberge abgeschlossen wurden und dessen Grasflur im Morgenwinde wogte wie ein endloses Kornfeld. Die Ähnlichkeit mit einem solchen ist in der That überraschend, da das Gras gegen das Ende der Regenzeit gelb wird und so einem von der Natur selbst geschaffenen Heu gleicht. Denn der mehr durch die Lufttrockenheit, als durch die Wirkung von Sonnenlicht und Strahlung hervorgerufene Austrocknungsvorgang raubt den Halmen nicht ihren Nährwert für das Vieh; man kann das gelbe Gras der Hochsteppen in keiner Beziehung mit der verbrannten Pflanzendecke schlecht gepflegter Rasenplätze und Wiesen vergleichen. Eigentümlich nehmen sich in der Ebene die zahlreichen Milchbüsche aus, Euphorbien mit ungezählten Stengeln und Ästchen. Außer ihnen erblickt man fast nur Hanna- oder Seifensträucher inmitten der Grasflächen, deren Asche den Eingeborenen bei der Seifenbereitung unentbehrlich ist.

Auf dieser Hochsteppe ist das größere Wild häufiger sichtbar, als in den dichter bewachsenen Bergländern. Schon bald nach unserem Aufbruch zeigten sich in der Ferne hunderte von Springböcken, und bei einer Wendung des Weges um eine niedrige Erdwelle sprang ein aufgescheuchtes Rudel empor, um in rasender Eile zu fliehen. Es ist ein prächtiger Anblick, wenn die schlanken Tiere, die an Größe einem kleinen Hirsch gleichkommen, sich in Trab setzen und wenn dann alle Augenblicke einige sich in die Luft schwingen,

um in weitem Bogen einen Sprung auszuführen, den ihnen selbst ein gutes Pferd so leicht nicht nachthut. Dabei richten sich die glänzenden Rückenmähnen über dem braunen Fell empor, und der Trab wiederholt sich, bis ihn wieder einige riesige Sprünge ablösen.

Im breiten Bette eines Steppenflusses, dessen Richtung schon von weitem an den dunkelgrünen Kronen der Giraffenakazien erkennbar war, wurde im Schatten einiger besonders großer Bäume das Lager aufgeschlagen. Eine kurze Reisepredigt, welche Rautanen vorlas, ließ den Sonntag zu seinem Rechte kommen, worauf ich eine Anzahl Winkel nach verschiedenen Gipfelpunkten im Westen, Süden und Norden mit mehr Muße und Genauigkeit bestimmte, als die Hast des Marsches zugelassen hatte. Bei der ausgezeichneten Beschaffenheit dieses Weges, der auf der rechten Seite des Swakob nach Otjimbingue führt, vermag ein gut bespannter Wagen bis fünf Kilometer in der Stunde zurückzulegen, eine Marschgeschwindigkeit, bei welcher sich das Anstellen genauer Messungen für den Fußgänger von selbst verbietet.

Der Ausspannplatz, welcher den Namen Schakalfontein führt, befindet sich an einer Stelle des Flußbettes, an der das Grundwasser desselben durch ein quer hindurchsetzendes Gesteinsriff aufgestaut wird. Am Ufer der Senke bilden die Klippen einige rundliche Kuppen von der Größe eines Hauses, deren glatte Seitenwände von einer Menge sich im Sonnenschein umhertreibender bunter Eidechsen belebt waren. Gruppen von Giraffenakazien stehen in der Nähe des Wassers; die Bäume sind zwar weniger schön, als die Anabäume des Swakob, doch ist ihr Stamm viel

zäher, und das rote, eisenfeste Kernholz, aus dem die Hereros den Kirri, die furchtbare Wurfkeule schnitzen, ist beinahe unverwüstlich und widersteht selbst der in der Auswahl der anzugreifenden Gegenstände ziemlich vorurteilslosen Termite.

In der Nähe der Wasserstelle hatten sich einige wilde Bergdamaras mit ihren Familien häuslich eingerichtet. Sie gehörten zu jenem merkwürdigen Stamm, dem man zwischen den Hereros und den Hottentotten, also vornehmlich im südlichen Damaralande begegnet. Das außerordentlich dunkle, bisweilen ins Bläuliche spielende Schwarz ihrer Haut, der Ausdruck ihres Gesichts und die allgemeine Bildung des Körpers verweisen sie in die Negerrasse, doch haben sie offenbar während einer längeren Zeit der Unterdrückung die Sprache der einst so mächtigen Namas angenommen. Daß dieselbe ihnen nicht von Anbeginn an geläufig war, beweist ihre Unfähigkeit, die wunderlichen Schnalzlaute ebenso deutlich und richtig auszusprechen wie die Hottentotten. Nur selten und ausnahmsweise sind sie zur Bildung eigner Gemeinden gelangt. Zum Teil leben sie noch als vollkommene Wilde in den einsamen Hochgebieten des Hererolandes, zum Teil nehmen sie die Stellung einer dienenden Klasse bei den selbständigen Völkerschaften des Landes ein. Die Unterordnung unter die verschiedenartigen Rassen des Schutzgebietes, das harte Leben, das sie zu führen gewohnt sind, und endlich ihr friedlicher und unterwürfiger Charakter sind die Ursache, weshalb sie sich besser als alle übrigen farbigen Unterthanen der großen südafrikanischen Provinz Deutschlands zu Arbeitern eignen. Dazu kommt, daß der körperlich

kräftige, wohlgebildete und auch geistig regsame Stamm sich schnell und ohne große Mühe in eine Art europäischer Halbkultur einlebt, eine Eigenschaft, die ihn auch zur persönlichen Bedienung der Weißen geeigneter erscheinen läßt, als den hochmütigen Herero oder den listigen Nama. Die Fähigkeit der Anpassung geht so weit, daß selbst urcuropäische Redensarten und Ausdrücke nach kurzer Zeit in richtiger Bedeutung gebraucht werden. So hörte ich eines Tages in Windhoek, wie ein alter Bergdamara, der noch kein volles Jahr unter den Weißen lebte, von einem Soldaten aufgefordert wurde, ihm etwas zu holen, wofür ihm dieser ein Stück Cavendish-Tabak in Aussicht stellte. Die Antwort war: „neen, mister, ik zal dat niet doen (ich werde es nicht thun), dat is Humbug!“

Die nun folgende Wegstrecke führte über die Hochebene, vorüber an den riesigen Kämmen der schroffen Khousberge, die im Norden wie eine unersteigliche Mauer aufragten, vorüber an zahlreichen Kuppen und einzeln sich erhebenden Bergen, welche schon am frühen Morgen in der Ferne sichtbar waren, aber erst gegen Abend erreicht wurden. Denn die dünne Luft dieses Hochlands ist so rein und klar, daß man jede hervorragende Felskante an den entfernten Gipfeln erkennt, ja daß selbst die Büsche und Aloestauden an den Abhängen sich scharf in der Luft abzeichnen. Im Besitze eines guten Reitpferdes glaubt man die Höhen in längstens einer halben Stunde erreicht zu haben, aber man galoppiert eine Stunde und abermals eine, und die Kuppe mit ihren Zacken und Schründen liegt scheinbar noch ebenso weit vor dem Reiter, gleich als ob ein tückischer Kobold sie vor ihm hinwegrücke. Unter

Bergdamaras.

diesen oft eigentümlich geformten Vorhöhen des Khousgebirges fällt besonders eine durch ihre Gestalt in die Augen, der Rhenosterberg, so genannt wegen seiner Ähnlichkeit mit einem ruhenden Nashorn, für den Jäger gleichzeitig eine Erinnerung an die längst entschwundenen Tage, in denen ein Anderssson noch die gewaltigsten Vertreter des afrikanischen Wildes allenthalben im südlichen Damaralande antraf. Heute haben sich die Riesen des Waldes und der Steppe in entlegene Gebiete zurückgezogen, und nur im Osten und Norden unserer Kolonie ist noch ein Jagen auf das eigentliche Hochwild Afrikas möglich. Vielleicht in Zukunft auch einmal in der Nähe der Küste, in dem halb sagenhaften Oasenlande im Südosten der Walfischbai, von dem bei einer späteren Gelegenheit die Rede sein wird.

Stattlicher als alle anderen Höhen stieg jenseits der nach Omaruru führenden Straße der Berg von Itusis aus der Ebene auf, in der die Sonne bereits untergegangen war. Der Gipfel erglänzte noch immer in den letzten Sonnenstrahlen, welche die höchsten Zinnen des Gebirges trafen. Gleichzeitig erstrahlte der westliche Himmel vom tiefsten Rot bis zum zartesten Violett, das durchsichtige Luftmeer schien dort erfüllt von feurigen Farben, die die Hand des genialsten Malers in dieser Glut nie wiederzugeben vermag. Und während noch die letzten hellen Streifen am Horizont verglühten, war im Osten und Süden das Himmelsgewölbe bereits überstrahlt von fremdartigen Sternbildern, deren Schimmer, reiner und lichter, als die Sterne unserer Breiten, erst zu erblassen begann, als der Mond über die einsamen Berge am Dorstflusse

emporstieg und die ungeheure menschenleere Einöde mit geisterhafter, unheimlicher Helle übergoß. Man kann sich in Deutschland nur schwer einen Begriff von der Wirkung eines Nachthimmels machen, dessen Klarheit es der Venus gestattet, einen deutlich erkennbaren Schatten zu werfen, und in dessen Sternenschimmer mehr als zwanzig Kilometer entfernte Bergzüge scharf und deutlich sichtbar sind.

Die gute Wegstrecke, auf welcher die Wagen dahinrollten wie auf einer ausgezeichneten Landstraße, war zum allgemeinen Bedauern am folgenden Tage zu Ende. Wir verließen die Hochebene, um durch die Schlucht des Kamikaub in das Thal des Swakob hinabzusteigen. Es ist ein schrecklicher Paß, der hier zwischen hohen Felsen bergab führt. An einzelnen Stellen ist er so eng, daß die Wagen ihn in weitem, an den Berghängen entlang führendem Umwege umgehen müssen. An anderen stürzen die Räder meterhohe Stufen hinab, und bei dem Rasseln aller Eisenteile, dem Klirren der Ketten und dem Krachen der verladenen Kisten und Fässer meint man, Gefährt und Ladung müßten jeden Augenblick unter Getöse zusammenbrechen. Aber ein südafrikanischer Ochsenwagen ist stärker, als die besten europäischen Lastfuhrwerke, und nachdem die schlimmste Strecke überwunden ist, befinden sich die vierzig bis fünfzig Zentner Ladung und das oft noch schwerere Gefährt in verhältnißmäßig guter Verfassung.

Hier erkrankte Frau Rautanen derart, daß der Wagen des Missionars einige Tage im Kamikaub stehen bleiben mußte. Ich ließ deshalb mein Gepäck auf denjenigen des Händlers Dannert laden, um möglichst schnell weiter zu kommen. Bei dieser Arbeit halfen einige zufällig des

Weges gekommene Witbooische Hottentotten, welche sich spionierend in den Bergen umhertrieben; die Leute waren außerordentlich hellfarbig, beinahe weißer als wir, doch als sie sich mir näherten, um mich nach Landessitte durch Handschlag zu begrüßen, vermochte ihre europäische Färbung bei mir keine Sympathie für sie zu erwecken, denn was bei den vollkommen nach Burenart gekleideten Kerlen von Haut zu sehen war, starrte förmlich von Schmutz.

Am Nachmittag setzte ich meine Reise mit dem von dem Bastard Hendrik geführten Wagen fort. Bald war das Thal des Swakob erreicht, von dessen jenseitigem Ufer die Berge herüberschauten, hinter denen die erste deutsche Militärstation Tsaobis liegt, ehemals bekannt unter dem Namen „Kaiser Wilhelmsfeste". Von hier an ging es in der immer breiter werdenden Thalebene flußaufwärts. Schöne Grasflächen und reiche Buschweiden wechselten mit einander ab, und gegen Abend wurden auf den Hügeln menschliche Wohnungen und weidende Viehherden sichtbar, ein Anzeichen, daß wir uns bereits in dem ständig bewohnten Flußgebiet unterhalb Otjimbingue befanden. Wir fuhren noch zwei Stunden in die Nacht hinaus und spannten erst in der Nähe der Potmine aus.

Die Mannschaft saß bescheiden am Feuer und bereitete sich ihre Abendmahlzeit. Dann erhob sich der Treiber und fragte höflich bei mir an, ob ich etwas gebratenes Fleisch zu essen wünsche. Obwohl ich reichlich mit Lebensmitteln versehen war, nahm ich sein Anerbieten an, um etwas von der Unterhaltung meiner gelben und schwarzen Begleiter zu hören. Nachdem der Kaffee gekocht war, den ich ihnen als Gegengabe für das Fleisch

zur Verfügung gestellt hatte, entwickelte sich denn auch ein Gespräch, das bei meiner mangelhaften Kenntnis des Kapholländischen, der allgemeinen Verkehrssprache von Südafrika, allerdings häufig ins Stocken geriet, mir aber doch viel Vergnügen bereitete. Der Renommist der Bande, ein Bergdamara aus Otjimbingue, der einige Zeit in Kapstadt gearbeitet hatte, erzählte Dinge von dort, welche die andern staunen machten. Den tiefsten Eindruck aber rief seine Schilderung von der Größe der Stadt hervor, von der er behauptete, sie sei so ausgedehnt, daß ein Betrunkener niemals sein Haus wiederfinden könne. Diese Bemerkung hatte eine längere Erörterung zur Folge, bei der auch in Frage gezogen wurde, ob „de Kaap" (das Kap) zu Afrika gehöre oder nicht. Hendrik legte endlich mir den streitigen Fall zur Entscheidung vor, und ich befand mich in der glücklichen Lage, eine befriedigende Auskunft erteilen zu können. Ermüdet verließ ich endlich die schwatzende Gesellschaft und legte mich zu Bette, d. h. ich breitete eine Decke über ein paar im Wagen verladene Kaffeesäcke und verbrachte auf dieser einfachen Matratze trotz der schlafvertreibenden Eigenschaften ihrer Füllung eine vorzügliche Nacht.

Am anderen Morgen stellte es sich heraus, daß unser Ochsenwächter der Beschäftigung kleinstädtischer Nachtwächter mit Erfolg obgelegen hatte. Infolge dessen war das seiner Obhut anvertraute lebendige Gut natürlich verschwunden, und wir mußten mit dem Aufbruch warten, bis die im Spurensuchen den Indianern ebenbürtigen Leute es zurückbrachten. Mittlerweile besichtigte ich die auf einer Insel im Swakob gelegene Potmine, ein oberflächlich auf-

geschlossenes Kupferlager, dessen Erze Spuren von Gold enthalten sollen. Da aber zu einer Zeit, wo der Goldschwindel im Transvaal zu blühen begann, diese Kleinigkeit den hierhergezogenen australischen Goldgräbern nicht genügte, um daraufhin eine Gesellschaft ins Leben zu rufen, deren Einzahlungen sie des mühsamen Goldsuchens überhoben hätten, so kamen sie auf den guten Gedanken, die Natur zu verbessern. Wo zu wenig Gold ist, kann mehr untergebracht werden. Um auch den findigsten Sachverständigen zu täuschen, luden sie Stückchen des wertvollen Metalles in ihre Henry-Martinibüchsen und schossen so die gewünschten Adern und Gänge in die Spalten des Erzlagers hinein. Leider hatte die Maßregel nicht den von den Herren gewünschten Erfolg, und so haben denn die Träume, welche sich an das angebliche deutsche Goldland knüpften, vorläufig nur in einer „die Goldgräber von Angra Pequena" betitelten Jugendschrift eine greifbare Gestalt gewonnen. Damit soll übrigens keineswegs behauptet werden, daß unser Schutzgebiet nirgends reiche Lager von Edelmetallen besitzen *könne*. Nur davor soll gewarnt werden, den Wert der Kolonie für Deutschland nach der zufälligen Auffindung von Gold und Diamanten abzuschätzen. Die zukünftige Bedeutung des Landes für das Reich steht außer Frage, allein sie beruht nicht auf dem Vorkommen toter Mineralien, sondern auf der richtigen Verwertung des edelsten Kapitals, der menschlichen Arbeitskraft.

Endlich waren die Tiere wieder eingefangen, und die Reise konnte ihren Fortgang nehmen. Über Anawood, einen mit uralten Anabäumen reich bestandenen Platz,

zwischen dessen urwaldartigem Grün vereinzelt auftauchende Häuschen und Gärten auf die Anwesenheit von Bastards deuteten, ging es bald über niedrige Höhen, über welche nur in weiter Ferne höhere Gipfel hinwegschauten, bald durch die dicht bewachsene Uferlandschaft des Flusses, dessen Windungen zum Teil auf kürzerem Wege abgeschnitten wurden. An den Abhängen der welligen Hügel erschienen überall im Graslande die Kameldornbüsche (Kameldorn heißt in Südafrika die Giraffenakazie, weil die ersten holländischen Buren die Giraffen in ihrer Unwissenheit für die Kamele der Bibel hielten), ein sicheres Zeichen, daß wir uns nicht mehr weit von den Ländern mit regelmäßigen starken Sommerregen befanden.

Trotz des winterlichen Sonnenstandes herrschte um Mittag eine angenehme Wärme. Obwohl wir um 7 Uhr morgens nur $1^1/_2$ Grad gehabt hatten, zeigte das Thermometer im Schatten um 2 Uhr nachmittags beinahe 25 Grad Celsius. Gleichwohl erträgt man diese starken Gegensätze in der trockenen und reinen Luft des Hochlandes außerordentlich leicht und befindet sich sogar dabei bedeutend wohler und frischer, als in Deutschland zu irgend einer Zeit des Jahres. Auf der Reise ist es gut, wenn man um die Mitte des Tages die vorderen und hinteren Tuchwände des Wagenzeltes zurückschlagen läßt und dann im Innern neben dem Schatten den ständigen Durchzug frischer Luft empfindet.

An einer Stelle des Weges machte der Wagen Halt und der Treiber wies mir auf dem Boden die zickzackförmige Spur einer großen Bergschlange. So werden im Damaralande die Pythone genannt, die afrikanischen Ver-

treter der giftlosen Riesenschlangen. Weitere Unterbrechungen der Fahrt kamen nicht vor, und am Nachmittag zeigte sich der den Thalkessel von Otjimbingue im Osten abschließende lange Rücken des Lievenberges bereits in ziemlicher Nähe. Dann ging es über das flache, bebuschte Hügelland auf holprigen Wegen hinab in das Thal. Noch eine letzte Biegung der Straße, und wir fuhren zwischen den verstreuten Häusern des Ortes dahin, unter welchen eines durch Befestigungsmauern und einen mit Schießscharten versehenen Turm sofort in die Augen fiel. Wir durchzogen den Hauptteil der auf dem rechten Ufer des Swakob gelegenen Niederlassung und überschritten das Bett eines von Norden her kommenden Nebenflusses, des Omusema. Auf dem hohen linken Ufer seines Thales liegen außer dem kaiserlichen Kommissariat und einigen der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gehörigen Dienstgebäuden die Wohnungen mehrerer Weißen, darunter auch diejenige des Eigentümers des von mir benutzten Wagens. Derselbe hieß mich willkommen und bot mir ein Zimmer in seinem Hause an, das ich gerne annahm, froh, nach sechs winterlichen Biwaks einmal wieder in einem ordentlichen Bette ruhen zu können.

5 Kapitel.

Aufenthalt in Otjimbingue.

Otjimbingue oder Otjindinge, das Azab der Nama- und Bergdamara, liegt in einem ausgedehnten, vom Swakob gebildeten Thalkeſſel. Die Größe des Ortes und das mangelnde Verſtändnis der Einwohner für die Wichtigkeit eines kräftigen Pflanzenwuchſes gerade an den Flüſſen tragen Schuld, daß von dem ehemaligen Urpark nur noch wenige Bäume ſtehen geblieben ſind. Auch der Weide in der näheren Umgebung der Niederlaſſung merkt man die Ausnutzung durch die auf dem Platze gehaltenen Herden an. Dagegen ſind die großen Kameldornbäume im Thal des Omuſema unverſehrt geblieben, und wer den Blick flußaufwärts richtet, mag ſich leicht der Täuſchung hingeben, er habe einen lichten Hochwald vor ſich. Einförmig wie die Pflanzenwelt iſt auch die Ausſicht auf die auf allen Seiten langſam anſteigenden Thalhänge, und nur im Oſten erhebt ſich das Wahrzeichen von Otjimbingue, der Lievenberg, zu größerer Höhe.

Otjimbingue iſt ſeit langer Zeit einer der wichtigſten

Plätze des Hererolandes. Zwar gehören seine Bewohner durchaus nicht zu den wohlhabendsten ihres Stammes, aber die Lage des Ortes in nicht zu großer Entfernung von der See (rund 200 km), die Vereinigung verschiedener wichtiger Straßen in seiner Nähe und endlich die Anwesenheit mehrerer seit einer Generation hier ansässiger weißer Familien trugen dazu bei, die Bedeutung des Punktes weit über den ursprünglichen nur in Macht und Besitz begründeten Einfluß seiner eingeborenen Bevölkerung zu steigern. Unter der farbigen Einwohnerschaft überwiegen natürlich die Hereros und Damaras. Die Ovaherero (Plural von Herero, doch wird der Stamm gewöhnlich Herero genannt, wobei die Betonung stets auf der ersten oder der letzten Silbe liegt) gehören zu den Bantu, welche die Hauptbevölkerung des großen südäquatorialen Dreiecks von Afrika bilden. Ihr Äußeres ist demjenigen der südafrikanischen Kaffernstämme so ähnlich, daß man sie unbedingt dieser Völkerfamilie zurechnen muß. In der That scheinen sie von Osten her in ihre heutigen Wohnsitze eingedrungen zu sein, aber nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, erst vor hundert Jahren. Wenigstens geht aus dem Bericht eines Nama, den unser Landsmann Lichtenstein übermittelt hat, hervor, daß sie bereits um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an der Nordgrenze von Groß-Namaland Kämpfe mit den Hottentotten zu bestehen hatten; also ist auch der blutige Streit zwischen der schwarzen und gelben Rasse, der erst vor zwei Jahren endgiltig beendigt zu sein scheint, viel älter, als die Europäer in Südwestafrika zu rechnen pflegen. Die Hereros besitzen eine große, schöne Gestalt und Gesichtszüge, die häufig durchaus

europäiſch geſchnitten ſind. Ein Bruder des vorigen Oberhäuptlings, des alten Kamaharero, der uns in Windhoek beſuchte, erinnerte ſtark an unſern großen Moltke. Manche ſehen aus wie Südeuropäer, wieder andere haben ein beinahe jüdiſches Äußere, dem man auch bei den Kaffern in Südoſtafrika häufig begegnet. Vor allen andern Völkern der Kolonie aber zeichnen ſie ſich durch das Ebenmaß ihrer Glieder und ihren vollendeten Körperbau aus. Nicht wenige vermöchten herrliche Modelle für einen Bildhauer abzugeben, und die dunkle, von wirklichem Schwarz bis zu bronzefarbenem Braun wechſelnde Hautfarbe dient umſomehr dazu, die Leute wie Statuen erſcheinen zu laſſen. In den größeren Orten gehen die meiſten allerdings europäiſch gekleidet, und man bedauert darum faſt den Einfluß der Miſſion, der dieſe Änderung der Kleidung zu ſtande gebracht, denn die wilde Nacktheit der im Felde lebenden und nur mit einem Schurz aus Lederriemen bekleideten Hereros wirkt eher verſchönend, als abſtoßend. Den Damaras des Südens zum Lobe muß jedoch geſagt werden, daß auch die europäiſche Tracht, die der Kleidung der ſüdafrikaniſchen Buren entſpricht, ihnen nicht ſchlecht ſteht, und daß man unter ihnen niemals jenen an die Zeichnungen unſerer Witzblätter erinnernden Zerrbildern begegnet, wie ſie unter den Negern der weſtafrikaniſchen Küſte nicht ſelten vorkommen.

Die Hereros ſind in erſter Linie Viehzüchter. Für ihre Rinder leben und ſterben ſie, und was beim Afrikaner noch mehr ſagen will, für ihre Rinder arbeiten ſie ſogar. Dabei hängen ſie an den Tieren mit derſelben Anhänglichkeit, die der Europäer einem geſchätzten Pferde widmen würde; die

Händler, welche, um Ochsen einzuhandeln, sich in das Innere des Hererolandes begeben, wissen davon zu erzählen, mit welcher Hartnäckigkeit die Damaras die besseren und schwereren Ochsen festhalten und wie sie ehedem nie dazu zu bewegen waren, auch nur eine einzige Kuh zu verkaufen. Neben dem Rindvieh, von dessen Wichtigkeit das Vorhandensein heilig gehaltener Ochsen ein Zeugnis ablegt, ziehen sie in ziemlicher Menge Schafe und Ziegen, welche zwar mit dem im Namalande vorkommenden Kleinvieh rasseverwandt sind, es aber bei dem Fehlen der dortigen, den Schafen besonders zuträglichen Buschweide niemals zu der Fleisch- und Fettentwickelung bringen, durch welche das Kleinvieh der Bastards und Hottentotten sich auszeichnet. In den Thälern der größeren Flüsse treiben sie auch etwas Feld- oder richtiger Gartenbau, allein derselbe tritt gegen die Beschäftigung mit dem Vieh vollständig zurück, und ein Herero wird kaum jemals die Erzeugnisse der Ackerwirtschaft vermissen, wenn er nur recht oft Gelegenheit hat, seine geliebte Omaire, die säuerliche, in Kalebassen aufbewahrte Milch zu genießen.

Die Ovaherero zerfallen in eine Anzahl Häuptlingschaften, doch ist auch innerhalb dieser der Einfluß des Oberhauptes nicht entfernt mit demjenigen der Sulukönige oder der despotischen Fürsten von Matabeleland zu vergleichen. Zu einem gemeinsamen politischen Vorgehen fehlt den recht eigentlich aristokratisch regierten Stammteilen offenbar Neigung und Befähigung. Nach dem Tode Kamahareros, der doch eine gewisse Oberhoheit besessen hatte, brachen die alten Zwistigkeiten wieder aus, und bis auf den heutigen Tag ist es dem Sohne des Verstorbenen,

Samuel Maharero von Okahandja, nicht gelungen, die angesehene Stellung seines Vaters wieder zu erlangen. Ihm diese zu verschaffen bemüht sich ganz neuerdings der jetzige Landeshauptmann, Major Leutwein, im wohlverstandenen Interesse der Hereros sowohl, als auch der deutschen Regierung und Verwaltung.

Das interessante Volk besitzt viele Vorzüge und Schwächen, die den hochentwickelten Hirtenstämmen Südafrikas eigen zu sein pflegen. Jedem, der genötigt war, mit Angehörigen eines Hererostammes zu verhandeln, fällt die Gewandtheit derselben im diplomatischen Verkehr auf oder, um es kurz auszudrücken, eine mehr als gewöhnliche Denkschärfe und zähes Festhalten an dem, was durchzusetzen sie sich vorgenommen haben. Nebenbei sind die Einwohner der südlichen Landschaften des Damaralandes auch im Handel schlau und dem weniger gewandten Neuling nicht selten überlegen. Im Verkehr mit europäischen Nichtkaufleuten sind sie schweigsam und vorsichtig, aber ich fand diese Eigenschaft stets angenehmer, als das augendienerische Benehmen vieler Hottentotten und Bastards. Trotzdem gelten sie für aufdringlich und unverschämt; ohne dies bestreiten zu wollen, glaube ich, daß Äußerungen dieser Art sich weit häufiger Händlern als andern Weißen gegenüber ereignen, und daß man laute Unverschämtheit wenigstens nicht der Gesamtheit des Volkes zum Vorwurfe machen kann. Hochmütig sind sie indessen alle, und diese bisweilen fälschlich als Stolz bezeichnete Hochnäsigkeit der Hereros ist um so weniger begründet, als sich die Mehrzahl derselben in echt heroischen Eigenschaften nicht entfernt mit den Sulukriegern vergleichen kann, welche bei Isanduala mit der

blanken Waffe eine ſtarke und gut bewaffnete Abteilung der engliſchen Macht vollſtändig vernichteten. Gleichwohl wäre es von uns Deutſchen ſehr verkehrt zu glauben, daß man ſie als einen verächtlichen Gegner behandeln könne. Sie werden ein höchſt gefährlicher Feind ſein, wenn eines Tages bei ihnen der Glaube zur Gewißheit wird, daß es um ihre Selbſtändigkeit und um den unbeſtrittenen Beſitz ihrer Ländereien geſchehen ſei. Darum iſt es eine Verkennung ihres Charakters, wenn man ſie ohne jeden Vorbehalt für feige erklärt, und es zeugt von wenig Urteil, wenn man glaubt, daß die Ovaherero nach der Bildung von kleinen Garniſonen in ihren Hauptorten für alle Zukunft und unter allen Umſtänden Frieden halten würden; ein verwerflicher Leichtſinn aber wäre es, wenn Geſellſchaften oder Private es zu unternehmen wagten, Deutſche mit ihren Familien auf ſtreitigem Grund und Boden anzuſiedeln. Die Hereros würden auch dann wahrſcheinlich nicht zum offenen Angriff gegen deutſche Truppen ſchreiten, aber eines Morgens würden die Bauern mit ihren Frauen und Kindern ermordet auf den Farmen gefunden werden. Denn der Kaffer wird in ſeinem Haß gegen ein von ihm als feindlich betrachtetes Volk zu einer wilden Beſtie, die Frauen und Kinder mit derſelben viehiſchen Wolluſt abſchlachtet wie die Männer. Und daß die Hereros in dieſer Hinſicht echte Kaffern ſind, haben ſie bei dem Überfall auf Gibeon vor vier Jahren zur genüge bewieſen.

Es iſt bei richtigem Vorgehen der Regierung kaum anzunehmen, daß in abſehbarer Zeit in unſerem ſüdweſtafrikaniſchen Schutzgebiet ein Kaffernkrieg zu ſtande komme.

Zwei meiner südwestafrikanischen Freunde, Regierungsassessor Köhler und Premierleutnant v. Bülow, welche viel mit den Hereros in Berührung kamen, äußerten stets eine übrigens auch in anderen Kreisen der Kolonie verbreitete Anschauung, deren Kernpunkt war, man solle im Falle eines Vergehens sich stets den Schuldigen zur Bestrafung ausliefern lassen. Hätten die Hereros erst einmal eingesehen, daß die Vergeltung nur diesen und nicht den ganzen Stamm treffe, so würden sie in solchen Ereignissen niemals einen Grund zum Kriege oder zu Rachethaten finden. Die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigte mir vollkommen der beste Kenner der Damaranation, der alte Missionar Hugo Hahn, der mich in Worcester in der Kapkolonie eigens aufsuchte, um mit mir die Hererofrage zu erörtern. Ebenso billigte er meine Auffassung von der absoluten Verderblichkeit eines Krieges gegen die Kaffern, weil er mir zugab, daß wir damit die wirtschaftliche Entwickelung des Landes auf Jahrzehnte hinaus lahmlegen würden. Beinahe der ganze Handel beruht auf dem Tauschgeschäft mit den Hereros, und wenn ein militärisches Vorgehen, dem sie auf die Dauer einen Widerstand nicht entgegenzusetzen vermögen, diese mitsamt ihren Herden zur Flucht in die unzugänglichen Quellengebiete des Sambesi genötigt haben würde, so wäre die hinreichende Versorgung der Europäer mit Schlacht- und Handelsvieh auf lange Zeit unmöglich gemacht.

Wenn ein Herero für ein wirkliches Vergehen bestraft werden soll, dann ist allerdings zu hoffen, daß man recht streng vorgeht und keinerlei Rücksicht auf den Humanitätsdusel gewisser Kreise nimmt. Die Liebhaber der von der britischen Regierung vertretenen schwächlichen Eingeborenen-

politik — und wir haben deren genug in unserem eigenen Vaterlande — können kaum scharf genug darauf hingewiesen werden, daß in Südafrika einer gerechter Strafe verfallenen eingeborenen Bevölkerung gegenüber immer und überall der Satz Geltung hat: Milde gegen den Farbigen ist Grausamkeit gegen den Weißen.

Die Bastards, deren eine Anzahl in Otjimbingue lebt, werde ich bei einer späteren Gelegenheit schildern. Außer diesen und den Bergdamaras giebt es hier auch Hottentotten, welche ehemals selbständigen, aber später versprengten Stämmen des Namavolkes angehören.

Zur Zeit meines ersten Aufenthalts waren daselbst einschließlich der Kinder mehr als sechzig Weiße, von denen einige länger als ein Vierteljahrhundert im Lande sich aufhielten. Die Häuser der Europäer erkennt man schon von weitem an ihrer Größe. Die meisten sind aus lufttrockenen Ziegeln gebaut und machen mit ihrem weißen Kalkbewurf einen ganz guten Eindruck. Die Innenräume sind angenehm kühl; sie sind vier und einen halben Meter hoch und mit Riedgeflecht gedeckt, über welchem eine Lehmschicht das Durchsickern des Regenwassers verhindert. Der Boden besteht meist aus gestampftem Lehm, der mit Ochsenblut noch weiter gefestigt wird. Auf diesem Lehm oder den Steinen der Diele liegen oft recht hübsch genähte Decken aus Ziegen- und Schaffellen (Karosse), bisweilen auch aus den schönen Rückenfellen des Springbocks. Mit einigen der Häuser sind große Niederlagen (Stores) verbunden, in denen man alles kaufen kann, dessen man auf der Reise oder im Haushalt bedarf. Da sind Handwerksgeräte und Taschenmesser, Nähnadeln und Garne; die verschiedensten

zwischen dessen urwaldartigem Grün vereinzelt auftauchende Häuschen und Gärten auf die Anwesenheit von Bastards deuteten, ging es bald über niedrige Höhen, über welche nur in weiter Ferne höhere Gipfel hinwegschauten, bald durch die dicht bewachsene Uferlandschaft des Flusses, dessen Windungen zum Teil auf kürzerem Wege abgeschnitten wurden. An den Abhängen der welligen Hügel erschienen überall im Graslande die Kameldornbüsche (Kameldorn heißt in Südafrika die Giraffenakazie, weil die ersten holländischen Buren die Giraffen in ihrer Unwissenheit für die Kamele der Bibel hielten), ein sicheres Zeichen, daß wir uns nicht mehr weit von den Ländern mit regelmäßigen starken Sommerregen befanden.

Trotz des winterlichen Sonnenstandes herrschte um Mittag eine angenehme Wärme. Obwohl wir um 7 Uhr morgens nur $1^1/_2$ Grad gehabt hatten, zeigte das Thermometer im Schatten um 2 Uhr nachmittags beinahe 25 Grad Celsius. Gleichwohl erträgt man diese starken Gegensätze in der trockenen und reinen Luft des Hochlandes außerordentlich leicht und befindet sich sogar dabei bedeutend wohler und frischer, als in Deutschland zu irgend einer Zeit des Jahres. Auf der Reise ist es gut, wenn man um die Mitte des Tages die vorderen und hinteren Tuchwände des Wagenzeltes zurückschlagen läßt und dann im Innern neben dem Schatten den ständigen Durchzug frischer Luft empfindet.

An einer Stelle des Weges machte der Wagen Halt und der Treiber wies mir auf dem Boden die zickzackförmige Spur einer großen Bergschlange. So werden im Damaralande die Pythone genannt, die afrikanischen Ver-

treter der giftlosen Riesenschlangen. Weitere Unterbrechungen der Fahrt kamen nicht vor, und am Nachmittag zeigte sich der den Thalkessel von Otjimbingue im Osten abschließende lange Rücken des Lievenberges bereits in ziemlicher Nähe. Dann ging es über das flache, bebuschte Hügelland auf holprigen Wegen hinab in das Thal. Noch eine letzte Biegung der Straße, und wir fuhren zwischen den verstreuten Häusern des Ortes dahin, unter welchen eines durch Befestigungsmauern und einen mit Schießscharten versehenen Turm sofort in die Augen fiel. Wir durchzogen den Hauptteil der auf dem rechten Ufer des Swakob gelegenen Niederlassung und überschritten das Bett eines von Norden her kommenden Nebenflusses, des Omusema. Auf dem hohen linken Ufer seines Thales liegen außer dem kaiserlichen Kommissariat und einigen der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gehörigen Dienstgebäuden die Wohnungen mehrerer Weißen, darunter auch diejenige des Eigentümers des von mir benutzten Wagens. Derselbe hieß mich willkommen und bot mir ein Zimmer in seinem Hause an, das ich gerne annahm, froh, nach sechs winterlichen Biwaks einmal wieder in einem ordentlichen Bette ruhen zu können.

3. Kapitel.

Aufenthalt in Otjimbingue.

Otjimbingue oder Otjindinge, das Azab der Nama- und Bergdamara, liegt in einem ausgedehnten, vom Swakob gebildeten Thalkessel. Die Größe des Ortes und das mangelnde Verständnis der Einwohner für die Wichtigkeit eines kräftigen Pflanzenwuchses gerade an den Flüssen tragen Schuld, daß von dem ehemaligen Uferpark nur noch wenige Bäume stehen geblieben sind. Auch der Weide in der näheren Umgebung der Niederlassung merkt man die Ausnutzung durch die auf dem Platze gehaltenen Herden an. Dagegen sind die großen Kameldornbäume im Thal des Omusema unversehrt geblieben, und wer den Blick flußaufwärts richtet, mag sich leicht der Täuschung hingeben, er habe einen lichten Hochwald vor sich. Einförmig wie die Pflanzenwelt ist auch die Aussicht auf die auf allen Seiten langsam ansteigenden Thalhänge, und nur im Osten erhebt sich das Wahrzeichen von Otjimbingue, der Lievenberg, zu größerer Höhe.

Otjimbingue ist seit langer Zeit einer der wichtigsten

Plätze des Hererolandes. Zwar gehören seine Bewohner durchaus nicht zu den wohlhabendsten ihres Stammes, aber die Lage des Ortes in nicht zu großer Entfernung von der See (rund 200 km), die Vereinigung verschiedener wichtiger Straßen in seiner Nähe und endlich die Anwesenheit mehrerer seit einer Generation hier ansässiger weißer Familien trugen dazu bei, die Bedeutung des Punktes weit über den ursprünglichen nur in Macht und Besitz begründeten Einfluß seiner eingeborenen Bevölkerung zu steigern. Unter der farbigen Einwohnerschaft überwiegen natürlich die Hereros und Damaras. Die Ovaherero (Plural von Herero, doch wird der Stamm gewöhnlich Herero genannt, wobei die Betonung stets auf der ersten oder der letzten Silbe liegt) gehören zu den Bantu, welche die Hauptbevölkerung des großen südäquatorialen Dreiecks von Afrika bilden. Ihr Äußeres ist demjenigen der südafrikanischen Kaffernstämme so ähnlich, daß man sie unbedingt dieser Völkerfamilie zurechnen muß. In der That scheinen sie von Osten her in ihre heutigen Wohnsitze eingedrungen zu sein, aber nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, erst vor hundert Jahren. Wenigstens geht aus dem Bericht eines Nama, den unser Landsmann Lichtenstein übermittelt hat, hervor, daß sie bereits um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an der Nordgrenze von Groß-Namaland Kämpfe mit den Hottentotten zu bestehen hatten; also ist auch der blutige Streit zwischen der schwarzen und gelben Rasse, der erst vor zwei Jahren endgiltig beendigt zu sein scheint, viel älter, als die Europäer in Südwestafrika zu rechnen pflegen. Die Hereros besitzen eine große, schöne Gestalt und Gesichtszüge, die häufig durchaus

europäisch geschnitten sind. Ein Bruder des vorigen Oberhäuptlings, des alten Kamaharero, der uns in Windhoek besuchte, erinnerte stark an unsern großen Moltke. Manche sehen aus wie Südeuropäer, wieder andere haben ein beinahe jüdisches Äußere, dem man auch bei den Kaffern in Südostafrika häufig begegnet. Vor allen andern Völkern der Kolonie aber zeichnen sie sich durch das Ebenmaß ihrer Glieder und ihren vollendeten Körperbau aus. Nicht wenige vermöchten herrliche Modelle für einen Bildhauer abzugeben, und die dunkle, von wirklichem Schwarz bis zu bronzefarbenem Braun wechselnde Hautfarbe dient umsomehr dazu, die Leute wie Statuen erscheinen zu lassen. In den größeren Orten gehen die meisten allerdings europäisch gekleidet, und man bedauert darum fast den Einfluß der Mission, der diese Änderung der Kleidung zu stande gebracht, denn die wilde Nacktheit der im Felde lebenden und nur mit einem Schurz aus Lederriemen bekleideten Hereros wirkt eher verschönend, als abstoßend. Den Damaras des Südens zum Lobe muß jedoch gesagt werden, daß auch die europäische Tracht, die der Kleidung der südafrikanischen Buren entspricht, ihnen nicht schlecht steht, und daß man unter ihnen niemals jenen an die Zeichnungen unserer Witzblätter erinnernden Zerrbildern begegnet, wie sie unter den Negern der westafrikanischen Küste nicht selten vorkommen.

Die Hereros sind in erster Linie Viehzüchter. Für ihre Rinder leben und sterben sie, und was beim Afrikaner noch mehr sagen will, für ihre Rinder arbeiten sie sogar. Dabei hängen sie an den Tieren mit derselben Anhänglichkeit, die der Europäer einem geschätzten Pferde widmen würde; die

Händler, welche, um Ochsen einzuhandeln, sich in das Innere des Hererolandes begeben, wissen davon zu erzählen, mit welcher Hartnäckigkeit die Damaras die besseren und schwereren Ochsen festhalten und wie sie ehedem nie dazu zu bewegen waren, auch nur eine einzige Kuh zu verkaufen. Neben dem Rindvieh, von dessen Wichtigkeit das Vorhandensein heilig gehaltener Ochsen ein Zeugnis ablegt, ziehen sie in ziemlicher Menge Schafe und Ziegen, welche zwar mit dem im Namalande vorkommenden Kleinvieh rasseverwandt sind, es aber bei dem Fehlen der dortigen, den Schafen besonders zuträglichen Buschweide niemals zu der Fleisch- und Fettentwickelung bringen, durch welche das Kleinvieh der Bastards und Hottentotten sich auszeichnet. In den Thälern der größeren Flüsse treiben sie auch etwas Feld- oder richtiger Gartenbau, allein derselbe tritt gegen die Beschäftigung mit dem Vieh vollständig zurück, und ein Herero wird kaum jemals die Erzeugnisse der Ackerwirtschaft vermissen, wenn er nur recht oft Gelegenheit hat, seine geliebte Omaire, die säuerliche, in Kalebassen aufbewahrte Milch zu genießen.

Die Ovaherero zerfallen in eine Anzahl Häuptlingschaften, doch ist auch innerhalb dieser der Einfluß des Oberhauptes nicht entfernt mit demjenigen der Sulukönige oder der despotischen Fürsten von Matabeleland zu vergleichen. Zu einem gemeinsamen politischen Vorgehen fehlt den recht eigentlich aristokratisch regierten Stammteilen offenbar Neigung und Befähigung. Nach dem Tode Kamahareros, der doch eine gewisse Oberhoheit besessen hatte, brachen die alten Zwistigkeiten wieder aus, und bis auf den heutigen Tag ist es dem Sohne des Verstorbenen,

Samuel Maharero von Okahandja, nicht gelungen, die angesehene Stellung seines Vaters wieder zu erlangen. Ihm diese zu verschaffen bemüht sich ganz neuerdings der jetzige Landeshauptmann, Major Leutwein, im wohlverstandenen Interesse der Hereros sowohl, als auch der deutschen Regierung und Verwaltung.

Das interessante Volk besitzt viele Vorzüge und Schwächen, die den hochentwickelten Hirtenstämmen Südafrikas eigen zu sein pflegen. Jedem, der genötigt war, mit Angehörigen eines Hererostammes zu verhandeln, fällt die Gewandtheit derselben im diplomatischen Verkehr auf oder, um es kurz auszudrücken, eine mehr als gewöhnliche Denkschärfe und zähes Festhalten an dem, was durchzusetzen sie sich vorgenommen haben. Nebenbei sind die Einwohner der südlichen Landschaften des Damaralandes auch im Handel schlau und dem weniger gewandten Neuling nicht selten überlegen. Im Verkehr mit europäischen Nichtkaufleuten sind sie schweigsam und vorsichtig, aber ich fand diese Eigenschaft stets angenehmer, als das augendienerische Benehmen vieler Hottentotten und Bastards. Trotzdem gelten sie für aufdringlich und unverschämt; ohne dies bestreiten zu wollen, glaube ich, daß Äußerungen dieser Art sich weit häufiger Händlern als andern Weißen gegenüber ereignen, und daß man laute Unverschämtheit wenigstens nicht der Gesamtheit des Volkes zum Vorwurfe machen kann. Hochmütig sind sie indessen alle, und diese bisweilen fälschlich als Stolz bezeichnete Hochnäsigkeit der Hereros ist um so weniger begründet, als sich die Mehrzahl derselben in echt heroischen Eigenschaften nicht entfernt mit den Sulukriegern vergleichen kann, welche bei Isanduala mit der

blanken Waffe eine starke und gut bewaffnete Abteilung der englischen Macht vollständig vernichteten. Gleichwohl wäre es von uns Deutschen sehr verkehrt zu glauben, daß man sie als einen verächtlichen Gegner behandeln könne. Sie werden ein höchst gefährlicher Feind sein, wenn eines Tages bei ihnen der Glaube zur Gewißheit wird, daß es um ihre Selbständigkeit und um den unbestrittenen Besitz ihrer Ländereien geschehen sei. Darum ist es eine Verkennung ihres Charakters, wenn man sie ohne jeden Vorbehalt für feige erklärt, und es zeugt von wenig Urteil, wenn man glaubt, daß die Ovaherero nach der Bildung von kleinen Garnisonen in ihren Hauptorten für alle Zukunft und unter allen Umständen Frieden halten würden; ein verwerflicher Leichtsinn aber wäre es, wenn Gesellschaften oder Private es zu unternehmen wagten, Deutsche mit ihren Familien auf streitigem Grund und Boden anzusiedeln. Die Hereros würden auch dann wahrscheinlich nicht zum offenen Angriff gegen deutsche Truppen schreiten, aber eines Morgens würden die Bauern mit ihren Frauen und Kindern ermordet auf den Farmen gefunden werden. Denn der Kaffer wird in seinem Haß gegen ein von ihm als feindlich betrachtetes Volk zu einer wilden Bestie, die Frauen und Kinder mit derselben viehischen Wollust abschlachtet wie die Männer. Und daß die Hereros in dieser Hinsicht echte Kaffern sind, haben sie bei dem Überfall auf Gibeon vor vier Jahren zur genüge bewiesen.

Es ist bei richtigem Vorgehen der Regierung kaum anzunehmen, daß in absehbarer Zeit in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet ein Kaffernkrieg zu stande komme.

Zwei meiner südwestafrikanischen Freunde, Regierungsassessor Köhler und Premierleutnant v. Bülow, welche viel mit den Hereros in Berührung kamen, äußerten stets eine übrigens auch in anderen Kreisen der Kolonie verbreitete Anschauung, deren Kernpunkt war, man solle im Falle eines Vergehens sich stets den Schuldigen zur Bestrafung ausliefern lassen. Hätten die Hereros erst einmal eingesehen, daß die Vergeltung nur diesen und nicht den ganzen Stamm treffe, so würden sie in solchen Ereignissen niemals einen Grund zum Kriege oder zu Rachethaten finden. Die Richtigkeit dieser Ansicht bestätigte mir vollkommen der beste Kenner der Damaranation, der alte Missionar Hugo Hahn, der mich in Worcester in der Kapkolonie eigens aufsuchte, um mit mir die Hererofrage zu erörtern. Ebenso billigte er meine Auffassung von der absoluten Verderblichkeit eines Krieges gegen die Kaffern, weil er mir zugab, daß wir damit die wirtschaftliche Entwickelung des Landes auf Jahrzehnte hinaus lahmlegen würden. Beinahe der ganze Handel beruht auf dem Tauschgeschäft mit den Hereros, und wenn ein militärisches Vorgehen, dem sie auf die Dauer einen Widerstand nicht entgegenzusetzen vermögen, diese mitsamt ihren Herden zur Flucht in die unzugänglichen Quellengebiete des Sambesi genötigt haben würde, so wäre die hinreichende Versorgung der Europäer mit Schlacht- und Handelsvieh auf lange Zeit unmöglich gemacht.

Wenn ein Herero für ein wirkliches Vergehen bestraft werden soll, dann ist allerdings zu hoffen, daß man recht streng vorgeht und keinerlei Rücksicht auf den Humanitätsdusel gewisser Kreise nimmt. Die Liebhaber der von der britischen Regierung vertretenen schwächlichen Eingeborenen-

politik — und wir haben deren genug in unserem eigenen Vaterlande — können kaum scharf genug darauf hingewiesen werden, daß in Südafrika einer gerechter Strafe verfallenen eingeborenen Bevölkerung gegenüber immer und überall der Satz Geltung hat: Milde gegen den Farbigen ist Grausamkeit gegen den Weißen.

Die Bastards, deren eine Anzahl in Otjimbingue lebt, werde ich bei einer späteren Gelegenheit schildern. Außer diesen und den Bergdamaras giebt es hier auch Hottentotten, welche ehemals selbständigen, aber später versprengten Stämmen des Namavolkes angehören.

Zur Zeit meines ersten Aufenthalts waren daselbst einschließlich der Kinder mehr als sechzig Weiße, von denen einige länger als ein Vierteljahrhundert im Lande sich aufhielten. Die Häuser der Europäer erkennt man schon von weitem an ihrer Größe. Die meisten sind aus lufttrockenen Ziegeln gebaut und machen mit ihrem weißen Kalkbewurf einen ganz guten Eindruck. Die Innenräume sind angenehm kühl; sie sind vier und einen halben Meter hoch und mit Riedgeflecht gedeckt, über welchem eine Lehmschicht das Durchsickern des Regenwassers verhindert. Der Boden besteht meist aus gestampftem Lehm, der mit Ochsenblut noch weiter gefestigt wird. Auf diesem Lehm oder den Steinen der Diele liegen oft recht hübsch genähte Decken aus Ziegen- und Schaffellen (Karosse), bisweilen auch aus den schönen Rückenfellen des Springbocks. Mit einigen der Häuser sind große Niederlagen (Stores) verbunden, in denen man alles kaufen kann, dessen man auf der Reise oder im Haushalt bedarf. Da sind Handwerksgeräte und Taschenmesser, Nähnadeln und Garne; die verschiedensten

Tuchwaren füllen ganze Seiten der Lagerräume aus, von rohen Stoffen und derben Decken bis zu vollständigen Anzügen und seidenen Tüchern. Dazwischen stehen Säcke mit Mehl, Reis, Kaffee und Zucker und die plumpen Kisten, welche den in Platten gepreßten Cavendish-Tabak enthalten, einen der wichtigsten Handelsartikel des Innern. Aber der Feinschmecker findet auch Konserven aller Art und mehr oder weniger rauchbare Zigarren, und in einem der Stores, dem Dannertschen, sind gegen recht anständige Bezahlung auch Wein, Bier und schärfere Sachen zu haben. Nebenher kann man auch Schlachtvieh, Ochsen, Schafe und Ziegen von denselben Händlern erhalten, und mit dem Store der Familie Hälbich ist eine Wagenbauerei verbunden, die Ochsenwagen und Karren zwar zu hohen Preisen, aber von ausgezeichneter und allseitig gerühmter Beschaffenheit herstellt. Wie verschiedenartig die Anforderungen sind, welche an einen derartigen Laden gestellt werden, mag der Leser aus folgendem Auszug ersehen, den ich meiner Rechnung bei einem Windhoeker Händler entnehme:

1/3 Schaf 3 M., Lohn und Kost für einen Arbeiter 1,50	4,50 M.
Hundert Pfund Feinmehl 50 M., ein Tuch 1 M.	51,00 „
1 Flasche Bier 2 M., ein Reitpferd 360 M.	362,00 „

Wie man sieht, müssen die Leute, welche einen solchen Laden besitzen, stets die verschiedensten Gegenstände vorrätig halten, und gleichzeitig erfordert die Schwierigkeit des Verkehrs mit der Küste und mit den entlegeneren Gegenden im Innern, der Handel mit den Eingeborenen und die Beaufsichtigung der oft weit draußen liegenden Viehposten

so viel Aufmerksamkeit, daß betriebsame Leute sich nicht über Mangel an Arbeit beklagen können. Dem steht in friedlichen Zeiten bei einigem Eifer allerdings oft ein Gewinn gegenüber, den die Betreffenden in der Heimat nicht leicht machen würden.

Zwei Tage nach meiner Ankunft traf bei uns ein Gast in der Person des Händlers Konrad aus Rehoboth ein, der im Begriff war, einen Handelszug in das nördliche Damaraland anzutreten. Das Leben dieses Mannes ist gewissermaßen typisch für die Geschichte so mancher Persönlichkeit, mit welcher ein Aufenthalt in Südafrika einen zusammenführt. Von Haus aus ein pommerscher Brunnentechniker, wurde er von dem unglücklichen Lüderitz angeworben, um in dieser Eigenschaft Bohrversuche auf Wasser im südlichen Namalande anzustellen. Nach mehr als hundertägiger Fahrt jedoch lief der kleine Segler, der ihn und seine kostspieligen Bohrwerkzeuge nach Angra Pequena befördert hatte, angesichts dieses Hafens auf einen Felsen und versank mitsamt seiner Ladung. Konrad aber wurde Händler und ließ sich nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen in Rehoboth im Bastardlande nieder. Von dort aus versuchte er sich durch Handelsreisen unter den Hereros emporzuarbeiten, was ihm während der Unruhen der letzten Jahre nur schwer gelingen wollte. Aus den Erzählungen, die er zum besten gab, konnte ich entnehmen, mit welchen Schwierigkeiten und mit wie viel Ärger und Gefahr die Thätigkeit eines solchen im sogenannten Handelsfelde reisenden Kaufmanns verknüpft ist. Während der Besitzer eines Stores in seinem geräumigen Laden unter annähernd europäischen Verhältnissen mit seiner Kundschaft verkehrt, zieht jener

Monate lang mit seinem mit Waren vollgepackten Ochsenwagen durch das Land, auf jeder Werft und in jedem Ort umlagert von einer lärmenden, tobenden und nicht selten eine drohende Haltung annehmenden Masse von Halbwilden. Ein Dach sieht er dort kaum einmal über seinem Haupte, und das „frische, fröhliche" Biwak bekommt man, wie ich aus Erfahrung weiß, schon nach einigen Wochen satt. Und hat er seine Güter glücklich an den Mann gebracht, so erwächst ihm eine neue Schwierigkeit, nämlich die, seine Bezahlung nach Hause zu bringen. Denn wie in den Zeiten des seligen Homer besteht dieselbe nicht in Geld, sondern in hunderten von Ochsen, die nicht ganz so leicht und sicher bis zu dem oft mehrere hundert Kilometer entfernten Wohnsitz des Eigentümers befördert werden können, wie einige hundert Goldfüchse oder ein Wechsel auf die kaiserlich deutsche Hauptkasse in Windhoek.

Nicht minder lehrreich, aber bisweilen recht lästig war eine andere Art von Besuchern, welche dem Fremden in den seltensten Fällen erspart bleibt. Eines Tages erschien der Unterhäuptling von Otjimbingue, Zacharias, mit einigem Gefolge und überraschte Konrad und mich beim Frühstück. Wohl oder übel mußten wir ihn einladen, ein Glas Wein zu trinken, eine Aufforderung, der er mit demselben Eifer nachkam, wie ein in ähnlicher Lage befindlicher Student. Im Laufe des Gespräches erklärte er mir, ich sei sein besonderer Freund, und zur Bekräftigung dieser Freundschaft möge ich ihm ein Pfund Sterling schenken. Konrad, der die Unterhaltung vermittelte, antwortete ihm ruhig, eine solche Unverschämtheit dolmetsche er überhaupt nicht, worauf Zacharias schwieg und sich mit noch größerem Eifer als

vorher der Vertilgung des schweren, aus den Weinkellern des Kap stammenden Pontaks widmete. Nach dem letzten Schluck erhob sich der alte Herr und begab sich in stark verunnüchtertem Zustande auf die Reise, um anderen Glücklichen die Ehre seines Besuchs zu teil werden zu lassen.

War der würdige Zacharias gerade kein erwünschter Gesellschafter, so galt dies in noch höherem Grade von einem seiner Unterthanen, einem riesigen jungen Kerl, wegen seiner Körpergröße kurzweg der lange Eduard genannt. Während jener nur selten erschien, besuchte mich dieser mehrfach während meiner Anwesenheit im schönen Azab und fiel mir durch seine klettenartigen Eigenschaften nicht wenig lästig. Eines Morgens trat er bei mir ein und sah die Françoissche Routenkarte auf dem Tische liegen. Sofort machte sich der schlaue Bursche daran, die Entfernungen der einzelnen Orte miteinander zu vergleichen und ein sachverständiges Urteil darüber abzugeben. Übrigens waren es keineswegs geographische Angelegenheiten, die ihn zu mir führten; vielmehr erkundigte er sich stets eingehend danach, ob ich ihm nicht mit etwas Wein oder Bier eine Freude machen wolle. Trotz meiner mehrfach abgegebenen Erklärung, daß davon gar keine Rede sein könne, erschien er noch am Tage meiner Abreise mit der jedenfalls erfundenen Mitteilung, er habe mir Grüße vom Häuptling zu bestellen, hatte aber mit dieser Nachricht keinen besseren Erfolg.

Es gab zu jener Zeit in Otjimbingue nur ein Haus, welches von Besuchen der eben geschilderten Art verschont blieb. Dies war das Kommissariatsgebäude, welches auf unserer Seite des Omusema unterhalb der hohen Ufer-

böschung des Swakob errichtet war. Seit die Regierung hauptsächlich auf Grund militärischer Erwägungen nach Windhoek verlegt war, wurden die ausgedehnten Räume nur von einem Sergeanten der Schutztruppe bewohnt und beaufsichtigt. Aber nicht der einstöckige, nach der Flußseite mit einer Veranda versehene Bau war es, der jeden Besucher des Ortes hierherzog, sondern der Garten, der auf dem untern Ufergelände sich ausbreitete. Eine kleine, aber höchst anziehende Anlage war diese Pflanzung, ein recht augenfälliges Beispiel für das, was aus dem Flußlande überall gemacht werden kann, wenn nur die richtigen Hände die Sache anfassen. Neben Gemüsebeeten und niedrigen Gewächsen fällt sofort die Gruppe herrlich gedeihender Dattelpalmen jedermann auf, welche trotz ihrer Jugend in einem Jahre bereits zweitausend Pfund der süßen Früchte geliefert haben. Einige Weinstöcke, ebenfalls ausgezeichnet durch überreichen Ertrag, bildeten daneben eine förmliche Laube, während Gruppen von mächtigen Ana-Akazien, zwischen denen sich eine Schirmpalme zu beträchtlicher Höhe erhob, und das unverwüstliche Gestrüpp riesiger Opuntien nach dem Omusema zu einen eigenartigen Hintergrund darstellten. Was hier auf kleinem Raume geschehen, könnte in der Uferlandschaft vieler größerer Flüsse wiederholt werden und auf den unbenutzten Flächen ein Plantagenland entstehen lassen ähnlich den schönsten Oasenzügen des Mittelmeergebiets. Hier, wo die Flüsse jahraus, jahrein reiche Wassermengen ungenützt zum Meere führen, wo eine Sonne, glühender als in Europa, edle Früchte reifen läßt, ohne gleichzeitig Fieberdünste zu erzeugen, hier, wo nach dem Ozean zu noch herrenlose Ländereien sich finden, ist die ge-

Kommissariat in Otjimbingue.

eignete Stelle, eine deutsche Gartenkolonie zu schaffen, welche die Versorgung unseres Vaterlandes mit südlichen Weinen, mit Rosinen und Feigen und mit anderen Erzeugnissen wärmerer Zonen übernimmt. Freilich, der einzelne vermag hier nur wenig, guter Wille und eine wirtschaftlich kräftige Gesellschaft dagegen alles.

Aber es giebt noch einen zweiten Platz, der die Aufmerksamkeit eines jeden neuen Ankömmlings in hohem Grade fesselt. Ich meine das Haus der von dem verstorbenen Missionshandwerker und Händler Hälbich hinterlassenen Familie, welche stets enge und fast freundschaftliche Beziehungen zu den Hereros unterhielt und deren Gebäude von denselben als eine Zuflucht während der Gefechte mit den Witboois angesehen wurden. Die Räume der Wagenschmiede sind mit zwei übereinanderliegenden Reihen von Schießscharten versehen, die äußeren Eingänge sind durch mannshohe Vormauern gedeckt, und als Hauptwerk erhebt sich neben dem Hofe ein zweistöckiger, zinnengekrönter Turm, in dessen Kellergeschoß Pulver und sonstiger Schießbedarf aufbewahrt wurde.

Hier ist nicht der Ort, die Vorgeschichte des zu jener Zeit noch im Gange befindlichen Krieges zwischen den beiden Rassen zu erzählen, auch will ich an dieser Stelle noch nicht auf die Schilderung unserer deutschen Kämpfe mit dem merkwürdigen Volke eingehen, allein einige Bemerkungen über Dinge, welche in Deutschland noch immer falsch verstanden werden, dürften zur Klärung nicht unwesentlich beitragen.

Es ist gänzlich unbegründet, wenn man die Witboois als Räuber bezeichnet. Die Unterwerfung Hendriks unter

die deutsche Herrschaft und die Beendigung der häufigen Kriegszüge der Hottentotten gegen die Hereros waren zwei Forderungen, welche die deutsche Regierung unbedingt durchsetzen mußte. Glaubte der Reichskanzler Graf Caprivi irrtümlicher Weise dies nur auf kriegerischem Wege erreichen zu können, so ist das seine Sache und hat mit der gänzlich verkehrten Auffassung vieler Blätter nichts zu thun, als habe es sich dabei um das Einfangen einer Diebesbande gehandelt. Ein Räuber erscheint unvermutet, er giebt sein Kommen dem Überfallenen nicht durch feierliche Anzeigen kund, auch erwähnt er nicht, wie der Vater Hendriks, den Namen Gottes in seinem Schreiben an den Feind, er schließt seine Kriegserklärung nicht mit den Worten: „Der Herr sitzt zu meiner Rechten, der Herr sitzt zu meiner Linken, der Herr ist über mir; er wird mir den Sieg über meine Feinde geben. Hurrah, hurrah, hurrah!“

Nein, Räuber sind die Hottentotten Hendrik Witboois nie gewesen, und wie darf man ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß sie den Gegner durch das Wegtreiben seines besten Besitztums, der Rinder, zu schädigen suchten? Wenn unter den fortgetriebenen Tieren solche waren, die einem am Kriege nicht beteiligten Weißen gehörten, so sind sie auf dessen Beschwerde von den Hottentotten entweder unversehrt zurückgegeben oder anderweitig ersetzt worden. Außerdem ist das Mitnehmen erbeuteter Rinder und Pferde eine Handlung, die dem Afrikaner keineswegs als Raub in unserem Sinne, sondern als ein Recht des Siegers erscheint. Ja, sie kann unter Umständen zu einer Maßregel werden, deren Unterlassung sich schwer rächen würde. Für diese Auffassung des Kriegsrechts spricht unter

anderm ein Gedicht von nicht geringem poetischen Gehalt, verfaßt und in Musik gesetzt von einem Sohne Hendriks, welches mir Missionar Heidmann auf Rehoboth in einer von ihm angefertigten Uebersetzung vorlas. In diesem Liede wird die schicksalsähnliche Gewalt des Krieges gepriesen, die Freund und Feind vernichtet, die, ohne abzuwägen, heute der eigenen Sache den Sieg verleiht und morgen den Widersacher erhebt, des Krieges, der den einen verarmen läßt, den andern groß und reich macht. Und auch als Gesindel kann man die Leute Witboois nicht bezeichnen, die nicht allein nach kriegsmäßigen Regeln beim Angriff auf Ortschaften wie Otjimbingue vorgingen und strenge Feuerdisziplin zu halten wußten, sondern welche oft einen echt soldatischen Mut bewiesen haben. In Okahandja ritten während eines Gefechts einige Hottentotten plaudernd und ihre Pfeifen rauchend in den von mehr als zweihundert Damaras verteidigten Ort ein, ohne auch nur die Gewehre aus ihren ledernen Aufhängeschuhen zu nehmen; als endlich einer von ihnen erschossen vom Pferde sank, ritten sie ruhig weiter, als sei nichts geschehen. Und ich frage jeden Soldaten in unserm eigenen Lande, ob er die Bezeichnung „Gesindel" auf Leute anwenden will, die nicht allein einer starken und todesmutigen Truppe, bestehend aus den besten deutschen Mannschaften und von einer außerordentlichen und selbst von den Eingeborenen als ungewöhnlich anerkannten Ausdauer und Aufopferung, den zähesten Widerstand entgegensetzten, sondern die im letzten Kampfe in der Naukluft sich mit der blanken Waffe auf ein mit Kartätschen feuerndes Geschütz stürzten, um sich desselben zu bemächtigen. Und ebenso ist es zu be-

dauern, daß ſelbſt Major v. Wißmann Hendrik Witbooi mit Leuten wie Buſchiri verglichen hat. Auf letzteren mag der Name eines Räubers paſſen, jener mag ein Fanatiker genannt werden und ein Mann, deſſen Macht auf dieſe oder jene Weiſe gebrochen werden mußte, aber er hatte in Wahrheit Eigenſchaften, wie ſie die Phantaſie eines Cooper den Führern der Rothäute andichtete. Deshalb wird er auch nach ſeiner Beſiegung in den Augen vieler Hottentotten bleiben, was er dereinſt zu werden gedachte und wobei er ſchließlich doch der deutſchen Macht unterliegen mußte, der von Gott geſandte Nationalheld ſeines Volkes. Wir aber, die wir die Unſinnigkeit dieſer Vorſtellung begreifen und über ſeine Viſionen lächeln, müſſen ehrlich eingeſtehen: er war kein verächtlicher Feind, und auch darum Achtung vor den deutſchen Soldaten, die über dieſen gewandten und ihnen vielfach überlegenen Gegner den Sieg errungen haben!

4. Kapitel.

Von Otjimbingue nach Windhoek.

Endlich, am Morgen des 29. Auguſt, trafen unter der Führung des Gefreiten Franke die vier Truppenwagen in Otjimbingue ein, auf deren Erſcheinen ich ſo lange hatte warten müſſen. Während des nur wenige Stunden dauernden Aufenthalts der Fuhrwerke ließ ich mein Reiſegepäck auf einem derſelben unterbringen, blieb aber ſelbſt noch den Tag über im Orte, um die von der Sitte vorgeſchriebenen Abſchiedsbeſuche zu machen und um die baumloſe Strecke bis zum Ausſpannplatze Uitdrai während der Abendſtunden zu Pferde zurückzulegen. Denn innerhalb des Thales herrſchte während der Nachmittagsſtunden im Schatten bisweilen bereits eine Temperatur von über 35 Grad Celſius, welche bei der Reinheit und Trockenheit der ſüdafrikaniſchen Höhenluft allerdings leichter zu ertragen iſt, als eine um 10 Grad niedrigere Wärme in Europa, die aber zum Marſchieren und Reiten immerhin die Wahl kühlerer Tagesſtunden angezeigt erſcheinen läßt. Eine Stunde nach Sonnenuntergang be-

stieg ich mit dem im Kommissariatsgebäude wohnenden Sergeanten die uns von Dannert geliehenen Pferde und nach anderthalbstündigem Ritte durch die mondbeglänzte Steppe trafen wir an der Ausspannstelle ein, wo die nächtlichen Lagerfeuer schon beinahe niedergebrannt waren.

Am folgenden Morgen erschien ein Gast in unserem Lager, der bereits seit einigen Wochen in Otjimbingue sich unangenehm bemerklich gemacht hatte. Die daheim gut bekannte Influenza, welche im genannten Orte in besonderer Stärke ausgebrochen war und unter den Eingeborenen eine Anzahl Opfer gefordert hatte, ergriff mich und einige Leute von neuem. Zum Glück hatte ich ein wenig Chinin zur Hand, und der Anfall, der uns auf der Reise leicht Verlegenheit hätte bereiten können, kehrte nicht wieder.

Die Wagen fuhren um den Lievenberg herum, von dessen Nachbarhöhen aus man in der Ferne noch gegen Abend die weißen Häuser von Azab herüberschimmern sah, denn die holperige Straße stieg ununterbrochen bergan, bis wir den Rand des Thalkessels an einer Stelle erreichten, wo sich zwischen Felsbänken oft noch gegen Ende des Winters etwas Wasser findet. In diesem Jahre allerdings war bei dem gesteigerten Verkehr der letzte Tropfen verbraucht, und wir mußten noch eine Strecke Weges zurückzulegen suchen, um die vor uns liegende „Durststrecke" nach Möglichkeit abzukürzen.

An der Raststelle wurde uns eine Überraschung zu teil. Kaum hatten die Wagen ausgespannt und die Leute die Schlafdecken herabgenommen, um sie auf der Erde auszubreiten, als einer von ihnen die ganz frisch

über das Wagengeleise sich hinziehende Spur einer Puffotter entdeckte. Da die Spurlinie sich nur bis in einige Büsche in nächster Nähe der Straße verfolgen ließ, so war uns der Gedanke, das Scheusal etwa morgens neben uns auf dem Lager zu entdecken, so widerwärtig, daß wir es vorzogen, die Nacht in unbequemer Lage auf den Kisten des einen Wagens zuzubringen. Die Puffotter, eine breite, flache Schlange mit schuppigem Rücken und sehr starken Giftzähnen, ist so träge, daß sie höchst wahrscheinlich in unserer Nähe geblieben wäre, und da man annimmt, daß diese Tiere durch Betten, Decken und dergleichen Gegenstände angezogen werden, so war der Gedanke an einen solchen Genossen unseres Nachtlagers keineswegs verlockend. Wenn auch während meines Aufenthalts im Schutzgebiete trotz der außerordentlichen Menge großer und gefährlicher Giftschlangen niemals ein Mensch von einer solchen gebissen wurde, so würde ich es dennoch für Leichtsinn halten, wollte man darum die einfachsten Vorsichtsmaßregeln außer acht lassen. Denn daß die Schlange die Nähe des Menschen immer fliehe, ist, wie ich aus Erfahrung weiß, eine Fabel, wenn es auch richtig sein dürfte, daß sie ungereizt wohl niemals angreift. Ein unvorsichtiger Tritt, ein rascher Griff in einen Grashaufen oder in einen Busch kann indessen von dem dadurch aufgestörten Reptil leicht für einen Angriff genommen werden und höchst gefährliche Folgen haben. Neben der Puffotter gehören die verschiedenen Spielarten der Naja, der Cobra Südafrikas, die schwärzliche Mamba, welche eine Länge von mehr als drei Metern erreicht, und die kleine, aber außerordentlich giftige Hornviper zu den

gefürchtetsten Vertretern ihrer Gattung. Doch ist eine Begegnung mit diesen unheimlichen Geschöpfen während der kühlen Jahreszeit selten; erst wenn die steigende Wärme sie aus ihren winterlichen Schlupfwinkeln hervorlockt, erscheinen sie häufiger, und dann ist im Innern die in der Regenzeit dichter und kräftiger emporschießende Pflanzenwelt ein Grund mehr zu verstärkter Achtsamkeit.

Am folgenden Morgen in aller Frühe ging es über eine bebuschte Hochebene ostwärts. Bereits um Mittag stellte sich heraus, daß unsere schurkischen Treiber, eine ganz unzuverlässige Bande von Hoachanasbastards, versäumt hatten, den Inhalt der Wasserfässer nach Möglichkeit zu schonen. So blieb uns nur übrig, einen Teller Suppe zu genießen und den letzten Rest der kostbaren Flüssigkeit zur Bereitung von etwas Kaffee zu benutzen, den ich in einer sorgfältig eingewickelten Flasche unter meine besondere Obhut nahm, um diese während der nun folgenden Fahrt auf dem schlechtesten Teil der nach Windhoek führenden Straße vor dem Zerbrechen zu schützen.

Der vor uns liegende Teil des Weges spottete jeder Beschreibung. Elfmal erstiegen die schwerbelasteten Wagen niedrige Höhenzüge, und die Beschaffenheit des Bodens gestattete kaum, daß die armen, vor Anstrengung und Hitze keuchenden Tiere einen Augenblick Halt machen durften. Ganz unmöglich aber war eine Unterbrechung der Thalfahrt, wenn man das donnernde Hinabpoltern der Gefährte über Felsblöcke, welche selbst der geübte Fußgänger gern umgeht, so nennen darf. Und dabei ist das Schlimmste noch nicht einmal das Herabsetzen von einer Stufe zur andern, obgleich der Unglückliche, der es wagt,

diese Strecke auf der Vorkiste zurückzulegen, hin- und hergeschleudert wird, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Wenn aber der Wagen den weichgrundigen Uferabhang zu dem an der Thalsohle hinziehenden Bachbette herunterrollt, dann heißt es aufpassen und die Tiere zu schnellem Trabe antreiben, damit nicht die ganze Last in den durcheinanderdrängenden Haufen der Zugochsen hineinfährt und die Deichselträger, die besonders wertvollen Hinterochsen, schwer verletzt oder gar tötet. Endlich war die Reihe von Hügeln und Thälchen durchzogen und zu meiner Freude sah ich, daß die von uns benutzten deutschen Wagen ohne bemerkbaren Schaden diese schwere Probe in afrikanischer Wildnis überstanden hatten.

Der Rest der Reise bis Otjikango katiti dünkte mich nach der eben überwundenen Strecke wie eine Fahrt auf einer guten Landstraße. Aber anstatt der heimatlichen Wälder umrahmte immer dichterer Busch den Weg, häufig untermischt mit dem Hackedorn, von den Holländern „Wart ein bißchen" genannt, weil, wer unvorsichtig seinen Zweigen zu nahe kommt, zu einem Aufenthalt genötigt wird, denn jeder hastige Versuch, sich zu befreien, bestraft sich durch ein tieferes Eindringen der mit Widerhäkchen versehenen Dornen in Kleidung und Haut.

Mächtige Ana- und Giraffen-Akazien, dichtes Gestrüpp und parkartige Bestände bezeichneten das über tausend Meter breite Thal des Sneeuwrivier (Rivier, holl. = Fluß). Eine Gruppe wuchernder Opuntien deutete einen ehemaligen Garten an, und jeden Beobachter mußte bei dem Anblick dieser reichen Uferwaldung der Gedanke überkommen,

daß es ein Leichtes sei, hier Wasser in Hülle und Fülle aus dem Boden hervorzuzaubern.

Dies und der eben ausgestandene Durst, zu dessen Stillung für uns zwei Europäer bei der in den engen Thälern herrschenden Wärmestrahlung ein knappes Liter Kaffee den Tag über kaum hatte reichen wollen, legte mir schon damals die Erwägung nahe, ob derartige Unbequemlichkeiten der Reise nicht durch eine verständige Ausnutzung der natürlichen Hilfsquellen des Landes gehoben werden könnten. Ich will jedoch nicht unterlassen, auch an dieser Stelle darauf hinzuweisen, daß niemand, der es auf der Reise nicht an der nötigen Vorsicht fehlen läßt, Gefahr läuft, zu verdursten. Auch der traurige Vorfall, der vor einiger Zeit nach Europa gemeldet wurde, darf nicht als Beweis für die etwa drohende Gefahr des schrecklichsten Todes herangezogen werden. Wären der unglückliche junge Offizier und seine Soldaten von einem zuverlässigen Eingeborenen begleitet gewesen, der jede Versäumnis der üblichen Maßregeln zur Verhütung von Wassermangel gehindert hätte, so wären die Bedauernswerten heute noch am Leben. Und wenn, wie es geschehen, ein eben angekommener Auswanderer aus in diesem Falle gänzlich unangebrachter Sparsamkeit mit einem Eingeborenen zu Fuß die Reise nach dem Innern antritt, so hat er sich die Folgen eines solchen Leichtsinnes selbst zuzuschreiben und darf sich nicht in nach Hause gerichteten Briefen über Strapazen und Durstesqualen äußern, die jeder vernünftige Mensch vermeiden kann. Jedenfalls ist es verkehrt, infolge eigener Unbekanntschaft mit allen Lebensbedingungen eines Landes unrichtige und schädliche Vor-

stellungen in Deutschland zu erwecken, welche immer wieder von den zahlreichen Feinden unserer Kolonien zu Angriffen auf diese benutzt werden.

Aber nicht allein der einzelne ist in der Lage, sich gegen die Gefahren des Wassermangels zu sichern, sondern auch der Frachtfahrer kann vor dem Verlust oder der übermäßigen Schwächung seiner Zugtiere auf den Wegstrecken im Binnenlande geschützt werden. Dazu bedarf es einer Vergrößerung und Vertiefung der vorhandenen und einer an sehr vielen Punkten möglichen Anlegung neuer Wasserstellen. Der Führer eines Wagens wird sich hüten, mehr als die Arbeit einiger Stunden auf das Graben nach Wasser zu verwenden; ihm ersetzt niemand seinen Aufwand an Zeit und Kraft, ja andere zerstören vielleicht durch Hineintreiben des Viehes in wenigen Minuten, was er mühsam geschaffen. Dagegen ist es in Friedenszeiten die unabweisbare Pflicht der Schutztruppe, durch die Anlage und Erhaltung von Dämmen und Brunnen die Erschließung des Landes zu fördern. Sie wird mit solcher Thätigkeit nicht allein den eingeborenen Stämmen ein nachahmenswertes Beispiel geben, sondern auch eine Schuld abtragen, welche sie durch die von ihren eigenen Wagenzügen verursachte, oft bis zur Erschöpfung gehende Ausnutzung der jetzigen Tränkplätze den übrigen Fahrern gegenüber auf sich geladen hat. Außerdem aber vermag unsere kleine Armee durch solche und ähnliche Mitarbeit an der Hebung des Landes wirksam etwaigen Zweifeln an der Berechtigung großer Ausgaben für ihre Erhaltung zu begegnen.

Kurz vor dem Beginn der völligen Dunkelheit er-

reichten wir Otjikango katiti, und das erste, was wir vornahmen, war eine nach zweitägiger Unterbrechung doppelt angenehme Reinigung in dem warmen Wasser der Quellen. Obwohl dasselbe einen starken Schwefelgeruch von sich gab, war die Abwaschung nach so viel Staub und Hitze erfrischender als ein Bad in der besteingerichteten Anstalt.

Otjikango katiti (Klein-Otjikango) ist ein von niedrigen Kuppen und weißen Kalkbänken umgebener Felskessel, in dessen Mitte das Wasser einen 300 Meter im Durchmesser haltenden Sumpf gebildet hat. Am Nordrande dieser Fläche, in deren dichtem Binsengrase Wildenten und Wasserwachteln ihr Wesen treiben, sprudeln die ersten wirklichen Quellen hervor, welche ich zu Gesicht bekam. Die Luft in ihrer Umgebung riecht nach widerwärtigem Schwefelwasserstoff, und der Ausflußkanal des Wassers kündigt durch aufsteigenden Dampf die hohe Temperatur desselben (63 Grad Celsius) an.

Obwohl der Platz unbewohnt war, herrschte für den Augenblick reges Leben, da gleich uns die Mannschaft mehrerer einem Ansiedler gehöriger Wagen, an deren einem auf dem vorhin geschilderten Wege ein Rad gebrochen war, einen Rasttag hielt. Dies war wohl der Grund, daß trotz der Nähe größerer Wassermengen eine Trappe das einzige bemerkenswerte Tier war, das mir vor Augen kam, obwohl ich das nach dem Swakob führende enge Thal, das einen Ausblick auf wild zerrissene Bergmassen im Süden eröffnete, zum Zwecke der Untersuchung des Wasserlaufs eine Strecke weit verfolgte. Ein anderes Wild, eine der hier nicht seltenen gefleckten

Hyänen, deren gellendes Lachen uns am ersten Abend mehrfach im Schlafe gestört hatte, wollten wir während der folgenden Nacht durch einen Selbstschuß töten, ließen aber wegen der vielen in der Nähe weidenden Ochsen von unserem Vorsatz ab.

Obschon ich zwei Kapater (verschnittene Ziegenböcke), das Stück für 9 Mark, für die Reise von Dannert erstanden hatte — das Fleisch dieser Tiere schmeckt zwar ein wenig strenger, als das Hammelfleisch, ist jedoch viel besser, als sein Ruf —, ließ ich mir zur Probe etwas Biltong geben, wie es von den Mannschaften der Truppe auf Reisen mitgeführt wurde. Biltong ist das in Streifen geschnittene Fleisch von Rindern oder Antilopen, das langsam an der Luft getrocknet wird und sich dann viele Wochen hindurch hält. Ist auch das von größeren Tieren bereitete Biltong nach längerer Zeit etwas zähe, so läßt es sich doch geröstet noch essen, während das Fleisch kleineren Wildes sich durch Zartheit auszeichnet und zum Verwechseln an das in Ostfriesland beliebte Nagelholz erinnert.

Der Treck zwischen Klein-Otjikango und Otjikango selbst bietet außer dem Blick auf den Flußpark wenig Neues. Wegen der großen Entfernung hielten wir noch unterhalb des Ortes eine Mittagsrast an einer besonders schattigen Stelle. Kein Mensch hätte beim Anschauen des in der Sonne glitzernden Sandes auf den Gedanken kommen können, daß sich ganz dicht unter der Oberfläche eine beträchtliche Menge Wassers finden möge. Ich grub in zehn Minuten mit einem Hölzchen ein Loch in den Boden des Flußbetts, und bereits in 30 Centimeter Tiefe füllte

sich dasselbe mit klarem Wasser, das deutlich an der oberen Seite einfloß und nach der unteren hinzog, ein Beweis für das Vorhandensein eines reichlichen und ununterbrochen unterirdisch abfließenden Vorrats.

Kurz vor Otjikango begegnete uns ein berittener Herero, der sich ängstlich erkundigte, ob wir auf unserer Reise nichts von den Witboois bemerkt hätten. Dann wendeten die Wagen und fuhren durch das Flußbett auf den Ort zu, der von weitem gesehen, ein sehr hübsches Landschaftsbild bietet. Unterhalb einiger steil emporragender Felsgipfel breiten sich weithin grüne Grasflächen, das ganze Jahr hindurch erhalten von dem durch die Quellen des Ortes gebildeten Bache. Vor einer besonders steilen Wand erhebt sich die Kirche, ein stattlicher Steinbau, und rechts davon steht eine Gruppe hoher Palmen, deren feine Wedel sich scharf vom dunkelblauen Himmel abheben. Die Bewohner des Ortes, welchem man, einem kaum zu billigenden Mißbrauche folgend, auch den Namen „Groß-Barmen" beigelegt hat, während ihn kein Eingeborener unter dieser Bezeichnung kennt, sind sehr dunkelfarbige Hereros. Eine Anzahl der gerade Anwesenden kam zu meinem Wagen, um Tabak und andere Kleinigkeiten zu erbetteln. Unter ihnen befand sich der Schulmeister, der auch den augenblicklich nicht vorhandenen Missionar vertritt und ganz gut deutsch spricht.

Dicht hinter Otjikango macht der Weg die rechtwinklige Wendung nach Süden, mit welcher die Straße in das Hochgebiet des Damaralandes hineinführt. Vorläufig allerdings war die Aussicht auf die fernen Berge und Hochländer noch versperrt, denn dichter Buschwald

umsäumte den Weg, an dessen Seiten die schöne, rotblütige Aloe des Gebirges in großer Menge und dazwischen die mannshohen Kegelbauten der Termiten erschienen. Plötzlich tauchten zwischen den Büschen eine Anzahl mit Hinterladern bewaffneter Hereros mit rotumwundenen Hüten auf, welche uns würdevoll grüßend vorüberließen. Es war ein Vorposten, der, während das Vieh weidete, das Vorland scharf unter Beobachtung hielt, da der Krieg noch immer im Gange war. Noch ein letztes Mal durchfuhren wir den Swakob und machten auf einer flachen, mit lichter Waldung bestandenen Anhöhe Halt. Da horch, ein fernes Rasseln und lautes Peitschengeknall, man hört das langsame Heranrollen eines schwer beladenen Wagens, und mit einem Male unterbricht ein derbfröhlicher deutscher Zuruf die abendliche Stille; noch eine Minute und wir werden von drei den Wagen begleitenden Soldaten begrüßt, die nun auch ihrerseits ausspannen lassen, um die Nacht mit uns an derselben Stelle zu lagern.

Am folgenden Morgen hatten wir kaum einige Kilometer zurückgelegt, als Pferdegetrappel ertönte und uns die Ankunft des nach der Swakobmündung reisenden kaiserlichen Kommissars verkündete. Gleich darauf schimmerten durch das staubige Grün der Steppenwaldung Uniformen der Truppe, die Wagen hielten und ihr Führer machte die vorgeschriebene Meldung. Hauptmann von François, den ich bereits vor zehn Jahren während seines Aufenthalts in Göttingen kennen gelernt hatte, ließ absatteln und benutzte die folgende Stunde dazu, mir bei einer Flasche vaterländischen Weines ein Bild seiner aus-

gedehnten Reisen im Schutzgebiete zu entwerfen. Nachdem er mich noch seiner Bereitwilligkeit, meine Untersuchungen zu fördern, versichert hatte, nahmen wir Abschied von einander, und während er mit seiner kleinen Begleitung seinen Weg nach der Küste fortsetzte, zogen unsere Gespanne von neuem an, und wieder rollten unsere Wagen flußaufwärts, dem Hochlande entgegen.

Wir betraten die bergigere Landschaft im gras- und baumbestandenen Thale eines von Süden herabkommenden Flusses, der an einzelnen Stellen von einem murmelnden Bache erfüllt war. An einem besonders schön bewachsenen Platze, bekannt unter dem Namen der Tabakstuinen (Tabaksgärten), wurde Mittagsrast gehalten. Während ich nach dem Essen im Halbschlummer im Schatten eines mächtigen Baumes lag, hörte ich jemanden neben mir mit lauter Stimme nach der Ochsenherde hinrufen: „Komm mal her, Du altes Aas!" Erstaunt richtete ich mich auf, gewahrte aber anstatt des Gefreiten, den ich im Verdachte hatte, daß er sich einer so unparlamentarischen Ausdrucksweise bedient habe, auf der anderen Seite des Baumstammes einen völlig nackten Bergdamarajüngling, der seine an einen der ihm unterstellten Ochsen gerichtete Aufforderung mit den im besten Deutsch hervorgestoßenen Worten wiederholte: „Du verdammtes Vieh, willst du kommen!" Die ganze Scene war ein erheiternder Beweis für die Leichtigkeit, mit der namentlich die jüngeren Eingeborenen auch unsere eigene Sprache zu erlernen vermögen. Denn Unterricht in derselben haben sie niemals genossen; sie sind einzig und allein auf die richtige Wiedergabe aufgeschnappter Redensarten angewiesen, und die

deutsche Sprache ist entschieden schwerer anzuwenden, als das einfache Afrikaner-Holländisch.

Gegen Abend durchzogen wir ein immer enger werdendes Bergthal, dessen Gründe von dichten Dawewäldchen erfüllt waren. Es dunkelte bereits, und es gehörte nur eine geringe Einbildungskraft dazu, sich das Dickicht als den Schlupfwinkel des großen afrikanischen Raubwildes vorzustellen, das in früheren Zeiten hier sein Unwesen getrieben.

Ja, die folgende Nacht zeigte, daß noch zu dieser Zeit und in diesem Gebiet vereinzelt einmal ein Reiseerlebnis verzeichnet werden konnte, das an jene alten Zeiten erinnerte. Wir hatten unser Lager in einem Seitenthale des erwähnten Flusses, des Otjisevariviers, aufgeschlagen und uns ziemlich früh zur Ruhe gelegt. Gegen Mitternacht erwachte ich vom Geschrei der Schakale, dessen nicht gerade liebliche Wirkung durch das von den Anhöhen am Wasser herüberschallende Gebell einer Herde Paviane verstärkt wurde. Schon stand der Mond über dem im Westen aufragenden Gebirge, dessen Anblick den Wunsch in mir wachrief, sobald wie möglich etwas von dem dahinter liegenden nur wenig bekannten Lande kennen zu lernen. Während ich so dalag, in die Betrachtung der wilden und einsamen Berge des Khomaslandes versunken, verstummten plötzlich die Schakale und auch die Felsenaffen hörten auf, ihre rauhen Kehllaute ertönen zu lassen. Eine unheimliche Stille trat ein. Da, mit einem Male erklang von dem fernen Hauptflusse herüber ein Ton, ähnlich einem kurzen, scharfen Donner, bei dessen Losbrechen die Luft zu zittern schien, ein Ton, unähnlich jedem tierischen

Laut, den ich bis dahin gehört. Wohl sechs Mal hintereinander wiederholte sich das Gebrüll, bei dessen Schalle die uns begleitende Dogge sich horchend erhob, und dessen Beginn eine leise Unruhe unter den in der Nähe weidenden Zugochsen hervorrief. Beim ersten Tone der mächtigen Stimme wußte ich, daß sie nur dem gewaltigsten Räuber der Steppe, dem Löwen, eigen sein konnte. Wie ich erst nach Monaten erfuhr, hatte ein englischer Händler, dem diese Laute von seinen Fahrten wohl bekannt waren, genau an derselben Stelle einige Wochen vor unserer Durchreise nächtlicher Weile das Gebrüll des Tieres vernommen, und ich konnte außerordentlich zufrieden sein, auch einmal dies Glück gehabt zu haben. Denn man darf nicht etwa annehmen, daß das edle Tier sich im Süden des Damaralandes häufiger zeige. Nur sehr selten erscheint irgendwo ein Löwe, um sich nach kurzer Zeit wieder in seine eigentlichen Jagdgründe zurückzuziehen. Das Paar solcher mit den Antilopenrudeln wandernden Löwen, deren einen ich in jener Nacht zu hören bekam, war offenbar aus den menschenleeren, aber um so wildreicheren Gegenden zwischen dem unteren Kuiseb und dem rätselhaften Tsauchabflusse über das Khomasland nach Osten gezogen und hielt sich eine Zeit lang in dem von seinen ehemaligen Bewohnern verlassenen Gebiete von Otjiseva auf. Als nach dem Friedensschlusse zwischen den Hottentotten und den Hereros die letzteren wieder in ihre alten Wohnsitze einrückten, verzogen sich die Tiere flußaufwärts, um dann, wie die Eingeborenen nach den Spuren feststellten, in der Nähe von Windhoek umzuwenden und wieder in den westlichen Einöden zu verschwinden.

Am folgenden Morgen passierten wir das herrliche Bergthal von Otjiseva, an dessen Westseite sich Berg auf Berg zu jenem gewaltigen Hochlande empordrängt, das man als Khomasland zu bezeichnen pflegt (der Name bedeutet das Felsen- oder Gebirgsland). Dann begannen die Wagen in einem Bogen den Thalrand zu ersteigen, über welchen im Osten die hohen Gipfel eines anderen, auf Okahandja zu streichenden Gebirges emporstiegen. Und während wir über die Höhen dahinzogen, deren Luft uns trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit erfrischend entgegenwehte, tauchte fern im Süden alpenartig eine rötlich schimmernde Kette auf, steile Wände und rissige Schluchten, schroffe Abgründe und himmelanstrebende Kuppen, das stolze Hochgebiet der Awasberge, an dessen Fuß unser langersehntes Reiseziel lag, Windhoek, der Sitz der deutschen Herrschaft in der südwestafrikanischen Kolonie.

Über Okapuka, einen Platz mit reichlichem Wasser und schöner Weide, fuhren wir bis Brakwater, wo wir bei Beginn der Nacht einen eine halbe Stunde breiten Wald hochstämmiger Akazien durchzogen. Dann ging es weiter, Stunde um Stunde, denn wir wollten gern mit Tagesanbruch anlangen. Und es war Zeit, daß die Reise ein Ende nahm, denn schon am Abend hatten einige Tiere nicht mehr recht ziehen wollen, und während der kurzen Unterbrechungen der nächtlichen Fahrt waren wir genötigt, mehrere Ochsen ausspannen zu lassen, die vor Schwäche nicht mehr im Joch bleiben konnten. Eine letzte Rast hielten wir etwa eine Stunde vor dem Endpunkt der Reise, bis die Wagen nach Eintritt der Dämmerung zum letzten kurzen Treck sich in Bewegung setzten. Noch eine

Windung der Fahrstraße, und auf der Hügelkette vor uns zeigten sich die zinnengekrönten Türme des Forts und der Beamtenhäuser. Dann ging es an einem Wasserlauf hinter den Quellgärten hinauf zu dem freien Platze vor der Feste, wo der Wagenpark unter dem Johlen und Schreien Hunderter von Eingeborenen auffuhr. Trotz der frühen Morgenstunde erschien gleich bei unserer Ankunft der wohlbeleibte Proviantmeister v. Goldammer, in dessen Begleitung ich zum Store von Mertens u. Sichel wanderte. Der Vertreter der Inhaber in Windhoek, Herr O. Nitzsche, war von diesen brieflich ersucht worden, für meine Unterkunft Sorge zu tragen, eine Aufforderung, welcher er in höchst liebenswürdiger Weise nachkam, so daß ich für die nächste Zeit um eine Wohnung nicht zu sorgen brauchte.

5. Kapitel.

Mein erſter Aufenthalt in Windhoek.

Kaum eine Stunde nach meiner Ankunft machte Windhoek Anſtalten, ſeinen neuen Bewohner kennen zu lernen. Da die Geſamtzahl der Europäer die Zahl fünfzig kaum überſtieg, ſo war dieſer Wunſch ſehr erklärlich. Als erſter am Platze erſchien der Sekretär des Kommiſſariats Reichelt, welcher mich bat, um die Frühſtückszeit ein Glas Wein in ſeiner Wohnung zu trinken, und gleich darauf kehrte der geſchäftige Herr v. Goldammer zurück und überbrachte mir eine Einladung des ſtellvertretenden Führers der Truppe, des Premierlieutenants v. Bülow, zu Tiſche. Um einer ſolchen Folge zu leiſten, war zu jener Zeit ein Geſellſchaftsrock in Südweſtafrika noch nicht erforderlich. Es genügte die tägliche Kleidung, ein Anzug aus engliſchem Cord-Roy oder in der wärmeren Zeit aus weißem oder gelbem Drell, und auch die geſtärkte Wäſche hatte den bunten Kragen der Flanellhemden noch nicht zu verdrängen vermocht. Dieſer verlieh im Verein mit dem breitrandigen, bisweilen ſchleierumwobenen und federgeſchmückten Schlapp-

hut selbst dem würdevollsten Beamten etwas ungemein Romantisches. An diesem ersten Tage hielt ich es noch für nötig, mich wegen dieses mir selbst ungewohnten Aufzuges bei Herrn Reichelt zu entschuldigen, aber bald gewöhnt man sich daran, auch vor Damen in einer Art von Räuberkostüm zu erscheinen, ohne sich darum für nicht durchaus salonfähig zu halten.

Im Kommissariat lernte ich die Frau des Sekretärs kennen, welche als erste in Windhoek ansässige Dame auch das Anrecht auf den ersten Besuch besaß. Da das für Reichelts im Bau begriffene Haus noch fern von seiner Vollendung war, hatte man ihnen eine aus zwei Zimmern bestehende Wohnung im Regierungsgebäude eingeräumt, in welcher sie sich ganz behaglich eingerichtet hatten. Wen übrigens ein Gruseln bei dem Gedanken überläuft, daß eine junge Frau unter solchen Verhältnissen nach Afrika zu ziehen genötigt sein könne, dem muß doch entgegengehalten werden, daß das Leben in Windhoek sich schon damals nicht viel von dem in einem deutschen Landstädtchen unterschied. Die Führung eines Haushalts macht auch in einem solchen gewisse Schwierigkeiten, und nur eines giebt es in Damaraland, was allerdings auch das ruhigste Gemüt zur Verzweiflung bringen kann, das ist die Dienstbotenfrage. Wer schon in Deutschland dieses leidige Thema erörtert und dabei denkt, er kenne alle damit zusammenhängenden Unannehmlichkeiten, dem wünsche ich einen Aufenthalt von einigen Monaten in einer Familie Südwestafrikas; dann wird er sicher nie wieder eine Klage über unangenehme Erfahrungen auf diesem Gebiete laut werden lassen. Übrigens wurden den Neuangekommenen

die Leiden und Sorgen des Haushaltes in der ersten Zeit durch Assessor Köhlers unermüdliche Sorge für die musterhafte Führung desselben abgenommen. Dieser unterzog sich neben der Erledigung seiner richterlichen Geschäfte, zu denen oft noch die monatelange Vertretung des kaiserlichen Kommissars kam, der Leitung aller häuslichen Angelegenheiten mit Einschluß der Küche mit einer Sorgfalt und einem Geschick, welche sich jede junge Dame zum Muster hätte nehmen können. Und eine leichte Aufgabe war das nicht, denn noch waren selbst die Wohnräume ziemlich einfach eingerichtet, und einige Anbauten, wie z. B. der zinnengekrönte Wartturm, welcher die Veranda abschloß, harrten überhaupt noch ihrer Vollendung. So lange indessen die winterliche Trockenzeit herrschte, ließ es sich in den Räumen ganz gut leben. Die Zimmer waren hoch, luftig und bei Tage nicht übermäßig warm, ihre Ausstattung entsprach etwa einer besseren ländlichen Wohnungseinrichtung in Europa, und wenn die Küche und Speisekammer hier manches entbehrten, was dort leicht zu beschaffen ist, so entschädigten dafür reichliche Mengen billigen Fleisches, so daß man das Fehlen andrer Dinge eine Zeit lang gern übersah.

Das Mittagsmahl, welches in dem geräumigen, nur mit einem Fußboden von Rohziegeln versehenen Speisesaal, dessen einziger Schmuck in den Bildern der drei Kaiser bestand, eingenommen wurde, ließ denn auch nichts zu wünschen übrig. Als Glanzpunkt der Tafel prangte in ihrer Mitte sogar ein Spickaal, allerdings, wie mir v. Goldammer mit schmerzlicher Miene zuflüsterte, der letzte eines ohnedies geringen Vorrats. Auch die Getränke, meist

afrikanische Marken, erinnerten keineswegs an die Entbehrungen in einem wilden Lande, und als zum Schlusse besagter Herr v. Goldammer sogar einige Flaschen deutschen Schaumweins entkorkte, diesmal ihres Zeichens die vorletzten, begann die Stimmung eine recht gehobene zu werden.

Am Nachmittag wurden mehrere gesattelte Pferde vorgeführt, da v. Bülow mir das Thal von Klein-Windhoek mit seinen Quellen und ehemaligen Gärten zeigen wollte. Wir ritten auf demselben Wege, den unsere Wagen am Morgen zurückgelegt hatten, bis zur Feste, hinter welcher die steinige Straße nach Osten umbiegt, um zwischen zwei buschigen Hügeln eine kleine Anhöhe zu überschreiten. Und während unsere Tiere auf der Höhe anlangen, bietet sich uns ein herrliches Schauspiel. Vor uns dehnt sich, erfüllt von dichten Flußwaldungen, ein weites Thal, dessen sanfte südliche Hänge durch ein üppiges Grün das Vorhandensein ständig fließenden Wassers verraten. In einiger Entfernung erhebt sich auf einem hügeligen Vorsprung ein Befestigungsturm und in der Tiefe dahinter ein großes weißes Gebäude, das ehemalige Haus der Barmer Mission. Aber hier sind es nicht wie in Otjimbingue die Pflanzengruppen und die Anzeichen geordneter menschlicher Thätigkeit, die unsere Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch nehmen. Viel mehr als durch die Akazienwäldchen der Quellzone und durch das Rieddickicht am Wasser wird der Blick des auf den Höhen entlang Reitenden immer wieder durch das Hochland angezogen, das in endlosen, gipfelgeschmückten Wellen zu dem schroffen Ostabfall der Awasberge emporsteigt. Dieser bildet in riesigem, ein wenig nach Norden

Uitzes Haus in Klein-Windhoek.

gerichteten Bogen einen unübersteiglichen Abschluß für ein buntes Gewirr von Hügeln und Kämmen und einsamen Bergthälern, den sicheren Schlupfwinkeln des stattlichen Kaama (Hartebeest) und des mächtigen Kudu, der schönsten Bergantilope von Südafrika. Aber nicht nur das von unserm erhöhten Standpunkt aus sichtbare Land läßt den Wunsch nach baldiger Durchwanderung desselben in dem Beschauer aufkeimen, sondern fast noch verlockender will uns eine Reise in das Hochgebiet jenseits der letzten im Osten aufragenden Bodenwellen erscheinen, auf dessen unabsehbaren Flächen sich die Quellflüsse des Nosob zu ihrem Laufe sammeln, der sie hinwegführt in die sonnigen, wilddurchstreiften Fernen der Kalahariſteppe, hinaus in ein wunderbares, unbekanntes Land.

Doch da stolpert mein Pferd auf dem von drohenden Dornbüschen umsäumten, nichts weniger als bequemen Abstiege in das Flußthal, und ein derber Stoß nötigt uns, die Ausgestaltung unserer Reisepläne bis zu einer besseren Gelegenheit aufzuschieben und unsere Aufmerksamkeit dem von Steinen und Geröll bedeckten Wege zuzuwenden. Aber schon nach wenigen Minuten traben wir auf offener Straße vorüber an roten Dornhecken und grünem Gebüsch, hinter dem auf kleinen, gerodeten Lichtungen hie und da helle Leinwandzelte hervorschauen, bewohnt von den ersten deutschen Ansiedlern der neuen Kolonie Windhoek.

Um zehn Uhr, als ich nach unserer Rückkehr mein Lager aufgesucht hatte, tönten von dem freien Platze vor der Feste die einförmigen, aber nicht unmelodischen Klänge des hottentottischen Riedtanzes herab, begleitet von lautem

Händeklatschen. Schon überlegte ich mir voll Ärger, was sich gegen diese Störung der nach der vorhergehenden Reise doppelt erwünschten Nachtruhe unternehmen lasse, ohne daß ich mein bequemes Bett zu verlassen brauchte, da schallte aus einem Festungsturme wie aus überirdischen Höhen in das Lärmen und Singen hinein die laute Stimme eines Unteroffiziers, welche der nächtlichen Festversammlung für den Fall einer Verlängerung ihres Tanzes eine handgreifliche Begleitung in nahe Aussicht stellte. Das half, und dieser derbe Kasernenton schien mir zum ersten Male eine segenbringende Gewalt. Allerdings war das Eingreifen dieser in den Augen namentlich der eingeborenen Jugend wie uniformierte Halbgötter dastehenden Machthaber, wie ich später erfuhr, fast allnächtlich um die Vollmondzeit von Nöten, da die früheren Ermahnungen zu Ruhe und Ordnung bald genug wieder in Vergessenheit gerieten.

Am folgenden Morgen hatte ich eine Versammlung aller Ansiedler anberaumt, um die Äußerungen und Wünsche derselben entgegenzunehmen und darüber an die Deutsche Kolonialgesellschaft berichten zu können. Es war eine bunte und gemischte Gesellschaft, die sich in dem baufälligen Gemäuer, genannt Missionshaus von Klein-Windhoek, zusammenfand. Da war zunächst der fast sechzigjährige Nitze selbst, dann sein Sohn, der eben noch die Uniform eines Einjährig-Freiwilligen der kaiserlichen Marine getragen. Da saß Stoß, der ehemalige sächsische Offizier, zwischen zwei deutschen Ansiedlern, die aus West-Griqualand herübergekommen waren, um sich, wie das Gerücht behauptete, den Rächern eines allzu freiheitlich geführten Lebens zu

entziehen. Sie machten übrigens trotz ihres eigenartigen Rufes gleich zu Anfang den Eindruck tüchtiger Leute und guter Landeskenner und haben sich als solche in der Folge besser bewährt, als mancher mit großen Plänen über das Meer hinausgezogene Mann. Da war ferner ein Herr, der mir sofort in erregtem Tone zurief: „Mir gehört alles Land östlich von Klein-Windhoek, da lasse ich keinen anderen hinein!" Endlich ein paar Engländer, richtige Abenteurergesichter, und zuguterletzt, damit auch die Wissenschaft in dieser so verschieden gearteten Versammlung vertreten sei, stellte sich mir ein ehemaliger Studiosus der Medizin vor, ein gewisser Weiß, der aus Gesundheitsrücksichten sein Studium an den Nagel gehängt hatte und Farmer in Transvaal geworden war, wo ihn Graf Joachim Pfeil veranlaßt hatte, nach Damaraland zu gehen.

Diejenigen, welche später eine so wesentliche Rolle bei der beginnenden Siedelung spielen sollten, die Mannschaften der Schutztruppe, waren an jenem Tage nur durch einen bereits aus dem Truppenverbande entlassenen Mann vertreten, der, seines Zeichens ein ganz tüchtiger Klempner, mit seinen Erfolgen auf diesem Felde nicht zufrieden war, sondern durch weniger wohlgesetzte, als vielmehr alkoholbegeisterte Reden sich eine gewisse Stellung zu erringen trachtete. Diesmal allerdings machte er mir weniger zu schaffen, als der obbemeldete Herr, der trotz des vorigen ständiger Beruhigungsversuche immer wieder auf einen der erwähnten Griqualänder eindrang mit den Worten: „Kommen Sie oder Ihr Vieh mir nur an meinen Platz, so werde ich Sie mit den Waffen von dort vertreiben." Erst meine endgiltige Bemerkung, daß er

durch dies Benehmen jeder Verwendung von meiner Seite für eine Zuweisung der von ihm gewünschten Stelle verlustig gehe, verschloß dem Heißsporn fürs erste den Mund.

Allgemein äußerten die älteren Afrikaner den Wunsch, man möge im Ausschuß des Berliner Syndikats von einer Kleinsiedelung absehen und sogleich mit der Verteilung größerer Farmen vorgehen. Wie berechtigt dies Begehren war, wird die fernere Geschichte der Entwicklung der Kolonie Windhoek zeigen. Wie schwer es dagegen war, neben der Anerkennung gerechtfertigter Wünsche den Leuten ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu geben, oder wie dies keinem von uns eigentlich jemals gelungen ist, das beweist aufs neue die Richtigkeit der von mir an anderer Stelle oft und unzweideutig betonten Ansicht, daß man mit einzelnen Ausnahmen auf das Hinaussenden von Kleinsiedlern gänzlich verzichten und diese in beschränkter Zahl nur den entlassenen Mannschaften der Truppe entnehmen solle. Traurig genug war die Erfahrung, die wir Tag für Tag machen mußten, daß unter den aus Deutschland eingetroffenen Ansiedlern ein immer wachsender Zank und Unfriede herrschte, dem oft nur durch ein kräftiges richterliches Machtwort oder gar durch polizeiliches Einschreiten ein Ende gemacht werden konnte. Wie so unerquicklichen Zuständen in Zukunft vorgebeugt werden kann, will ich an anderer Stelle ausführen; für jetzt wenden wir Klein-Windhoek den Rücken und schauen uns noch ein wenig in Groß-Windhoek um.

Das Bauwerk, dessen Ausdehnung und Anlage das landschaftliche Bild des Ortes bestimmte, war die Kaserne, gewöhnlich Feste genannt. Diese zweite Be-

nennung kam ihr auch entschieden mit mehr Recht zu, als die erste etwas nüchterne Bezeichnung. Ein von hohen Mauern umschlossener Hof von wohl fünfzig Meter Länge und zwanzig Meter Breite war an der Innenseite von den von der Mannschaft bewohnten Räumen umgeben. Außer durch zwei kleine Pforten öffnete sich das Viereck fester und nach außen mit Schießscharten versehener Häuser nach dem freien, sich westlich zu den Quellen herabsenkenden Abhange; dies Thor wurde bei Nacht durch eine gewaltige Gitterthür verschlossen. Am stärksten jedoch war das Werk, dessen rote Außenwand an einzelnen Stellen sechs Meter Höhe erreichte, an den vier Ecken, an denen sich ebensoviel zinnenüberragte Türme erhoben, welche auch noch nach einer höchst unwahrscheinlichen Einnahme des Hofes eine kräftige und wirksame Verteidigung des Ganzen gestattet haben würden. Diese Feste war von den Mannschaften selber errichtet, und ihre Erbauung war eine anerkennenswerte Leistung der Führer sowie der Truppe. Für die Speisung der Leute war etwa zweihundert Meter unterhalb am Rande des weiterhin stärker sich senkenden Hügels ein Küchengebäude aufgeführt, in dessen großem Saale auch Festlichkeiten stattfanden, und das später durch den Anbau eines Schlachthauses und einiger Nebenräume bedeutend erweitert wurde. Von hier aus hatte man eine hübsche Aussicht in das westliche Hügelland und auf den Thalweg, an dem sich das eben vollendete Proviant- und Postgebäude mit seinem geräumigen Hofe und großen Niederlagen erhob.

In diesen beiden Häusern spielte sich ein Teil des Lebens der ersten wirklichen Truppe der Kolonie ab, denn

die von der Kolonialgesellschaft für Südwestafrika gegen Ende der achtziger Jahre angeworbene kleine Privattruppe kommt für die Geschichte des Landes nur wenig in Betracht. Merkwürdig war freilich auch die rechtliche Stellung der späteren Mannschaften, denn diese waren weder dem Kommando der Armee noch demjenigen der Marine unterstellt, sie wurden vielmehr auf Grund eines von jedem einzelnen unterzeichneten Vertrages mit dem stellvertretenden kaiserlichen Kommissar Hauptmann v. François angeworben. Es war demnach eine echte Söldnertruppe, allerdings an Zahl zu schwach, um zu kriegerischen Unternehmungen verwendet zu werden, denn Ende 1892 waren von den ursprünglich vorhandenen fünfzig Mann nur noch ungefähr fünfundvierzig in Dienst. Eines jedoch hatten sie vor den späteren Ersatz- und Verstärkungs-Sendungen voraus, als ich sie kennen lernte. Waren sie schon von Haus aus ausgesucht stattliche und gewandte Männer, die alle bereits eine längere Dienstzeit in der Heimat hinter sich hatten, so kam bei den meisten eine nicht geringe Kenntnis des Landes und seiner Natur hinzu, welche sie sich nicht nur auf längeren, zumeist mit dem älteren v. François ausgeführten Reisen, sondern auch infolge der eigenartigen Verhältnisse erworben hatten, unter denen sie ihr Leben in und um Windhoek führten. Denn von einem eigentlich militärischen Dienst konnte bei ihnen nach Lage der Dinge nicht mehr die Rede sein. Waren die Leute in der Frühe nach dem Morgensignal angetreten, so wurden der Form halber einige Griffe gemacht, worauf sich die einzelnen an ihre Arbeit begaben, die in der verschiedenartigsten Beschäftigung bei Bauten, in Gärten und Werk-

stätten bestand. Diese wenn auch an sich unmilitärische Thätigkeit erhöhte jedenfalls die Verwendbarkeit der Männer als spätere Kolonisten. Auch im übrigen war das Leben, an welches sie bei den damals noch sehr ursprünglichen Zuständen gewöhnt waren, keineswegs hart oder sonst irgendwie unangenehm. Für Wohnung, Kleidung und Verpflegung sorgte die Kolonialverwaltung, und wie gut die letztere im Gegensatz zu der Beköstigung manches schwer arbeitenden Menschen bei uns daheim war, mag man daraus entnehmen, daß der Mann außer Brot, Reis oder wenn es vorhanden war, Gemüse, täglich zwei Pfund Fleisch empfing. Die Gerechtigkeit erfordert allerdings die Erwähnung der teuren Preise gewisser Luxusbedürfnisse, welche der Soldat in Deutschland für wenige Pfennige sich verschafft und die er auch drüben ungern ganz entbehrt. So kostete eine Flasche Bier 1,75 bis 2 Mark, ein Stück des in Platten gepreßten Cavendish-Tabaks 25 Pfennige, ein Packet Schwefelhölzer (10 Schachteln) 0,75 bis 1 Mark und so weiter. Dem entsprach aber wiederum das Maß der Löhnung, denn der Gemeine erhielt 1000 Mark, der Unteroffizier 1200 Mark im Jahre, und ich habe es erlebt, daß einzelne, welche durchaus nicht ihren ganzen Sold geizig auf die hohe Kante zu legen pflegten, am Schlusse ihrer Dienstzeit eine Summe von über 1500 Mark zusammengespart hatten, für einen Kenner des Landes immerhin ein wertvolles kleines Anfangskapital.

Die eigentümliche Lebensführung der Mannschaft, ihre große persönliche Ungebundenheit, die ausgedehnten Reisen und nicht zum wenigsten ihr jahrelanger Aufenthalt

inmitten einer großen und wilden Natur hatten viele von ihnen für Europa verdorben. Daheim vielleicht Knechte oder Handwerksgesellen, auf jeden Fall wenig beachtete Glieder der Gesellschaft, waren sie hier schon als Weiße bis zu einem gewissen Grade ihren Vorgesetzten ebenbürtig, hier waren sie Herren, in denen der Ureinwohner allein auf Grund ihrer Farbe eine höhere, herrschende Rasse, wenn auch widerwillig, anerkannte. Die oft ein wenig zügellose Freiheit, welche namentlich die Energischeren unter ihnen beanspruchten, der Besitz lebendigen Eigentums — bei den einen waren es freilich nur Hunde, bei anderen dagegen Reitpferde oder gar kleine Viehherden —, das Halten eigener farbiger Diener und endlich die Aussicht auf ein baldiges Ende der Dienstzeit und auf ein zwar hartes und arbeitsames, aber dennoch herrenmäßiges Leben auf eigenem Grund und Boden hatten ihnen nicht mit Unrecht die scherzhafte Bezeichnung einer Soldateska von Wallensteinschen Söldnern verschafft. Und doch ließ es sich gut mit dieser bisweilen derb-rohen, aber immer tüchtigen Truppe auskommen. Die alte Mannschaft ist nun längst entlassen, sie wird sich in friedlicher Zeit noch mehr als bisher im Lande zerstreuen, aber eines haben viele Mitglieder des alten Verbandes gewonnen, was sie vor der Mehrzahl der später Entlassenen auszeichnen wird, eine nicht geringe Erfahrung, eine große Selbständigkeit und ein starkes Vertrauen auf die eigene Kraft. Und ich glaube von den meisten, daß diese Eigenschaften sie im Falle der Not zu den gleichen Erfolgen befähigen werden, wie sie die zähe Ausdauer holländischer Bauern im Südosten des Weltteils errang.

Mannschaften der Truppe.

Und was diese Leute als Arbeiter geleistet hatten, war aller Achtung wert. Nicht nur sämtliche damals vorhandenen Gebäude waren von ihnen errichtet, sondern es zeichnete sich auch das Innere der neueren Wohnungen, besonders der für den Leutnant v. François und seine junge Frau bestimmten, durch eine Ausführung aus, welche man in dieser Vollkommenheit hier nicht erwartet hätte. Gut eingerichtet und in Ordnung gehalten war auch der der Truppe überwiesene Garten, der natürlich anderthalb Jahre nach seiner Anlegung noch nicht den Eindruck der Vollendung machen konnte. Eine wirkliche Zierde desselben waren bereits die allenthalben an den Bassins und Rinnsalen gesetzten Ricinusstauden, eine an feuchten Stellen am schnellsten wachsende und deshalb sehr beliebte Schattenpflanze. Dieser Garten, der mit seinen zahlreichen Gemüsebeeten, seinen jungen Feigenbüschen, seinen Maulbeer-, Pfirsich- und Orangenbäumchen und mit seinen eben erst gesetzten Weinstöcken eine Fläche von 8000 Quadratmetern einnahm, hing ebenso wie die kleineren Privatgärten des Ortes und wie das große Versuchskornfeld jenseits des Kommissariatsgebäudes gänzlich von dem Wasservorrat der Quellen ab, die in einer langen Reihe dem oberen Rande des Festungshügels entströmen. Auf große Entfernung bereits verkünden sie namentlich am Morgen und Abend durch emporsteigende Dampfwolken den hohen Wärmegrad, durch den sie sich vor allen anderen südafrikanischen Gewässern auszeichnen. Der stärkste Strahl besitzt an seiner Ausflußstelle eine Temperatur von 77,5 Grad Celsius, und die Kalkfelsen, zwischen denen ununterbrochen eine beträchtliche Wassermenge hervordringt, sind so heiß, daß

es unmöglich ist, die Hand länger als eine Sekunde auf die glühenden Platten zu halten. Einer eigenartigen Erscheinung, begegnen wir diesen heißen, oftmals schwefelduftenden Sprudeln bis hinunter zum Kap der Guten Hoffnung. Mag auch ein Teil ihrer Wärme auf chemischen Vorgängen in der Tiefe beruhen, auf deren Möglichkeit das Vorkommen zahlreicher Erze und sonst im Lande nicht eben häufiger Mineralien in einzelnen Quellgebieten hindeutet, so weist doch die Regelmäßigkeit ihres Vorkommens zugleich auf Störungen im Innern der Erde, mit deren Beginn vielleicht die ungeheuren Thalsenken entstanden, die heute die Bewunderung des Reisenden und den lebhaften Ärger des Frachtfahrers hervorrufen. Am großartigsten entwickelt ist die Quellzone jedoch in Windhoek, welches seinen Namanamen Eikhams, das heißt „Feuerwasser", ihnen verdankt. Zu bedauern ist nur, daß die starken Quellen von Groß-Windhoek wegen des Fehlens ausgedehnterer Flächen besseren Bodens in ihrer näheren Umgebung nicht genügend verwertet werden können, während in Klein-Windhoek zwar reichlich anbaufähiges Land, aber verhältnismäßig wenig Wasser vorhanden ist. Den Neid europäischer Hausfrauen mag freilich die Mitteilung erregen, daß die Haushaltungen unserer südwestafrikanischen Residenz niemals Mangel an beliebig warmem Wasser zum Waschen und Baden zu leiden brauchen; zum letztgenannten Zweck war es sogar nötig, das in die Badehäuser eingelassene Wasser eine Stunde lang abkühlen zu lassen, bevor man an eine Benutzung denken konnte. Weniger bequem war die Notwendigkeit des Abkühlenlassens, wenn es als Trinkwasser dienen sollte, allein die in ganz Südafrika

übliche Einrichtung der leinenen Wassersäcke erzeugt durch die ununterbrochene Verdunstung einer kleinen Flüssigkeitsmenge nach wenigen Stunden eine sehr angenehme Kühlung; wir haben oft genug unser Getränk auf 15 Grad unter die Lufttemperatur gebracht, eine Leistung, welche im europäischen Sommer ohne beträchtlichen Eisverbrauch kaum zu erreichen ist. Der Schwefelgeruch, der allen Quellen von Windhoek in hohem Grade anhaftet, verliert sich während des Kühlens vollständig, und ich habe nicht nur keine die Gesundheit schädigende Wirkung des Trinkwassers bemerkt, sondern im Gegenteil wie auch die anderen Einwohner nach seinem Genuß stets das größte Wohlbehagen empfunden.

Um die Tiefe des Sickerwassers unterhalb der Quellen in Erfahrung zu bringen, stellten wir einige Bohrversuche an, welche zeigten, daß der größte Teil des Wassers im Boden versinkt und unter der Oberfläche völlig ungenutzt thalabwärts strömt. Nach mehrfachen Bohrungen übergab ich das dabei benutzte Gestänge von fünf Meter Länge meinem kürzlich angenommenen Diener, einem Bergdamara, namens Harakab, welcher in Otjimbingue Lesen und Schreiben und, worauf mir mehr ankam, in seinem früheren Dienst bei Nitzsche auch ein wenig kochen gelernt hatte. Er erhielt die Weisung, die stählernen Stangen ordentlich mit Fett einzureiben. Auf meine am Abend an ihn gerichtete Frage, ob sein Auftrag erledigt sei, erwiderte er im stolzen Gefühle erfüllter Pflicht, er habe „das eiserne Gut" sehr sorgfältig eingefettet. Doch unsere Freude über den zuverlässigen Jungen wurde stark und sehr zum Nachteil seines langohrigen Gesichts gedämpft, als wir be-

merkten, daß er zu seiner Arbeit einige Pfund der besten holsteinischen Tafelbutter verwendet hatte, die zu allem eher, als zum Schmieren eines geologischen Bohrers bestimmt war.

Mein Aufenthalt in dem mir so zuvorkommend von Nitzsche zur Verfügung gestellten Zimmer im Store sollte zuvörderst nicht von langer Dauer sein. Herr G. Duft, der Vorsitzende der kaiserlichen Bergbehörde, plante eine mehrwöchige Expedition und forderte mich auf, mich an derselben zu beteiligen. Diese Reise, in deren Verlauf die verlassene Matchleß Mine und der Truppenposten Heusis im Flußgebiet des oberen Kuiseb besucht werden sollten, bot mir eine willkommene Gelegenheit, einen Teil des Khomaslandes und weiterhin auch das Land der Rehobother Bastards kennen zu lernen. Ich sagte daher sehr gern meine Beteiligung zu, und da der Bruder und Adjutant des Kommissars, Premier-Leutnant v. François, der mit seiner Frau von der Hochzeit in Deutschland kam, mittlerweile eingetroffen war und die Führung der Truppe wieder übernommen hatte, so war auch v. Bülow in der Lage, sich uns anschließen zu können.

6. Kapitel.

Reiſe nach Rehoboth.

Als der Tag der Abreiſe war der 25. September feſtgeſetzt, doch da wir nichts zu verſäumen hatten, beſchloſſen wir den Wagen vorausfahren zu laſſen und erſt am Nachmittag nachzureiten. Da wir nur einige kleine Balken und zwei Dutzend Platten Wellblech nach Heuſis zu befördern hatten, um deren Mitnahme uns das Truppenkommando erſuchte, ſo ſtand uns beinahe der ganze Laderaum des Gefährts zur Verfügung, und wir brauchten uns ſomit keinerlei Beſchränkung hinſichtlich des für unſre Bequemlichkeit beſtimmten Gepäcks aufzuerlegen. Wehmütig habe ich darum noch lange dieſer Reiſe gedacht, wenn auf kriegsmäßigem Zuge tauſend kleine Annehmlichkeiten fehlten, für die damals in reichem Maße geſorgt war.

Da ich im Hinblick auf die bevorſtehende Regenzeit, während welcher man Pferde wegen der im Januar ausbrechenden Seuche nicht benutzen kann, mir noch kein Tier anſchaffen durfte, ſo erbot ſich Nitzſche, mich bis zum erſten Ausſpannplatze in den Vorbergen des Hochlandes zu brin-

gen. Duft und v. Bülow hatten Windhoek bald nach Mittag verlassen, und da mein gefälliger Begleiter durch seine Thätigkeit im Store verhindert war, das Haus so früh zu schließen, wurde es halb fünf Uhr, bis wir endlich zum Aufbruch gerüstet waren. Der Weg zweigte sich schon nach kurzer Zeit von der nach Rehoboth führenden Straße ab, um in südwestlicher Richtung dem hohen, aus dem Hügellande weit vorspringenden Berge von Ongeama entgegen zu ziehen. Er blieb noch eine Strecke weit in ebener, abwechselnd von Buschwald und Graswuchs bedeckter Fläche. Dann begann er sich langsam zu heben, und nach einer Stunde befanden wir uns in den Bergen. Je mehr die Straße sich in diesen emporwindet, um so freier öffnet sich die Aussicht auf die hintereinander aufsteigenden Ketten, die jetzt in der abendlichen Beleuchtung auffallend den Eingängen in den oberen Schwarzwald oder in die Vogesen glichen. Denn trotz der über die Bergrücken hervorragenden Felsspitzen ist das Vorgebirge nicht so schroff wie die meisten Bodenerhebungen des Damaralandes; die Höhenzüge erinnern in ihren geschwungenen Linien, ihren runderen Formen und den baumbestandenen Abhängen weit eher an ein mitteleuropäisches Landschaftsbild. Und wie um diesen Eindruck noch zu verstärken, wehte uns eine strenge, kühle Bergluft entgegen. Zuletzt begann der Weg beim Umbiegen um eine hohe Kuppe sich steil in ein kleines Thal hinab zu senken, in dem wir von der Höhe aus den Wagen tief unter uns halten sahen. Vorsichtig kletterten unsere Pferde an der Berglehne herab, bis wir nach Sonnenuntergang an der Raststelle eintrafen.

Da wir am andern Morgen sehr früh aufzubrechen

gedachten, verabschiedete sich Nitzsche gleich nach dem Abendessen, und unsere Diener traten mit Hacke und Schaufel an, um eine kleine Fläche des weichen Bodens von Steinchen, Gras und Zweigen zu säubern und unsere Korkmatratzen und Schlafdecken auf derselben auszubreiten. Dann ward das Licht gelöscht, und bald lag das ganze musterhaft solide Lager in festem Schlummer zu einer Zeit, um welche zu Hause die kleinen Kinder zu Bett gebracht werden. Nur einmal wurde die tiefe Ruhe unterbrochen, als Duft, von einem lauten Geknurr in den Felsen, das er für die Stimme eines Leoparden hielt, geweckt, uns ebenfalls aus dem Schlafe aufstörte. Doch dergleichen Vorkommnissen wird hier keine besondere Wichtigkeit beigemessen, und so lagen wir denn nach zehn Minuten wieder auf der Seite und träumten von Berlin und seinen Annehmlichkeiten, bis uns im Schlummer der erste Pferdebahnwagen vorüberzufahren schien. Leider war es nur die Glocke, die den Hals eines der Ochsen zierte, welche man eben zum Einspannen antrieb. So wurde denn hastig der Kaffee getrunken, und dann bestiegen meine Genossen ihre Pferde, um mit ihren Dienern voranzureiten, und wenn das Glück ihnen günstig, eine Antilope für die Feldküche zu ergattern, während ich beim Wagen zurückblieb, um die Leute, die bei der Ausbesserung eines Rades länger als nötig zu verweilen schienen, ein wenig zur Eile zu mahnen.

Es war eine bunte Gesellschaft, die da teils arbeitete, teils müßig um unseren Wagen herumlungerte, und es waren unter ihr zufällig alle in Südwestafrika vorkommenden Rassen der Eingeborenen vertreten. Der Treiber,

Paulus Klaaßen, war ein Baſtard, allerdings einer von der wenig anſprechenden Sorte der Hoachanasleute, der Leiter des Wagens dagegen ein innerlich ebenſo reiner, wie äußerlich ſchmutziger Hottentotte von dem zerſprengten Stamme des Jan Jonker Afrikander. Mein Diener Harakab und unſer Ochſenwächter waren Bergdamaras, demnach Vollblutneger, und die Diener der beiden andern Herren, welche ſo friedlich nebeneinander ritten, gehörten den zwei tödlich verfeindeten Hauptvölkern des Schutzgebiets an; v. Bülows Auguſtin Saviongea war ein Herero und ein naher Verwandter des alten Kamaharero und Dufts Wilhelm ein Hottentotte vom Stamme Hendrik Witboois. Und damit auch die wunderlichen Ueberbleibſel der Urbevölkerung vertreten ſeien, ſaß dort am Feuer ein Buſchmann, der ſich uns bis Rehoboth angeſchloſſen hatte und gegen Beteiligung am Eſſen kleine Dienſtleiſtungen für die andern übernahm. Er war nicht der einzige ſeiner Art, den ich zu Geſichte bekam, und nach allem, was ich von dieſen Leuten geſehen, neige ich der Anſchauung zu, welche in den Buſchmännern nur einen durch frühzeitig erfolgte Trennung von den Hottentotten geſchiedenen, ſprachlich und körperlich jedoch ihnen verwandten Teil der merkwürdigen ſüdafrikaniſchen Urraſſe erblickt. Dieſe auf einer ſehr viel niedrigeren Stufe der äußeren Kultur ſtehen gebliebenen Stämme kann man gleichwohl nicht als geiſtig niedrige Menſchen anſehen. Eine Völkerſchaft, welche Spuren hinterließ wie die Wandmalereien in den Gebirgshöhlen Südafrikas, darf trotz ihrer körperlichen Häßlichkeit niemals als Bindeglied zwiſchen Menſch und Tier betrachtet werden. Über ihre Charaktereigenſchaften erhält man im

Hottentott aus Windhoek.

Lande die widerspruchsvollsten, oft geradezu schauerlich klingenden Nachrichten, wofür aber vielleicht weniger wirkliche Vorkommnisse, als die erhitzte Phantasie ungebildeter Händler und Jäger verantwortlich gemacht werden muß. Ich enthalte mich in diesem Falle des Urteils, da ich, um eines zu fällen, die frei im Lande hausenden Buschmannstämme hätte kennen lernen müssen; ich überlasse eine maßgebende Darstellung dieser Dinge meinem Freunde v. Bülow, dem auf seiner großen Reise nach Otavi Gelegenheit geboten war, das interessante Volk kennen zu lernen.

Von unsern zwanzig Ochsen befanden sich nur vierzehn im Joch; bei dem starken Anstieg der Straße auf der einen, dem starken Absturz auf der andern Seite der immer höher über die Flußlandschaften von Windhoek emporragenden Hügel war diese Bespannung eine mäßige, und wir kamen darum nur langsam vorwärts. Weite Strecken der Abhänge waren dunkel gefärbt von den immer häufiger werdenden Büscheln eines kurzen, roten Grases, welches von erfahrenen Viehzüchtern für sehr nahrhaft gehalten wird. Überhaupt begannen, je höher wir stiegen, die Büsche seltener zu werden, und größere Bäume standen nur noch im Grunde der zahlreichen kleinen Thäler, welche unser Wagen zu durchfahren hatte. In einem derselben wurde unter einigen Akazien Mittagsrast gehalten. Paulus Klaaßen, der schon während der Fahrt verdächtig um mich herumgestrichen war, erschien jetzt mit düster verzerrtem Gesicht und gab vor, er sei plötzlich heftig erkrankt. Offenbar rechnete er darauf, daß wir ihm den Rest einer eben angebrochenen Flasche Kapwein würden zukommen lassen, aber sein Unstern wollte, daß ich meine Taschenapotheke

mit mir führte. Anstatt des erhofften Heilmittels gab ich ihm eine gute Dosis Kalomel, um ihm ein für allemal die Lust zu erheucheltem Krankwerden zu nehmen. Und der Erfolg ließ nichts zu wünschen übrig, denn als ich mich am Abend eingehend nach seinem Befinden erkundigte und ihm zuvorkommend eine zweite Dosis anbot, schwor der Edle hoch und heilig, er sei völlig gesund. In der That wurde uns von der Mannschaft, welche die zauberhafte Wirkung meiner Medizin voll Grausen mit angesehen hatte, während der ganzen Reise kein einziger mehr unwohl, obschon sonst alle möglichen meist völlig unbekannten Krankheiten als Entschuldigung für eine gänzlich unerklärliche Arbeitsunfähigkeit angeführt werden. Trat wirklich einmal eine Störung im Befinden bei einem unserer Diener ein, so wußte er ganz genau, daß in jeder Weise für ihn gesorgt werde; in Fällen, wie dem eben geschilderten, ist Nachgiebigkeit ein Zeichen von Schwäche, und man würde damit das Gegenteil von dem zu Wege bringen, was man zu erreichen hofft.

Als unser Gespann in zweistündiger Fahrt die letzten Höhenrücken überwunden hatte, breiteten sich endlich die Hochflächen des Khomaslandes vor uns aus. Von der Nachmittagssonne beleuchtet wogten die goldigen Grasflächen im Winde wie ein unabsehbares Kornfeld, in dem unsere Reiter als weiße Pünktchen hier und da auftauchten, leider viel zu entfernt, als daß unsere Leute sie auf ein Rudel von Kudus und Hartebeesten aufmerksam machen konnten, das langsam auf einer niedrigen Anhöhe dahinzog. Endlich lagen die Thalschluchten von Ongeama hinter uns, und während der Wagen schneller

als bisher durch die wogende Prärie fuhr, ruhte das Auge auf einem Berge von sonderbarer Gestalt, der fern im Südwesten von dem untergehenden Tagesgestirn bestrahlt über das Hochland herüberschimmerte. Ein gewaltiger Tafelberg, an dessen einer Seite ein tiefer Riß unzugängliche Klüfte ahnen ließ, ragte er majestätisch in den leuchtenden Abendhimmel hinein, ein letzter, erhabener Markstein der wunderlichen Bergformen, die das Land vom Großen Fischfluſſe bis zum Südende der alten Welt erfüllen. Es war der Gamsberg bei Hoornkrans, in dessen Thälern ein halbes Jahr später jene Kämpfe beginnen sollten, welche ganz Südafrika zwanzig Monate hindurch in Spannung erhielten.

Nach Eintritt der Dunkelheit erreichten wir den Harisfluß, der mehrere große Wasserstellen besitzt und an dem in der vom Südrande des Hochlandes umwallten Ebene der schöne Platz gleichen Namens liegt, der von uns zum Ort des Nachtlagers gewählt war.

Als ich mich am folgenden Morgen kurz vor Sonnenaufgang erhob, zeigte das Thermometer kaum 1 Grad Wärme und der Wassersack, sowie die Waschschüssel waren von dicken Eisklumpen ausgefüllt. Solche Nachtkälte ist auch im Frühling hier eine ganz gewöhnliche Erscheinung, denn die Ebene von Haris liegt mehr als 1900 Meter über dem Meeresspiegel, unser Lagerplatz war demnach volle 100 Meter höher, als der Gipfel des Rigi. Als ich meine Messungen ausgeführt hatte, weckte ich Duft, den in seinen Decken vergrabenen Helden des Tages, und v. Bülow und ich brachten vor Kälte mit den Zähnen klappernd, in möglichst wohlgesetzter Rede ihm unsere

Glückwünsche zu seinem Geburtstage dar, indem wir ihm zu dessen Feier gleichzeitig ein köstliches Festmahl in den Ruinen der Matchleß Mine in Aussicht stellten.

Wir wendeten uns nach Norden und begannen nach einstündiger Fahrt die zweite und höchste Terrasse des Khomaslandes zu ersteigen, wobei der Wagen wieder einmal in stundenlanger Berg- und Thalfahrt die Einzelerhebungen des Hochlandes zu überwinden hatte. Von Zeit zu Zeit bewegte er sich auf der Höhe eines langen Kammes vorwärts, von der aus bis zum fernsten Horizont ein Hügelzug hinter dem anderen auftauchte, wie die erstarrten Wogen eines uferlosen Meeres, bestanden von Gras und niedrigem Buschwerk. Größere Bäume fanden sich auch jetzt nur in einigen tiefen Thälern, in die man rechts und links hinabschaute. Auf den freien Höhen läßt sie der heftige Wind nicht aufkommen, der jahraus, jahrein das Hochgebiet überweht, der im Sommer als heftiger Gewittersturm über das Land daherfegt und dessen eisige Kälte in klarer Winternacht die Anfänge parkartigen Pflanzenwuchses in diesen Prärien schnell dahinsterben läßt.

In einem engen Thälchen blieb unser schweres Gefährt infolge der Nachlässigkeit unseres Ochsenleiters, eines grundgemeinen und widerwärtig faulen Halunken, im steilen Uferrande des Baches stecken. Es bedurfte der gemeinschaftlichen, angestrengten Thätigkeit der gesamten Begleitmannschaft, um ihn nach einstündigem Schaufeln aus dem weichen Boden herauszubekommen. So langten wir in der Schlucht, in der sich die verlassene Kupfermine befindet, erst nach 1 Uhr mittags mit einer bedeutenden Verspätung an, sehnsüchtig von den Berittenen erwartet,

die nicht übel Lust hatten, dem trefflichen Tauleiter seine Pflicht fühlbar klar zu machen.

Der Abstieg zur Matchleß-Mine war fürchterlich. Der mit starken Ketten gehemmte Wagen rutschte einfach von selbst in die Tiefe; mit seinem langen Ochsenzuge nahm er sich von weitem wie ein riesiger Tausendfuß aus, welcher eine fast senkrechte Wand vorsichtig hinabkriecht. Das Thal, in welches der die Erzlager in seinem Innern bergende Hügel sich hinein erstreckt, war so eng, daß der Wagen an manchen Stellen neben dem auf dem Grunde entlang ziehenden Flußbett kaum noch Platz zum Fahren fand. Deshalb waren die nun schon längst in Trümmern liegenden Häuser meist am Bergabhang angelegt, und auch wir schlugen unser Lager an einer schattigen Stelle der Halden fünfzig Schritte vom Eingangsstollen entfernt auf, um alsbald das zur Feier des Tages geplante üppige Mittagessen vorzubereiten. Bei einer solchen Gelegenheit waren wir freilich genötigt, überall selbst zuzugreifen, aber unsere Mühen wurden belohnt, denn nach zweistündiger heißer Arbeit in der Küche, das heißt in einem verfallenen, von zierlichen Elfenratten und Eidechsen wimmelnden Gemäuer hatten wir eine Mahlzeit zu stande gebracht, die auf innerafrikanischen Reisen wenige ihres gleichen gehabt haben mag und die uns in der Kolonie niemals wieder zu teil geworden ist. Damit man sieht, daß auch ungeübte Köche etwas Anerkennenswertes zu leisten vermögen, will ich die Folge der Speisen und Getränke hier mitteilen. Wem diese für Afrika zu reich dünkt, der möge gefälligst bedenken, daß wir dafür später wochen- und monatelang fühlbaren Entbehrungen ausgesetzt waren,

wie man ſie in Deutſchlands weltfremdeſten Örtchen nicht kennt. Es gab alſo nach einem Frühſtück, zu welchem Einbecker Bockbier verſchenkt wurde:

Speiſen.	Weine.
Ochſenſchwanzſuppe.	Süßer Conſtantia.
Lachs in Mayonnaiſe,	Steinwein vom Kap.
Schinken mit Stangenſpargel.	Hermitage vom Kap.
Hammelkeule vom Roſt mit Salat und Reineclauden.	Mercier, Carte blanche.

Kaffee, Kognak und Zigarren.

Nach Dunkelwerden wurde Licht angezündet und der Mine mit ihren reichen Kupfererzen ein Beſuch abgeſtattet. Mit einem großen Bergſtock und einem Revolver bewehrt, betraten wir die öfters ſich verzweigenden Stollen, deren Boden fußhoch mit den Exkrementen von Tauſenden von Fledermäuſen bedeckt war und aus deren niedrigen und engen Seitenſtollen uns der eigentümlich ſcharfe Geruch entgegendrang, den jeder Beſucher eines Raubtierhauſes unſerer zoologiſchen Gärten zur genüge kennt. In der That gehörte kaum irgend welche Einbildungskraft dazu, ſich in den Höhlen dieſes verſchollenen Bergwerks noch andere Bewohner vorzuſtellen, als die lichtſcheuen, geflügelten Inhaber der Wölbungen, zumal Raubtiere, nach den Spuren von Hyänen im Flußthal zu urteilen, hier ſehr häufig ſind. Ein Zuſammentreffen mit ſolchen unter der Erde nimmt ſich nun zwar in einem Roman recht gut aus, erſcheint jedoch in der Wirklichkeit weit weniger verlockend.

Der Minenberg ließ auf große Entfernung das Vorkommen von Erzen erkennen. Er iſt eine jener Kupfer-

lagerstätten, welche sich vom Ovamboland bis nach Klein-Namaland verfolgen lassen und die zu den reichsten der Welt gehören. Leider ist die Matchleßmine wie die meisten südwestafrikanischen Kupfergebirge viel zu abgelegen, als daß sich vorläufig ein Abbau im großen zu lohnen verspräche. Im Anschlusse an eine zu anderen Zwecken hergestellte Feldbahn freilich wird auch in dieser Hinsicht eine Änderung eintreten; dann werden diese Erzgegenden die Märkte für manche kleinen Siedelungen sein, welche heute noch von dem Wechsel in der Besetzung der Militärstationen und von Zufälligkeiten verschiedener Art viel zu abhängig sind. Besser freilich wäre ja, wenn einmal noch kostbarere Gänge in diesen Felsen erschlossen werden könnten. Doch das ist gerade hier nicht wahrscheinlich, und ein Spüren nach etwa wirklich vorkommendem Golde umsomehr erschwert, als bei dem starken Gefälle und der geringen Entwicklung der Flußläufe in dieser Landschaft sich nirgends Schwemmland zu bilden vermochte, in dem bekanntlich das aus dem Muttergestein ausgewaschene Edelmetall am ehesten gefunden wird.

Unsere durch anderthalb Ruhetage wieder neu gekräftigten Ochsen überwanden die Schwierigkeiten der ersten Strecke des Weges von dem Minenthälchen nach Heusis leicht. Bald werden auch die Bodenerhebungen flacher, und man überblickt wie in der Nähe von Haris weite und freie Graslandschaften, über die noch am Spätvormittage ein kühler Wind dahinstrich. Überhaupt ist das Klima des Khomaslandes für diese Breiten fast rauh zu nennen, uns aber kam es gerade darum um so angenehmer vor. Im Schatten der Bäume, unter welchen

man mittags zu rasten pflegt, empfindet man kaum, daß die afrikanische Sonne es ist, die auch auf diese Gegenden ihre Strahlen herabsendet. Ein Blick auf die Schattenspender selber erinnert uns freilich wieder daran, denn nicht allein die riesigen, oft 15 Centimeter langen Dornen sind etwas in gemäßigter Zone Unbekanntes, sondern auch die weißen Harztropfen, welche allenthalben aus der Rinde hervordringen, sind von edlerer Art, als der zähe Saft nordischer Pflanzen. Echtem Gummi arabicum ähnlich, erzielten einige vor kurzem auf den Londoner Markt gebrachte Säcke des klebrigen Stoffes einen hohen Preis, welcher dem der aus Arabien kommenden Ware nicht nachstand.

Auf die höchste Terrasse des Hochlandes folgt im Westen wieder eine völlig ebene, mehrere Fahrstunden breite Fläche, ein ausgezeichnetes Weideland, das sich bis nach Heusis erstreckt. Ein schönes Abendrot an dem von Wolken durchzogenen Abendhimmel beleuchtete unsere Straße noch für einige Zeit, dann aber ward es Nacht und so finster, daß unser Treiber nur mühsam im hohen Grase die Spur des nur äußerst selten befahrenen Weges zu erkennen vermochte. Als er eben im Begriff war, den Boden einer sorgfältigen Untersuchung zu unterziehen, blitzte vor uns ein Licht auf. Es war das Feuer, das die Vorausreitenden angezündet hatten, und nachdem wir der dadurch angezeigten Richtung noch eine Stunde lang gefolgt waren, konnten wir am Fuße des Turmhügels von Heusis ausspannen. Zum besseren Schutze gegen Wind und Wetter schlugen wir unser Lager in den Ruinen eines Häuschens auf, das vor Jahren einmal

irgend ein Bastard hier errichtet haben mochte, der mit seinem Vieh auf diesen einsamen Posten gezogen. Auf die einstige Anwesenheit von Herden deuteten wenigstens zwei ummauerte Kraale, die in derselben Senke lagen, wie unser des Daches beraubtes Obdach.

Fünfzig Meter über unserm Lager erhob sich auf steiler Kuppe das Haus mit seinem Turme, für deren Bedeckung wir Balken und Wellblech mitgebracht hatten. Ein paar mächtige steinerne Wände mit schmalen Schießscharten, in deren Winkeln und Mauerritzen sich der Wind heulend verfing, das war die Wohnung, in welcher der von Windhoek hierher gelegte Posten sein einsames Leben führte. Und dennoch sehnte sich der Mann nicht hinweg; das einzige, was er bisher vermißt hatte, waren Bücher, mit denen ich ihm bereitwillig aushalf. Im übrigen empfand er nicht die geringste Sehnsucht, seinen luftigen Wohnsitz zu verlassen. Ihm wurde der armselige Steinhaufen in der That zum Palast, denn von hier aus beherrschte er das ganze Land rings umher mit mehr Machtvollkommenheit, als sie einem König auf dem alten Kulturboden Europas eignet. In dem riesigen Gebiet zwischen Rehoboth, Windhoek und den Küsten des südatlantischen Ozeans der einzige weiße Mann, durfte dieser einfache Soldat sich einer Freiheit rühmen, um die ihn ein Fürst hätte beneiden können. In vollstem Maße war ihm jene persönliche Ungebundenheit zu teil geworden, die einen Hauptreiz des afrikanischen Lebens bildet und in deren Besitz auch der gesittete Europäer die Vorzüge einer höheren Kultur eine Zeit lang gerne entbehrt. Classen, dies war der Name des Gefreiten, benutzte seine Selbständig-

keit übrigens in erster Linie zur Ausübung edlen Sports, indem er seinen Aufenthalt in Heusis mit der Durchforschung der reichen Jagdgründe hinbrachte, wozu ihm sein Dienst genug Zeit übrig ließ. Dieser bestand eigentlich nur in der Oberaufsicht über die hier weidenden Herden und in der Überwachung der mit der Hütung beauftragten Eingeborenen. Erleichtert wurde das Zusammenhalten der Tiere und die Sorge für ihr Wohlergehn obendrein durch die Fülle guten Wassers, das sich in nächster Nähe des Turmberges fand.

Die Wasserstellen des Platzes waren die schönsten natürlichen Zisternen, die ich bis dahin in Afrika gesehen hatte. Von einer Reihe tiefer, viereckiger Becken in dem Felsboden des Flußbettes enthielt das einzige in Benutzung genommene noch am Ende der trockenen Zeit und ungeachtet des fortdauernden Verbrauches an hundertundfünfzig Kubikmeter des unentbehrlichen Elements. Eine senkrecht abgewaschene Wand, über die sich während der Regenzeit das Wasser eines Nebenflüßchens hinunterstürzt, düstere Felsengen und tiefe Strudellöcher im Boden lassen erkennen, mit welcher Gewalt der Fluß im Sommer vom höheren Lande herabzukommen pflegt.

Die Umgegend von Heusis ist ein gutes Weideland, und da die lästigen Dornbüsche viel seltener sind, als im Damaralande, so eignet sich das Feld hier weit eher als dort für Schafzucht. Die Wolle der sechshundert Tiere, welche die Truppenverwaltung in Heusis hielt, sah zwar nicht besonders gut aus, allein ich schreibe dies der Unerfahrenheit der Leute in der Behandlung besserer Viehsorten zu. Körperlich gediehen die Schafe gut, und noch

mehr ließ sich das von den Angoraziegen behaupten, von denen etwa 120 Stück vorhanden waren, und deren zierliche weiße Gestalten mit ihrem langen, seidenweichen Haargehänge man weit in der Ferne noch entdecken konnte, wenn die Herde schon seit Stunden hinausgezogen war. Nach meiner Ansicht wird das Khomasland, dessen Hochgebiet man auf über dreitausend Quadratkilometer ansetzen kann, in absehbarer Zeit eine der für die Zucht von Wollschafen und Angoraziegen am meisten benutzten Landschaften sein.

Schon am Tage nach unserer Ankunft hatten mich meine beiden Gefährten verlassen, um, begleitet von ihren Dienern, einen Ritt nach Otjimbingue zu machen und dort einige Zeit zu verweilen. Ich blieb also allein mit Classen und konnte meine Absicht, die Umgegend von Heusis einer näheren Untersuchung zu unterziehen, in einiger Ruhe ausführen.

Da die Wolken, die sich seit einer Woche täglich um Mittag gezeigt hatten, sich in immer drohenderen und dunkleren Massen anzusammeln begannen, hatte ich gleich nach meiner Ankunft Sorge getragen, daß einer der mir von der Deutschen Seewarte zur Verfügung gestellten Regenmesser auf einer freien Fläche unter dem Turme seine Aufstellung fand. Da mir außerdem daran lag, in diesem Gebiet nicht allein einige wenige Messungen anzustellen, sondern womöglich dauernde Beobachtungen von einem so charakteristisch gelegenen Platze zu erhalten, so wurde derselbe Classens Obhut anvertraut und dieser feierlich als Beobachter angestellt. Während ich ihm Anweisung in seinen neuen Obliegenheiten erteilte, fiel uns

beiden schwer auf die Seele, daß uns nur ein einziges Meßglas zur Verfügung stand, so daß die Hände eines ungeschickten Schwarzen leicht die Fortführung der Messungen hätten vereiteln können. Doch in solchen Fällen muß man sich zu helfen wissen, und so wurde eine derbe Schnapsflasche nach sorgfältiger Ausmessung mit den, einem Millimeter der Regenhöhe entsprechenden Teilstrichen versehen, um für den Verlustfall des Glases der Wissenschaft wertvolle Dienste zu leisten. Diese Vorsichtsmaßregel ließ mich der beginnenden Regenzeit vertrauensvoll entgegensehen, denn für meinen Regenmesser bedurfte ich keiner Schutzvorrichtung gegen vorwitzige Menschen; dieser befand sich infolge der allen Afrikanern eigenen abergläubischen Furcht vor Zauberei in größerer Sicherheit, als wenn er durch ein Aufgebot der sorgsamsten Schutzleute bewacht worden wäre.

Von der Anhöhe, auf der das metallene Gefäß an einem starken, von einem Dornenzaune umgebenen Pfahle angebracht war, ließ sich das Land nach Westen hin auf eine ungeheuere Entfernung überblicken. Nur an einer Stelle des südwestlichen Horizonts, hinter einer Lücke in der flachen Rundung der fernen Hügel tauchte ein blauer Bergzug auf, in einer weit entlegenen Gegend, die wohl nur selten der Fuß eines weißen Mannes betreten. Denn in jener Richtung ging es weiter hinab in das Gebiet am Kuiseb und noch weiter zum Tsauchablande, von dem ein kleiner, aber um so wilderer Teil, die Naukluft, erst neuerdings durch die letzten, heftigen Gefechte mit den Witboois bekannt geworden ist.

Das Dünengebiet am unteren Tsauchab und das

und der Schwarzen, die sich vor dem Regen unter den Wagen geflüchtet hatten und deren leise geführte Unterhaltung nach einiger Zeit eine einschläfernde Wirkung auf mich ausübte.

Der leichte Nachmittagsregen war einige Male von Dämmerungserscheinungen begleitet, welche den abendlichen Horizont in fast noch tiefere Glut hüllten, als man sie in den letzten Wochen der Trockenzeit bewundern kann. Während dann die Sonne untersank, leuchtete es auch am östlichen Himmel auf, und schimmernd wölbte sich ein Regenbogen unter dem jagenden Gewölk, das bereits in weiter Ferne dahintrieb, um auch über die endlosen Steppen der Kalahari seine segenbringenden Fluten niederzusenden. Und zu gleicher Zeit ruhte eine erfrischende Kühle über dem Boden; zeigte doch das Thermometer nach dem Regen schon um 9 Uhr abends nur wenig mehr als 15 Grad Celsius (12 Grad Réaumur), was in der beginnenden heißen Zeit des Damaralandes etwas sagen will.

Da sich in diesem Teile Südafrikas namentlich zu Anfang und gegen Ende der nassen Jahreszeit die Vormittage durch schönes Wetter auszeichnen, so konnte ich diese Tageszeit ungehindert zu Ausflügen benutzen. Auf meinen Märschen in der Umgegend nahm ich die günstige Gelegenheit wahr, mir mit der Büchse einige Abwechslung für den Tisch zu verschaffen. Die Gegend ist wildreich, Geflügel aller Art belebt die Hügel und die Ebenen, an den Wasserbecken des Thales sammeln sich wilde Enten, und in den Grasflächen trifft man häufig auf Hasen und kleine Antilopen. Daß sich daneben auch mancherlei Großwild zeigt, versteht sich von selbst, und wem die Jagd

auf Raubwild Vergnügen bereitet, der braucht sich nur einige Wochen in Heusis niederzulassen. Erst vor einem halben Jahre war eine Leopardenhöhle in dem Felsen über dem Flußbette ausgeräuchert worden, auch gab es in der nächsten Umgebung zahlreiche größere Viehräuber anderer Art. Wenige Tage vor unserer Ankunft hatte Classen zwei Hyänen getötet, und während meiner Anwesenheit lauerten wir einer dritten am Kraal der Schafe auf, welche leider entkam, jedoch nicht ohne vorher noch einen tüchtigen Denkzettel aus dem Feuerrohr des Gefreiten zu erhalten.

Am Vormittag des fünften Tages kehrten v. Bülow und Duft zurück, und am Nachmittage trafen ihre Diener ein. Außer von einem Erdbeben, welches vor einigen Tagen die Einwohnerschaft von Otjimbingue erschreckt hatte, wußten sie nur von außerordentlich schlechten Wegen und großen Anstrengungen zu berichten. Die letzte Nacht hatten sie obendrein nach einem mehr als zwölfstündigen Ritt ohne Decken unter freiem Himmel und in strömendem Regen zubringen müssen, wodurch ihre Laune nicht gerade gehoben war. Ein kräftiges Mahl gab ihnen indessen neuen Lebensmut. Immerhin zogen wir vor, unter diesen Umständen unsere Reise erst am folgenden Morgen, am 5. Oktober, fortzusetzen.

Wir brachen früh auf, denn es war unsere Absicht, am ersten Tage die ganze Strecke bis nach Haris zurückzulegen. Die Mittagsrast wurde infolge dessen abgekürzt und auch an der Wasserstelle der Matchleß Mine nur kurze Zeit gehalten. Da es noch früh am Nachmittage war, so blieben wir unmittelbar an der Stelle, wo im tiefen

Schatten gewaltiger Felswände die Wasserbecken in das Gestein eingebettet sind. Die hohen Seiten der Schlucht gewähren der Flüssigkeit nicht nur einen wirksamen Schutz gegen die Sonnenstrahlen, sondern auch gegen den Wind. So wird die Menge des verdunstenden Wassers bedeutend verringert, und der in den Vertiefungen angesammelte Vorrat vermag sich auch ohne Zufluß oft bis zur nächsten Regenzeit zu halten. Gerade darin beruht die große Bedeutung der in den Betten der Bäche und kleineren Flüsse so häufigen Felsengen.

Als wir den Rest einer Flasche Kognak unter unsere Diener verteilten, erschien der von Schmutz starrende Tauleiter Klaaß und forderte mit der Frechheit eines bei der Truppe verwöhnten Hottentotten einen Teil des Getränks für sich. Da er nichts erhielt, entfernte er sich murrend, ließ aber ziemlich deutlich die Worte hören: „Lillige Duitschers" (ekelhafte Deutsche). Seine Unverschämtheit wurde zwar sofort gebührend zurückgewiesen, allein sie war immerhin ein trauriger Beweis der außerordentlich geringen Machtstellung unserer Regierung. Die schmachvolle Behandlung der Kolonie von Seiten eines Reichstages, in dem großen Parteien jedes Verständnis für die afrikanischen Besitzungen des Reiches abging, erfüllte jeden anständigen Deutschen in solchen Augenblicken mit heftigem Zorn, zumal wenn er vernahm, wie im Hererolande Häuptlinge es hatten wagen dürfen, im Namen Sr. Majestät des Kaisers erlassene Verordnungen zu beschimpfen, ohne daß von Seiten der Regierung eingeschritten werden konnte. Was halfen in einem Falle wie dem unsrigen ein paar derbe Hiebe, wenn das Gefühl

völliger Ohnmacht gegenüber dem Hasse der eingeborenen Bevölkerung durch das kränkende Bewußtsein verstärkt wurde, daß ein Teil unserer Volksvertretung für das Beschämende einer solchen Lage nicht nur kein Gefühl besaß, sondern womöglich noch eine elende Schadenfreude bei der Nachricht von Schwierigkeiten empfand, die sich den eigenen Landsleuten entgegenstellten.

Von den Bergrücken, über die uns unser Weg führte, fiel der Blick wieder hinab in einsame Thäler, er schweifte dahin über rundliche Bergrücken, welche die scheidende Sonne mit mattbraunem Schimmer übergoß. Durch diese Belichtung wurde eine ohnehin vorhandene Ähnlichkeit des Hochlandes mit der Brockenlandschaft erhöht, vielmehr aber noch wurden wir an die Heimat gemahnt, als wir in der hereinbrechenden Dämmerung die flachen Thäler durchritten, die kurz vor dem Eintritt in die Harisebene überschritten werden müssen. Aber die Bilder, die unsere Phantasie in die immer dunkler werdende Umgebung hineinzuzaubern suchte, wurden durch das widerliche Lärmen zahlloser grüner Papageien verscheucht, deren Gekreisch zum Verwechseln dem Quietschen eines schlecht geschmierten Wagenrades ähnelte. Und völlig in die Wirklichkeit zurückversetzt wurden wir durch das wilde Geheul einer Hyäne, das aus einer benachbarten Schlucht zu uns herüberdrang.

Von der letzten Anhöhe vor Haris sieht man die Gipfel der Awasberge über das Hochland hervorragen, und die seltsam geformten Zacken und Zinnen ihres Kammes, über die der eben emporsteigende Vollmond sein kaltes Licht ausgoß, gaben uns die Richtung auf unser Ziel, das wir nach einem nächtlichen Ritte von einer

Stunde erreichten. Sofort wurde ein Feuer angezündet, um auch dem Wagen das Innehalten der Fahrrichtung zu erleichtern. Als Duft eben im Begriffe war, aus der Wand einer verlassenen Reisighütte einige Zweige herauszureißen, um die niedersinkende Flamme damit von neuem anzufachen, sprang er plötzlich zurück, und in demselben Augenblick verschwand eine mächtige schwarze Schlange unter den trockenen Riedhaufen des Häuschens. Trotz eifrigen Suchens vermochten wir das Tier nicht mehr in den verfallenen Wänden zu entdecken, und da inzwischen das Poltern des den Abhang herabfahrenden Wagens vernehmbar wurde, gaben wir unsere Nachforschungen alsbald auf. Kaum aber war das schwere Gefährt angelangt und mein Zelttisch aufgestellt, als uns eine zweite Überraschung zu teil wurde. Durch die Nacht ertönte mit einem Male erst leise, dann immer deutlicher das Gestampf galoppierender Pferde. In der Meinung, daß ein Streiftrupp von Witboois herannahe, eilten wir zu den Gewehren, die man bei jedem unerwarteten Besuch im Felde gerne zur Hand hat, selbst dann, wenn die Gefahr eines Kampfes ausgeschlossen ist. Da tauchten auch schon in dem Leuchtkreis unseres Lagerfeuers, die Gewehre in der Hand, einige Reiter auf. Unser Erstaunen war gegenseitig, denn wir erkannten in den vermeintlichen Hottentotten den Ansiedler Ludwig aus Klein-Windhoek mit seinen Leuten, den Eigentümer des einen Gartens in Haris. Dieser aber stieg ab und gestand etwas beschämt, er habe uns für Hereros gehalten, die, wie ihm irrtümlicherweise gemeldet sei, im Begriffe ständen, seine hier weidende Rinderherde fortzutreiben. Nachdem unser Zusammentreffen, das in der

Dunkelheit leicht zu einem unangenehmen Zwischenfall hätte führen können, auf diese einfache Art erklärt war, vereinigten wir uns zu einer Tasse Thee und einem Glase Bier, und Ludwig versprach am andern Morgen unsern Aufbruch abzuwarten, um uns vorher seinen Garten zu zeigen.

Die Anlagen, die wir nach Sonnenaufgang besichtigten, zeugten von der Betriebsamkeit ihres Eigentümers. Sie ließen aber auch erkennen, wie berechtigt der Namaname des Ortes ist, denn Haris bedeutet „feuchte Erde". Schon zwei Meter unter der Oberfläche fand sich überall in der Ebene reichhaltiges, offenbar vom Flusse herbeigeführtes Grundwasser. Das Weizenfeld im Garten war niemals künstlich bewässert worden; die Halme wurden einzig und allein von der die Wurzeln umgebenden Feuchtigkeit des Bodens ernährt. Auch das Gemüse stand gut, weniger gefiel mir die Entwicklung des Weines, der in dieser Seehöhe offenbar schon stark durch die bis Ende Oktober, ja oft sogar bis in den November hinein vorkommenden Kälterückfälle geschädigt wird. Leider war auch das Kornfeld an einigen Stellen von den gefürchteten Springhasen abgefressen. Dies Tier hat die Größe eines Kaninchens und besitzt auffallend lange Hinterläufe, mit deren Hilfe es riesige, mehr als sechs Meter lange Sprünge auszuführen vermag.

Oberhalb des Gartens befand sich ein „Damm", das heißt ein breiter, bogenförmiger Erdwall, der quer durch einen aus dem Hügellande kommenden Bach gelegt war, um während der Regenzeit einen größeren Wasservorrat abzufangen und für die trockenen Monate aufzuspeichern.

Dies ist die einfachste, in ganz Südafrika übliche Anlage zur künstlichen Bewässerung und zum Tränken der Herden, die man auf den Farmen der holländischen Bauern in den trockenen Gegenden der alten Kolonien fast überall findet.

Nachdem wir eine schöne, etwa eine Stunde breite Ebene durchzogen hatten, begann der Weg wieder bergan zu steigen. Vor uns lag der Randwall, welcher das Khomasland im Süden von Haris umgiebt und auf dessen Kamm wir uns 2100 Meter über dem Meeresspiegel befanden. Von der Paßhöhe senkte sich der Abhang tief zu der oberen Hochterrasse des Bastardlandes herab, und von dem wie eine Gebirgsstraße sich niederwindenden Wege aus sah man weit hinaus in die goldene Savanne, deren Grasflächen von Gruppen von Giraffen-Akazien unterbrochen wurden, und aus deren Ebenen hie und da vereinzelte Bergzüge mit ihren steilen, marmorgrauen Wänden in den blauen Himmel aufragten, die zerstörten Reste einer riesenhaften Urweltmauer. Und indem wir hinabzogen in das schöne Steppenland, betraten wir endlich eine Landschaft, welche die im Sommer über ihr niedergehenden Regenfluten dem Großen Fischfluß und durch diesen dem größten Strome Südafrikas, dem Oranjefluß, zusendet.

Als ich beinahe die Ebene erreicht hatte, hörte ich Rufe der Leute, und während ich, dadurch aufmerksam gemacht, das Vorland überblickte, sah ich vor mir eine Menge großer, grauer Antilopen in langsamem Trabe dahinziehen. Das Rudel, es mochten über fünfzig Stück sein, bestand aus Gemsböcken. Inzwischen hatte auch Duft, der ein wenig seitwärts ritt, die Tiere bemerkt, kam jedoch ebensowenig wie ich noch zum Schuß, denn

dieſelben hatten auch uns geſehen und entfernten ſich in immer ſchnellerer Gangart. v. Bülow, der ſie nicht ſehen konnte, wanderte zu Fuß ein Seitenthal entlang, nur etwa zweihundert Meter von dem Wilde entfernt, aber leider verdeckte ihm eine niedrige Bodenwelle den Ausblick nach beiden Seiten. Er wäre ſonſt in der Lage geweſen, eine ziemlich ſichere Kugel anzubringen.

Der Gemsbock, der mit unſeren leichtfüßigen Alpenbewohnern nur den Namen gemein hat, iſt eine nichts weniger als zierliche Antilope. Seine Größe übertrifft diejenige eines ausgewachſenen Eſels, dem er auch in der Grundfarbe ſeines Felles gleicht. Obwohl ein naher Verwandter der oſtafrikaniſchen Beiſa-Antilope, zeichnet er ſich vor dieſer durch die Entwicklung ſeiner Hörner aus. Ich habe weder auf den Märkten von Sanſibar noch in Aden ein einziges Gehörn geſehen, welches auch nur die Durchſchnittslänge des von dem ſüdafrikaniſchen Vertreter der Art geführten Kopfſchmucks gehabt hätte. Eine Länge der ſchnurgeraden, nach oben auseinanderſtrebenden Stangen von einem Meter iſt bei dieſem häufig, und ein ſolches Tier mochte wohl in undeutlichen Überlieferungen oder auf Grund mangelhaft ausgeführter Zeichnungen zur Entſtehung der Sagen vom Einhorn beigetragen haben. Übrigens ſind die beiden gewaltigen Hörner nicht allein eine Zierde der Oryxantilope — ſo lautet ihr wiſſenſchaftlicher Name — ſondern ſie bilden auch eine furchtbare Verteidigungswaffe, und die Jäger im Schutzgebiet erzählen von Fällen, in denen ſelbſt dem Löwen der Verſuch, einen Gemsbock zu erjagen, übel bekommen ſei.

Während der Mittagsraſt wurde v. Bülows Auguſtin

mit einer Henry-Martinibüchse bewaffnet und losgeschickt, um auf einem Pürschgange womöglich eines der Tiere zu erlegen. Aber schon nach einer Stunde erschien er wieder im Lager, ohne daß er auf die Antilopen gestoßen war. Da er keine Möglichkeit gesehen, dieselben zu erreichen, so wußten wir, daß wir selber noch weit weniger Aussicht gehabt haben würden, auf der Jagd nach dem flüchtigen Wilde einen Erfolg davonzutragen. Denn dem Europäer fehlt eine ganze Reihe von Eigenschaften, in deren Besitz der Eingeborene eine Beute zu erlangen vermag und die ihn zum Begleiter eines leidenschaftlichen Jägers geeigneter, als den besten Spürhund erscheinen läßt. Auf der einen Seite ist die Schärfe seiner Sinne und in erster Linie seines Auges sehr groß, auf der anderen trägt eine zielbewußte Erziehung außerordentlich viel zum richtigen Gebrauch derselben bei. Der Hottentott oder der Kaffer ist im stande, weidende Tiere auf eine Entfernung, auf die wir kaum irgendwelche lebende und sich bewegende Wesen zu entdecken vermögen, genau nach ihrer verschiedenen Gattung zu unterscheiden. Dabei sieht er dieselben nicht etwa größer, als wir, aber eine oft jahrzehntelange Übung läßt ihn aus einer flüchtigen Bewegung des fernen Wildes, ja vielleicht nur aus der Art des Zusammengehens erkennen, ob er Zebras, Strauße, Antilopen oder noch andere Bewohner der Steppe vor sich hat. Und selbst da, wo er gar nichts mehr sieht, genügen ihm eine leicht in den Boden gedrückte Spur und wenige von uns niemals beachtete Merkmale an Steinen, an Bäumen und Sträuchern, einem jagdbaren Tiere so lange zu folgen, bis er es auf Schußweite vor sich erblickt. Und selbst dann ist

vieh zu bewundern, welches auf den Uferbänken einherzog oder brüllend den Tränkeplatz im Flußbett umstand. Die Rinderrasse, die man im Bastardlande antrifft, ist bereits stark mit holländischem Blute gemischt. Die Tiere sind größer und schwerer, als das hochbeinige Steppenvieh des Damaralandes, sie liefern weit fettere Schlachtochsen und ergiebigere Milchkühe, als die einheimischen Herden, diese aber zeichnen sich wieder als Zugtiere vor den langsameren und unbeholfeneren Mischlingen aus. Eine besondere Pflege oder gar Stallfütterung kennen auch die Bastards nicht, und die einzige anstrengende Arbeit, die sie für ihr Vieh auf sich nehmen, ist die Herstellung und Erhaltung von Wasserstellen an geeigneten Punkten, wenn solche nicht schon von Natur vorhanden sind. Auf der von uns berührten Werft war eine sogenannte „Pütz" angelegt, das heißt ein etwa zwei Meter tiefes, geräumiges Loch im Sande des Flußbettes, aus dem einige Männer das Wasser in eine lange hölzerne Rinne schöpften, an welcher mehrere Tiere gleichzeitig ihren Durst stillen konnten.

Mit der Schöpfarbeit waren augenblicklich ein paar Hottentotten beschäftigt. Diese interessierten uns indessen weniger, als die schwerfällig heranwandelnde Gattin des einen, ein wahrer Ausbund von Häßlichkeit. Obendrein schleppte sie ein ungeheures natürliches Fettpolster in einer Körpergegend mit sich herum, an welcher die Europäerinnen, offenbar um wenigstens in etwas das Aussehen einer Hottentottin zu erlangen, vor einigen Jahren ähnliche Wülste künstlich anzubringen pflegten. Gleichzeitig erschien auch der Sohn des Eigentümers, ein hübscher schlanker Mensch, der uns in Ermangelung anderer

Dinge eine Fülle köſtlicher Milch bringen ließ und zum Dank dafür einige Zigarren empfing, die er mit ungeheurem Selbſtbewußtſein und ſehr geringer Geſchicklichkeit in Brand zu ſetzen bemüht war.

Von nun an zog die Karawane auf dem weſtlichen der nach Rehoboth führenden Wege über eine ſchier endloſe Ebene dahin, über der nur vereinzelt einmal eine Bergkuppe oder eine ſchroffe Wand aufragte. Im Süden und Weſten zeigten ſich einige Bergketten, und die auf den weiten Flächen an manchen Stellen auftauchenden Herden waren das erſte Anzeichen, daß wir uns einem großen und wohlhabenden Orte näherten. Die Niederlaſſung ſelbſt war jedoch durch eine niedrige Hügelkette verdeckt, welche wir erſt nach Einbruch der Nacht überſchritten. Dann leuchteten ein wenig unterhalb verſchiedene Feuer auf, und das aus vielen Häuſern hervordringende Licht gewährte im Verein mit ihrem Scheine ein hübſches Bild.

7. Kapitel.

Im Lande der Bastards.

Rehoboth, das einzige Städtchen des Bastardlandes, verdient von allen Ortschaften des Schutzgebiets am ersten den Namen eines solchen. Zwischen einem Bergzuge, der vom südlichen Wendekreis geschnitten wird, und einer stundenweiten Flußebene breitet sich der mit ziemlicher Raumverschwendung angelegte Ort aus. Überall erblickt man die viereckigen Lehmziegelhäuser der wohlhabenderen Familien; einige sind sogar mit Kalk beworfen, und fast alle haben Thüren und Fensterladen nach Art unserer Bauernhäuser. Eine wirkliche Zierde der Niederlassung sind mehrere an ihrer Außenseite liegende freie Plätze, denen Mengen von hochstämmigen, dichtbelaubten Akazien das Aussehen der in vielen deutschen Städten beliebten Kastanienparks geben. Unter den Wohnungen zeichnen sich durch Größe und äußere Anlage natürlich auch hier diejenigen aus, welche Europäer zu Eigentümern haben, doch ist der Gegensatz zwischen diesen und den Heimstätten der angeseheneren Eingeborenen bei weitem nicht so auf-

fallend wie zum Beiſpiel in Otjimbingue und andern Plätzen des Damaralandes. Eines der Häuſer befand ſich damals noch im Beſitz eines Herrn v. Lilienthal. Die Liegenſchaften und Rechtsanſprüche dieſes Mannes, der zu den ſelten vorkommenden Großkapitaliſten gehörte, welche ohne Rückſicht auf Gewinn große Summen auf die Entwickelung unſeres Kolonialbeſitzes verwandt haben, wurden ſpäter von einer Land- und Minengeſellſchaft übernommen. Mit ſeinen Schuppen, ſeinen ummauerten Höfen und mit dem geräumigen flachen Verteidigungsturm bildete das v. Lilienthalſche Haus die Zitadelle von Rehoboth, gleichſam ein Wahrzeichen für eine Folge von Kämpfen und unruhigen Zeiten, die bald noch ſchwerer wiederkehren ſollten, als vordem. Unſere eigene Wohnung, die Miſſion, und die neben dieſer auf einem freien Platz errichtete Kirche wieſen mancherlei Erinnerungszeichen an böſe Tage auf, und ſelbſt die in dem Gotteshauſe hängende Anzeigetafel für die Choräle, ſowie die Altarwand waren an verſchiedenen Stellen in recht unheimlicher Weiſe von Kugeln durchlöchert.

Von dem Hauſe des Miſſionars führte ein Weg an den Quellen vorüber in den Garten. Im Grunde einiger in das Geſtein gehauenen Löcher ſprudelte eine Fülle heißen Waſſers hervor. Iſt es auch nicht ſo warm wie in Windhoek, ſo iſt 52,5 Grad doch noch eine ſehr anſtändige Temperatur. Der Garten enthält hauptſächlich Beete für den Gebrauch der Küche, doch dichtes Riedgebüſch und mehrere ſtattliche Dattelpalmen befriedigen auch das Auge. Die Bäume ſelbſt ſind hoch und gut entwickelt, allein die Früchte wollen in Rehoboth nicht

mehr recht gedeihen. Die edle Phönixart verträgt zwar ziemlich starke Kältegrade, aber Frostnächte treffen die Blüte hier häufiger, als sie verträgt. Wer die Verhältnisse des Landes nicht kennt, wird nicht wenig erstaunt sein, zu erfahren, daß nach Heidmanns Beobachtungen in einem Jahre vom Mai bis Juli in fünfundvierzig Nächten Frost eintrat und daß das Thermometer einmal niedriger als — 7 Grad stand. Infolge so schwerer Winterkälte hatten sogar die Blätter an einigen Stellen gelitten und mehrere der zierlichen Wedel waren vollständig vergilbt. Interessanter als die übrigen Pflanzen erschien mir ein Gewächs, das in dichten Massen ein großes Flächenstück des Bodens bedeckte. Ein grünes Gewirr dicker, fleischiger Blätter von dem Aussehen großer Zwiebelstauden, war es in Gestalt eines einzigen Ablegers vor ungefähr einem Jahre aus dem Kap hierher gebracht und hatte sich, ohne jede künstliche Bewässerung wuchernd, eines Teiles des Gartenlandes bemächtigt. Es war eines jener pflanzlichen Wunder, die man gerade in den trockensten Gegenden Südafrikas so häufig antrifft und bei dessen Anblick man sich fragt, wie ihm ein Dasein fast ohne Feuchtigkeit möglich ist, welches aber trotz alledem wächst und gedeiht und oft allein den Antilopen oder der Herde eines Farmers die Möglichkeit zu leben gewährt.

Ehe ich mich den Bewohnern von Rehoboth zuwende, will ich bemerken, daß man unter dem Namen „Bastard“ im Schutzgebiet nicht schlechthin einen Mischling, sondern stets einen Angehörigen des Bastardvolkes, und zwar in den meisten Fällen der Rehobother Nation versteht. Andere Angehörige dieser Klasse kennt man als

Vilandersche, noch andere als Hoachanas-Bastards, aber fast immer ist es die bestimmte Volksgenossenschaft, die hier mit dem in unserem Sprachgebrauch nur in allgemeinem Sinne angewandten Worte bezeichnet werden soll.

Der kleine Stamm, welcher das Rehobother Land bewohnt, ist erst seit kurzer Zeit in dieser Gegend und überhaupt innerhalb der Grenzen unseres heutigen Schutzgebietes ansässig. Noch vor einem Menschenalter lebten die Leute, damals im ganzen wenig über hundert Familien, im Norden der Kapkolonie, und erst die immer tiefer gehende Unzufriedenheit mit den dort herrschenden Zuständen ließ sie den Entschluß zur Auswanderung fassen. Unter Führung des Missionars Heidmann, der noch heutigen Tages ihrer Kirchengemeinde vorsteht, zogen sie vor 28 Jahren nach Norden und nahmen schließlich ihre jetzigen Wohnstätten ein. Daß es dabei nicht ohne Kämpfe abging, ist bereits angedeutet. Ich will auf die älteren Streitigkeiten nicht näher eingehen, denn sie sind für die Geschichte des Landes von weit geringerer Bedeutung, als die Kämpfe der Hottentotten mit den Hereros. Nur soviel sei hier erwähnt, daß die Landschaft, in der sich Hendrik Witbooi im Einverständnis mit den Bastards niedergelassen hatte, die Gegend um Hoornkrans, von ihnen ursprünglich als ihr Eigentum angesehen wurde, und daß sie gleich beim Beginn des jüngst vollendeten Krieges ihre Ansprüche auf dieses Gebiet geltend machten.

Ihrer Herkunft nach waren die Bastards ursprünglich einmal wirklich das, was ihr Name besagt. Von der väterlichen Seite erbten sie indessen körperlich mehr, als von der mütterlichen. Wenn man die hohen, kräftigen

Gestalten der Männer, ihre europäischen Züge, die nur ausnahmsweise hottentottische Merkmale aufweisen, zum ersten Male erblickt, so begreift man nicht, wie eine Vereinigung der schönsten und der häßlichsten Rasse der Erde einen so stattlichen Menschenschlag hervorbringen konnte. Auch von dem schönen Geschlecht läßt sich behaupten, daß ihm mehr und besseres von den Buren, als von den Hottentotten zu teil wurde. Dies gilt freilich nur von den Mädchen und jungen Frauen, indessen braucht man die Körperfülle und den schwerfälligen, watschelnden Gang der älteren Weiber keineswegs ihrer Abstammung von dem gelben Muttervolke zuzuschreiben. Dieselbe Plumpheit und dasselbe frühe Verblühen findet man bei den Frauen der altafrikanischen Holländer auf dem Lande, in deren Adern meist auch nicht ein Tropfen eingeborenen Blutes fließt. Die ganze Veränderung des Aussehens mit zunehmendem Alter ist wohl hauptsächlich der bequemen Lebensweise und der damit verbundenen gesunden und reichlichen Ernährung zuzuschreiben, welcher sich sowohl die weißen Bauernfrauen als auch die Bastardweiber erfreuen.

Der ältere Teil der herrschenden Rehobother Bevölkerung ist in Sprache und Sitten den Vätern ganz treu geblieben. Ja, ich habe einige Männer gekannt, welche nicht einmal Nama verstanden. Die jüngeren Leute und besonders die Kinder bedienen sich dagegen im Verkehr untereinander häufig des Hottentottischen, obwohl das Holländische nach wie vor die Sprache der Kirche und der Gemeinde ist. Der Grund hierfür ist der ungehemmte Umgang mit den zahlreichen in Rehoboth bediensteten Hottentotten und Bergdamaras, und namentlich die

Baſtardmädchen.

Jugend der verschiedenen Völker lernt bei ihren gemeinsamen Vergnügungen und dem ständigen Zusammenleben gleichsam spielend, sich in der Mundart beider Rassen auszudrücken. Dieselbe Beobachtung habe ich öfters an den Kindern weißer Eltern gemacht; während diese kaum ein Wort des seltsamen Idioms kannten, bedienten die Kleinen sich desselben vollkommen geläufig.

In Lebensweise und Sitten unterscheiden sich die Bastards beinahe gar nicht von den einfacheren Bauern des inneren Kaplandes. Das bringt ja auch die völlig gleichgeartete Beschäftigung mit Viehzucht, mit ein wenig Gartenbau, mit Frachtfahren und nebenbei mit etwas Jagd von selber mit sich. Nur einige allerdings wenig annehmbare Eigenschaften hat man wohl auf Rechnung des mütterlichen Blutes zu setzen. Auf die eine derselben, den widerwärtigen Hang zum Betteln, hat schon Dr. Schinz in seinem ausgezeichneten Reisewerk hingewiesen. Die anderen, eine gewisse listige Verschlagenheit, eine Sucht, zu verheimlichen, und ein hochnäsiges Selbstgefühl allen anderen Völkern und bisweilen sogar den Weißen gegenüber treten in Tagen gemeinsamer Gefahr, wie wir sie in den letzten Jahren haben bestehen sehen, hinter der Notwendigkeit gemeinschaftlichen Handelns zurück. Zu jener Zeit aber hatte man noch das Bewußtsein, daß die Bastards in politischer Beziehung uns wie alle anderen Eingeborenen gegenüberständen, und ein Besuch, den wir dem Kapitän Hermanus van Wyk abstatteten, bestärkte uns durchaus in dieser Ansicht.

Der Kapitän wohnt in einem ganz netten, nach Art eines niedrigen Bauernhauses angelegten Gehöft. Als wir

erschienen, waren bereits verschiedene Mitglieder der eigentlichen Regierung, des Gemeinderats, anwesend. Denn Hermanus van Wyk gilt zwar äußerlich als Führer des Stammes, aber er hat nicht die Kraft besessen, sich thatsächlich diese Stellung zu erringen. Schwerer als bei den andern Eingeborenen dürfte dies den Bastards gegenüber auch fallen, denn bei ihrem staatlichen Zusammenleben zeigt sich oft genug das trotzige Bauernblut, das auch in ihren Adern rollt. Nur einer lebte damals, der von einem Teil seiner Stammesgenossen als Nachfolger des schwachen Hermanus in Aussicht genommen war und der es wohl verstanden haben würde, ein starkes persönliches Regiment an Stelle des vielköpfigen Rates zu setzen. Innerlich den Europäern wahrscheinlich ebensowenig geneigt, wie all seine Landsleute, war er verständig genug, den engsten Anschluß seines Volkes an die deutsche Regierung zu fördern, wo er konnte. Trotzdem wäre er vielleicht einmal ein beachtenswerter Gegner für uns, sicher aber der Zerstörer der republikanischen Verfassung seines Stammes geworden. Heute besteht diese Gefahr nicht mehr, denn Hans Diergaard, das Muster eines Bastards, wie er sein sollte, und ausgerüstet mit Eigenschaften, die man selten bei einem solchen findet, ist vor einem Jahre beim Sturme auf die Schanzen der Naukluft gefallen, einer der wenigen, wenn nicht der einzige Mann von Rehoboth, der an soldatischem Mut und Geschick den Besten unserer Truppe gleichkam.

Das Innere des Hauses, das wir der herrschenden Wärme halber betraten, war ebenfalls von dem einer europäischen Bauernwohnung nicht zu unterscheiden. Eine Anzahl Stühle, deren Gerippe aus dem Kernholze der

Giraffenakazie beſtand und die an Stelle des Rohres mit einem Geflecht von Lederriemen überzogen waren, fielen durch ihr außerordentliches Gewicht und ihre dem Eiſen vergleichbare Feſtigkeit auf. Außer ihnen war nur eine über dem Kamin aufgeſtellte Sammlung bemerkenswert, gebildet von Flaſchen von jeder Geſtalt und Größe. Da waren bauchige Rumflaſchen, langhalſige, halb oder ganz geleerte Weinflaſchen mit der Konſtantiamarke und vor allem die dicken viereckigen Behälter des edlen Genever, hier kurzweg Gin genannt. Unter dieſem reichen und anziehenden Aufbau ſaß das weißbärtige Oberhaupt der Nation und rauchte uns zu Ehren eine von unſeren Zigarren nach der andern. Die Unterhaltung, in deren Verlauf eine gewiſſe Mißſtimmung der Ratmänner nicht zu verkennen war, wenn die Rede auf Windhoek kam, wurde lebhaft, als von irgend einer Seite der Name Witbooi erwähnt ward. Hermanus, der ſich in den Kopf geſetzt hatte, den Frieden zwiſchen den Schwarzen und den Gelben vermitteln zu ſollen, und welcher ſoeben dahin zielende Verhandlungen zwiſchen den alten Feinden eingeleitet hatte, war des Lobes für den kühnen Häuptling voll. Das ſei ein Mann, mit dem ſich gut umgehen und reden laſſe, meinte er, ein Führer, der ſich im Rat ebenſo leicht die Achtung anderer erringe wie mit der That. Hätte der Biedere damals ahnen können, daß dieſe Vermittelung, deren innerſte Beweggründe offenbar auch bei ihm der Abneigung gegen unſere Herrſchaft im Lande entſprangen, dereinſt ſehr zum Schaden ſeines Stammes gereichen werde, er würde in ſeinem Preiſe des gefürchteten Mannes ein wenig zurückhaltender geweſen ſein.

Obschon wir übrigens während dieser Unterredung das Gefühl hatten, keine besonders erwünschten Gäste zu sein, sagten wir uns, daß die Persönlichkeit dieses alten mürrischen Nachtwächters unserer Sache keinen großen Schaden werde thun können.

Nach dem Essen hatte Duft noch einen dienstlichen Gang zu thun, auf dem wir ihn begleiteten. Ein Herr mit dem englisch klingenden Namen Abrams, seines Zeichens zugewanderter Kaufmann, hatte ihn bitten lassen, einige in seinem Besitze befindliche und angeblich aus dem Schutzgebiete stammende Diamanten auf ihren Wert zu untersuchen. Unter einem Schwall von höflichen Redensarten wurden wir in ein mit Waffen, Fellen und Merkwürdigkeiten aller Art vollgepfropftes Zimmer geleitet, und Mr. Abrams holte ein Kästchen und schüttete dessen Inhalt vor uns aus. Leider fand sich unter den glänzenden Steinchen kein einziger Diamant, vielmehr waren es meist Stücke Bergkristall. Wohl aber durfte eine Probe des berühmten „blauen Grundes", welcher in Kimberley als Hauptlagerstätte des Edelsteins bekannt ist, als durchaus echt gelten, nur vermochte unser redegewandter Begleiter unseren mit dem südafrikanischen Bergwesen längst vertrauten Reisegefährten keineswegs davon zu überzeugen, daß das Stückchen blauen Thones wirklich aus dem deutschen Gebiete stammte. Als der übereifrige Herr sah, daß keiner seine rosigen Aussichten teilte, wurde er merklich kühler, und wir begrüßten mit Freuden unsern würdigen Gastgeber, der unter der Thür erschien, um uns zu einem Spaziergange abzuholen. Auf dem Rückwege vom Flusse, in dessen Thal wir die zwischen hohen Felsen gelegenen

Waſſerſtellen beſucht hatten, machten wir noch einen Gang durch das Dorf. Die ſpielenden Kinder und ihre Spiele ſelbſt, die vor den Thüren ſitzenden oder um das Vieh beſchäftigten älteren Leute und die jungen Mädchen am Waſſer oder auf den Straßen, das alles war kaum anders als daheim.

Beſonders unter den dem Kindesalter entwachſenen Mädchen gab es viele, deren leicht gebräunte Geſichter mit den dunkelen Augen und dem Gewirr ſchwarzer Locken denen von hübſchen Zigeunerinnen oder von italieniſchen Landmädchen gleichkamen.

Am folgenden Tage läutete die Glocke den Sonntag ein. Am Morgen ſchon verſammelte ſich die Gemeinde an der Kirchenthür, und die Männer und Frauen, letztere mit unter den großen holländiſchen Hauben beinahe ganz verborgenen Geſichtern, gaben höflich Raum, als wir durch die Menge ſchritten, um unſere Plätze auf der erſten Bank einzunehmen. Bei dem Geſange der hinter uns ſitzenden Gemeinde, dem Klange des Harmoniums, welches die alten niederländiſchen Choräle begleitete, und bei den an die ländliche Verſammlung gerichteten Worten des Predigers hätte man ſich in ein holländiſches Gotteshaus verſetzt fühlen können, wenn nicht die Kugeln über der Kanzel und dem Altar und die den Chor ſchmückenden, kunſtvoll aus Tierfellen zuſammengenähten Decken den afrikaniſchen Charakter ſelbſt dieſes Ortes gewahrt hätten.

Wir verabſchiedeten uns nach Tiſche mit herzlichem Dank von unſeren freundlichen Wirten; dann ertönte von neuem der laute Ruf des Treibers und das Knallen der rieſenhaften Peitſche, und wieder einmal ging es

weiter, hinaus aus den in diesem Falle bildlich zu nehmenden Thoren des gastlichen Rehoboth, das mir so gut gefallen hatte, wie bis dahin noch keine Niederlassung der deutschen Kolonie.

An diesem Tage, es war der 9. Oktober, fuhren wir nur zwei Stunden weit in das Feld hinaus. Ein hohes Gebirge mit einem tiefen, schartenartigen Einschnitt, dem Passe von Nauas, mußte umgangen werden, weil unsere Absicht war, den bequemsten der nach Windhoek führenden Wege zu benutzen. Während wir so die grauvioletten Bergmassen im Nordosten ließen, beobachtete ich eine eigentümliche, düstere Wand, die in gleicher Höhe den östlichen Horizont überzog. Offenbar waren es Staubmassen, die vor dem Beginn der wärmsten Monate von starken Winden in die Höhe geführt werden. Der Ursprung der dämmerungsähnlichen Erscheinung, die man auf den ungeheuren Ebenen nicht selten zu Gesichte bekommt, deren Weststrand wir augenblicklich durchwanderten, ist in weiter Ferne, in den unzugänglichen Nosobländern zu suchen, und die Wirbelwinde, welche die feinen Sandteilchen in die Lüfte emportragen, sind die untrüglichen Vorboten der nassen Jahreszeit.

Der ganze folgende Tag sah uns noch in der von gutem Grase und niedrigen Futterbüschen bestandenen Ebene dahin ziehen, in deren weichem Boden sich zahllose von den niedlichen, wieselähnlichen Erdmännchen gegrabene Löcher fanden. Dieselben werden häufig von Reptilien bewohnt, und die beginnende Sommerwärme lockte mancherlei Getier aus seinen Schlupfwinkeln hervor. Große und kleine Eidechsen sah man an den Bäumen und unter den

Büſchen entlang huſchen, und unmittelbar am Wege fingen wir zwei Schildkröten, die, weniger flink, als ihre ſchlanken Verwandten, trotz wiederholter Verſuche vom Ausſpannplatze zu entkommen, immer wieder eingeheimſt wurden. Um uns der Mühe der Aufſicht zu entledigen, ſchnitten wir ihnen endlich die Köpfe ab und warfen die ausgenommenen Leiber gänzlich unzerſtückt in den bereits einen Hammelrücken und heißes Waſſer enthaltenden Feldkeſſel. Daß das Fleiſch der auf dieſe einfache Art gekochten und nur noch mit etwas Pfeffer und Salz gewürzten Tiere einen beſonderen Genuß gewährt hätte, kann ich nicht behaupten, aber zu unſerer Entſchuldigung mag dienen, daß keiner von uns eine Ahnung davon hatte, wie Schildkrötenſuppe zubereitet werden ſoll. Noch manches Mal mußten wir ſpäter den Spott des kochkundigen Aſſeſſors Köhler über unſere barbariſche Zubereitung des edlen Suppentieres über uns ergehen laſſen. Zudem wandte ſich Auguſtin mit Grauſen von uns ab, als er uns mit der nach ſeiner Meinung ekelhaften Mahlzeit beſchäftigt ſah, während Wilhelm als echter Hottentotte mit Vergnügen die Reſte der Panzerkröte kunſtgerecht wie ein Stück Geflügel abnagte.

Auch die gute Zeit der Schlangen war mittlerweile angebrochen. Wie häufig die gefährlichen Reptile in dieſer Gegend ſein mußten, bewieſen die an verſchiedenen Stellen der Flußniederung auftauchenden Schlangenadler. Die merkwürdigen Tiere, die mit ihren ſchlanken Hälſen und langen Beinen weit eher rieſigen Reihern, als Raubvögeln glichen, werden wegen ihrer nutzbringenden Jagdleidenſchaft in ganz Südafrika geſchont. Auch wo kein

Gesetz den Schutz der Vögel vorschreibt, wird ein Eingeborener sich niemals an einem solchen vergreifen. Dieser Sicherheit schienen sich die Tiere übrigens bewußt zu sein, denn sie ließen den Wagen mit seiner zahlreichen und lärmenden Begleitmannschaft ruhig in großer Nähe vorüberfahren, ohne sich im geringsten in ihrem sorgfältigen Absuchen der Binsen und des buschigen Gestrüpps stören zu lassen.

Als wir gegen Abend in Aub anlangten, brach zu guterletzt infolge der Nachlässigkeit und Böswilligkeit unseres Tauleiters das neue Hinterjoch des Trecktaus. Ich hätte allen denen, die sich in Menschenwürde zu berauschen pflegen und für die farbigen Brüder drüben überm Meere schwärmen, in diesem Augenblick das Erleben einer ähnlichen Schufterei gegönnt; hier wären sie gründlich ernüchtert worden und hätten dem „Bruder" gegenüber wahrscheinlich ebenso gehandelt wie wir.

Am Ausspannplatze, der etwas abseits von der aus wenigen Hütten bestehenden Niederlassung lag, erschien ein armer Bastard und bat um Medizin für seine schwer magenleidende Frau, da er gehört hatte, ich sei ein Doktor. Ich hatte keine Lust, ihm den Unterschied der Fakultäten auseinanderzusetzen, und so gab ich ihm denn nach Gutdünken ein unschädliches Mittelchen und entließ ihn, doch nicht ohne ihm in nicht mißzuverstehender Weise eine strenge Diät für die Kranke vorzuschreiben. Der Eingeborene, dem alles darauf ankommt, die in seinen Augen zauberkräftige „Medizin" anzuwenden, muß ruhig in dem Glauben an die allheilende Wirkung der Pille oder der Tropfen gelassen und lediglich davon überzeugt werden,

daß das Mittel nur unter Beobachtung einer bestimmten Lebensweise wirken könne, die natürlich in den meisten Fällen das einzig Wirksame ist.

Lukas Böges, der Hilfe suchende Bastard, war selbst viel kränker, als seine Frau. Er gehörte zu jenen Leuten, die man sehr häufig unter Eingeborenen oder unter den lange im Lande lebenden Weißen trifft und die an einer merkwürdigen Art von Nervenschwäche leiden. Ein Schlag auf den Boden oder an den Wagen versetzte ihn in wahre Raserei, und ein ununterbrochenes Anschauen konnte ihn wie die meisten dieser Menschen außer sich geraten lassen. Ich kannte einen Weißen, der beim Anhören bestimmter Ausdrücke wie ein Verrückter zu toben begann. Wenn Jemand das Wort „Zwetschensaft" aussprach, sprang er auf und hieb wie blind und toll um sich. Wieder bei andern — und dieser Erscheinung begegnet man am häufigsten — äußert sich die eigentümliche Schwäche in einer Herabstimmung der geistigen Ausdauer; sie entschließen sich zu allem möglichen, ohne jemals ein Ziel unabläßig verfolgen zu können. Sie werden, wie sie sagen, faul, aber es ist nicht dieselbe Eigenschaft, die wir als Trägheit bezeichnen, sondern ein beinahe krankhafter Zustand, der keineswegs die Möglichkeit eines plötzlichen und heftigen Aufbrausens ausschließt; allerdings bleibt dieses fast immer ohne nachhaltige Folgen. Der erste, der auf die wunderbare Erscheinung aufmerksam gemacht hat, ist der Berliner Pathologe Professor G. Fritsch. Er schreibt sie mit Recht dem Fehlen unserer kräftigenden jahreszeitlichen Temperaturgegensätze zu und führt selbst die Gutartigkeit der Haustiere auf den bei langem oder dauerndem

Aufenthalt im Lande entnervenden Einfluß des südafrikanischen Klimas zurück.

Am folgenden Morgen durchzogen wir ein herrliches Parkthal. Zwischen mäßig hohen Felsen breitet sich schönes Grasland aus, und an der einen Seite führt die Straße durch einen Randwald von so parkartigem Charakter, daß man sich ohne weiteres in die entlegeneren Teile des Berliner Tiergartens versetzt wähnen kann. Bald jedoch stiegen die Felsberge wieder in afrikanischer Schroffheit vor uns auf, und am Ende der unzugänglichen Bergmassen von Kransneus verließen wir die Straße, um uns nach Osten zu wenden. An der Stelle, wo der von uns genommene Weg nach dem Schaaprivier von dem nach Windhoek führenden abzweigt, lag die Werft Jan van Wyks, eines reichen Bastards, bei der wir einen Augenblick hielten, um uns etwas Milch geben zu lassen. Während der Fahrpause kam eine furchtbar häßliche und obendrein durch rote und schwarze Gesichtsmalerei (von den Hottentotten während der warmen Zeit zum Schutz gegen die Sonnenstrahlung angewandt) entstellte ältliche Hottentottin auf uns zu, in welcher Dufts Diener eine seiner Tanten erkannte. Im Gegensatz zu der Art vieler halbgebildeter Europäer scheute sich der brave Junge nicht, das greuliche Geschöpf im Beisein seines Herrn als seine Verwandte zu begrüßen. Der Afrikaner ist eben noch nicht dahin gekommen einen elegant gekleideten Menschen für etwas Besseres zu halten, als eine einfache Person aus dem Volke.

Als wir am Nachmittag die Wasserscheide überschritten, sahen wir auf einer aus den schönen Grasflächen hervor-

ragenden Anhöhe das Haus unſeres Freundes Tew liegen, den zu beſuchen wir den Abſtecher nach dem Schafffluſſe unternommen hatten. Eine halbe Stunde ſpäter fuhr der Wagen auf der Höhe des Hügels neben dem eines aus dem engliſchen Kolonialgebiet ſtammenden Händlers auf, und ich wurde von den beiden Tews, deren einen ich in Windhoek kennen gelernt hatte, begrüßt. Die zwei Brüder lebten ſeit dreizehn Jahren in Südafrika, wohin der Ältere dem Jüngeren aus Geſundheitsrückſichten von Manitoba in Kanada aus gefolgt war. Obwohl Engländer und ſeit ſo langer Zeit ein unſtetes Jagd- und Reiſeleben in den Steppen zwiſchen Rehoboth und der inneren Kalahari gewohnt, das den einen von ihnen am See Ngami ſogar mit alten Freunden Livingſtones zuſammengeführt, hatten ſich beide große Anhänglichkeit an die Stadt bewahrt, in der ſie ihre Jugend und einige Studienjahre verlebt hatten, an das bier- und ſangesfrohe Jena. War auch der ältere Percy während ſeines wechſelvollen Lebens zum Temperenzler und Teatotaller geworden, ſo hatte ſich doch der jüngere Bruder Fred die volle Anhänglichkeit an den Herrſcher Gambrinus bewahrt. Von unſerer Ankunft unterrichtet, hatte er Vorkehrungen getroffen, um dem alten, fröhlichen König zu Ehren ſelbſt in dieſer weltenfernen Gegend eine würdige Huldigungsfeier zu veranſtalten. Von allen Seiten nahten bald nach unſerer Ankunft die Frauen der Werftbewohner und brachten in den auf dem Kopfe getragenen Blecheimern das Feſtgetränk, friſch bereitetes Honigbier, herbei. Zwar ſchmeckte, wie F. Tew ſeufzend geſtand, die Flüſſigkeit, die er dereinſt in Deutſchland genoſſen, doch noch ganz anders, allein uns mundete das

Gebräu recht gut. Die Baſtards ſtellen es aus Honig und einer ſorgfältig zuſammengeſetzten Hefe her, zu deren weſentlichen Beſtandteilen die Exkremente des Klippdachſes gehören. Es erinnert an unſere obergärigen Biere, iſt nicht beſonders berauſchend und hat eine ſehr erfriſchende Wirkung.

Wir hatten es uns im Schatten der Blockhütte, eines ſogenannten Hartebeeſthauſes, bequem gemacht. Die geräumige Wohnung beſtand aus Baumpfählen und dichten Riedwänden, welche allerdings Kälte und Regen nur unvollkommen abhalten konnten. Im Frühling dagegen mochte ſie ein ganz angenehmer Aufenthalt ſein; für uns Gäſte freilich bot der mit Sattelzeug, Gewehren, Warenkiſten und Jagdtrophäen angefüllte Raum höchſtens Platz genug zum Eſſen, nicht aber zum Schlafen. Denn außer uns genoſſen noch zwei andere Reiſende die Gaſtfreundſchaft der beiden Brüder. Der eine war ein Händler mit polniſch-jüdiſchem Namen, den ſein Geſchick aus einem in Berlin O. gelegenen Trödelladen in einen Store von Kimberley verſchlagen hatte. Nicht zu ſeinem Nachteil, denn er war zu einer Zeit dorthin gekommen, wo in der Diamantenſtadt noch beſſere Geſchäftchen zu machen waren, als heute.

Nach der Abendmahlzeit war die allgemeine Lage des Landes der Gegenſtand einer eingehenden Erörterung. Die beiden Tew, recht gute Kenner des Charakters der Eingeborenen, bedauerten lebhaft das wahrſcheinliche Zuſtandekommen des Friedens zwiſchen Hottentotten und Hereros. Fürchteten ſie auch weniger ein gemeinſames Vorgehen der beiden Völker gegen die Europäer, ſo war

es andererſeits ihre Überzeugung, daß die Kaffern jetzt ihren Übermut ins Ungemeſſene ſteigern würden. Nicht mehr in Schach gehalten durch die Furcht vor den Witboois, würden ſie nach Anſicht der Herren in kurzer Zeit Teile des Landes, in die ſie ſich bislang niemals gewagt hatten, beſetzen und die daſelbſt lebenden Weißen bis aufs Blut peinigen. Wie richtig dieſe Vermutung war, davon gab ein Zuſammentreffen Zeugnis, das ſich ſchon am folgenden Nachmittag ereignete. Wir hatten eben den Schaffluß beſucht und uns im Schatten des Hauſes mit dem Bauern Wieſe und einem anderen Holländer, die nach der Abreiſe der beiden Händler angelangt waren, in ähnlichem Geſpräche niedergelaſſen, als Duft ausrief: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, kommt er auch ſchon!“ In demſelben Augenblick ſprengten fünf wohlbewaffnete Hereros heran, ſtiegen ab und traten nach der Sitte dieſer Leute ohne weiteres zu uns. Die Kerle, deren wüſte Räubergeſichter unangenehm überraſcht dreinſchauten, als ſie ſtatt der erwarteten zwei ſieben mit guten Gewehren verſehene Weiße vorfanden, gehörten zu dem öſtlichen Damaraſtamme, den Ovambandjeru, die wegen ihrer Rohheit und Frechheit allgemein verrufen ſind. Auf Befragen erklärten ſie, ſie ſeien nur gekommen, „um das Land zu ſehen und Neues zu hören“, in Wahrheit aber hatte ſie wohl die Abſicht hergeführt, die armen Brüder auf ihrem einſamen Poſten Stunden oder gar Tage lang durch Bettelei und ſonſtige Beläſtigung zu quälen. Unter den obwaltenden Verhältniſſen jedoch zogen ſie vor, ſich recht beſcheiden zu betragen, und ſchon nach einer Stunde verließen ſie, nur mit einer Hammelkeule und etwas Tabak

beſchenkt, den Platz. Der jüngere Tew aber blickte ihnen ſeufzend nach und meinte zu dieſem handgreiflichen Beweiſe des beginnenden „Friedens“, daß ſich ähnliche Beſuche von nun ab in jeder Woche wiederholen würden. Und wir Deutſchen ſtanden wieder einmal beſchämt bei Seite, denn es iſt wahrlich kein erhebendes Gefühl, zu erfahren, daß mehr als die eigene Macht der Streit der Eingeborenen die Weißen in dieſen Landſchaften gegen Übergriffe geſichert hatte.

Am Abend prangte ein Straußenei, zu Rührei mit Speck verarbeitet, als Hauptgericht auf dem Tiſche. Obwohl es fünf Perſonen waren, die ſich über die ſehr appetitlich ausſehende Schüſſel hermachten, blieb noch ein ganz anſehnlicher Reſt übrig. Im Geſchmack ſteht ein derartiges Rieſenei den beſten Hühnereiern nicht nach, vor denen es noch den Vorzug verdient, weil es ſich bedeutend länger hält und weil ſich aus ſeiner derben Schale allerhand hübſche Gegenſtände herſtellen laſſen.

Am Morgen des 13. Oktober wurden wir durch einen reitenden Boten geweckt, welcher ein Schreiben des Hauptmanns v. François an v. Bülow und Duft überbrachte, das die Aufforderung zu ſchleuniger Rückkehr nach Windhoek enthielt. Der Brief übermittelte ferner die Nachricht, daß die „Pembroke Caſtle“ eine Geſellſchaft engliſcher Ingenieure und Kaufleute in Walfiſchbai landen werde, und daß dieſe ſich im Auftrage der neugebildeten South Weſt Africa Company zur Unterſuchung der Kupferlager von Otavi in das nördliche Damaraland begeben würden. Meinen beiden Reiſegefährten war demnach nur eine kurze Ruhepauſe in Windhoek beſchieden, denn ſie waren als

Vertreter der deutſchen Regierung zur Begleitung der Engländer auserſehen. Es iſt in der Preſſe viel darüber geſchrieben worden, daß es unpatriotiſch ſei, einer engliſchen Geſellſchaft die Verwertung deutſcher Gebiete zu überlaſſen. Nun, wir, die wir damals in dem Lande lebten, um das es ſich handelte, müſſen geſtehen, daß wir dieſen Vorwurf ſo lange für unberechtigt halten, als mit Hülfe der von unſeren eigenen Geldmännern nun einmal nicht zu erhaltenden Mittel nur deutſche und in mäßiger Zahl vielleicht holländiſche Bauern angeſiedelt werden. Außerdem muß natürlich volle Sicherheit darüber beſtehen, daß die zugelaſſenen Geſellſchaften auf das ſchärfſte überwacht werden, damit ſie nie in die Lage kommen können, in widerdeutſchem Sinne thätig zu ſein. So lange dieſe beiden Bedingungen erfüllt werden, mag uns auch fremdes Geld willkommen ſein, wenn es dazu dient, die Kolonie zu entwickeln. Es wird aber Sache der betreffenden Kreiſe ſein, zu zeigen, daß ſie wirklich vernünftig arbeiten wollen und daß ihnen der Gedanke fern liegt, die ihnen zur Verfügung ſtehenden Gebiete zu Landgeſchäften zu benutzen, welche gefährliche und ſchließlich nur dem deutſchen Volke zur Laſt fallende Zwiſtigkeiten mit den Hereros zur unausbleiblichen Folge haben würden.

Duft verließ uns ſchon einige Stunden nach dem Empfang des Schreibens, um nach Windhoek vorauszureiten. Auch v. Bülow und ich brachen unter dieſen Umſtänden früher auf, als wir urſprünglich beabſichtigt hatten. Während der mittäglichen Raſt unterſuchten wir die Eßkiſte, fanden aber außer ein paar Knorrſchen Suppentafeln nur noch eine Büchſe mit Reineclauden. Die ſüßen

Früchte und ein Kessel mit Kaffee bildeten infolgedessen die einzige etwas dürftige Besetzung der Tafel, dargestellt durch einen Gneisblock, unter dem während des Essens plötzlich eine Hornviper hervorkroch. Offenbar zu unserer Unterhaltung, denn wir veranstalteten sofort ein Zielwerfen nach der Giftschlange, die sich darauf tiefgekränkt, aber gänzlich unversehrt, in ihre unterirdischen Gemächer zurückzog. Nachmittags erreichten wir den Hauptweg etwas oberhalb der Stelle, an der wir ihn zwei Tage zuvor verlassen. Diese Landschaft, die Gegend von Aris, liegt bereits so hoch über dem Meere, daß man die Folgen der reichlichen Bewässerung, die ihr während der Regenzeit zu teil wird, sofort an dem immer dichter werdenden Gras- und Baumwuchs und an den kleinen Vleys erkennen kann, natürlichen Teichen, die an tiefer liegenden Punkten durch das Zutagetreten der unterirdischen Wassermassen gebildet werden. Groß ist die Menge niederen und mittleren Wildes, welches diese hohen Prärien und die grasigen Abhänge der Hügel belebt. Auch vor uns tauchte außer mehreren zierlichen Steinböcken ein Rudel riesiger Paauwen auf. Diese Trappen sind so groß, daß man sie aus einiger Entfernung leicht mit einer Straußenherde verwechseln kann, bis sie sich beim Näherkommen in schwerfälligem Fluge in die Lüfte erheben und so jene Täuschung zerstören. Ich habe in Otjimbingue einen Paauw von mittlerem Gewicht gesehen, der seines Federkleides beraubt und völlig ausgenommen beinahe vierzig Pfund wog. Da die Tiere einen ausgezeichneten Braten abgeben, so wurde Augustin wieder einmal ausgesandt, und bald darauf hörten wir auch mehrmals schießen. Leider hatte der

Jäger daſſelbe Schickſal wie ſeine im Schießen ungeübten Landsleute, denn obwohl er ziemlich nahe an die Vögel herangekommen war, hatte keine der Kugeln ihr Ziel erreicht.

Als wir nach Sonnenuntergang durch ein Thälchen kamen, das nach dem Waſſerplatz von Aris führt, erblickten wir zwei Karren, welche dort ausgeſpannt hatten. Um die eine waren außer mehreren Baſtards zwei Europäer beſchäftigt, deren ſtämmige Figuren und offene, niederdeutſche Züge uns in ihnen augenblicklich Angehörige der Burennation erkennen ließen. Vor der anderen lehnte in einem Feldſtuhle eine hohe Geſtalt mit langem Bart und Haupthaar, die uns erſtaunt muſterte und von uns einer ebenſo genauen Betrachtung unterworfen wurde. v. Bülow rief dem Manne vom Pferde herab zu, ob er ein Herr Favre ſei, an den er Briefe mit ſich führe. Ein lautes „No, Sir!“ und eine Bewegung des Gefragten gab mir plötzlich Aufſchluß über die mir bekannt vorkommende, aber in dieſem Reiſeaufzuge doch wieder fremde Perſönlichkeit. Es war Graf Joachim Pfeil, der gleich darauf auch mich erkannte und ſich v. Bülow vorſtellte. Kurz darauf ſaßen wir im Mondenſchein beiſammen, und der Graf, den ich zuletzt in Berlin geſprochen, teilte uns die intereſſanten Erfahrungen mit, die er ſeit dem Juni des Jahres im Innern der Kapkolonie und im Süden unſeres Schutzgebietes geſammelt. Er hatte die Heimat im Auftrage der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft mit der Abſicht verlaſſen, unter den ſeit längerer Zeit im engliſchen Südafrika anſäſſigen Deutſchen geeignete Leute auszuwählen und zur Anſiedelung in das Schutzgebiet zu führen. Bald hatte

er indessen die Überzeugung gewonnen, daß vorläufig nur ganz wenige von unseren Landsleuten sich zu einer solchen Übersiedelung verstehen würden. Um aber doch etwas zu erreichen und um durch einen vorsichtig durchgeführten Plan den maßgebenden Kreisen in Berlin zu zeigen, wie das Land in Zukunft entwickelt werden müsse, hatte er unter holländischen Bauern, welche neues Land zur Besiedelung zu erwerben wünschten, eine Abordnung ausgewählt und befand sich nun mit den auf diese Weise bevollmächtigten Leuten auf der Reise nach Windhoek. Dort an Ort und Stelle gedachte er im Einverständnis mit der kaiserlichen Regierung weitere Anstalten zur Durchführung der ersten Kolonisation im größeren Maßstabe zu treffen.

Am letzten Reisetage, dem 14. Oktober, ließen wir die Karren vorausfahren und brachen ein wenig später zu Fuß auf, um das Awasgebirge zu überschreiten. Graf Pfeil, welcher während eines langjährigen Aufenthalts in Transvaal südafrikanische Weide- und Landverhältnisse gründlich kennen gelernt hatte, sprach sich außerordentlich befriedigt über den Eindruck aus, den ihm die verschiedenen Landschaften unserer Kolonie hinsichtlich ihres wirtschaftlichen Wertes gemacht hatten. Gleichzeitig schilderte er einzelne Erlebnisse, die er während seiner Reise zu verzeichnen gehabt hatte, darunter einen nicht ganz ungefährlichen Streit mit dem berüchtigten Hottentotten-Häuptling Simon Kopper, einem der widerwärtigsten Patrone im ganzen deutschen Schutzgebiet. In lebhafter Unterhaltung waren wir so allmählich durch die Folge von tiefen Thalschluchten und erhabenen Felslandschaften gewandert,

durch die der 1900 Meter hohe Paß in das Damaraland hinüberführt. Nach dreiſtündigem Marſch lag das Awasgebirge hinter uns, und am Ausſpannplatze gab uns der Graf ein Frühſtück, das in ſeiner Zuſammenſtellung für das in Entbehrungen und Überfluß wechſelnde Reiſeleben dieſer Länder bezeichnend war. Neben Waſſerreis ein köſtlicher Thee, wie man ihn nirgends in der Welt beſſer trinkt, und als Zukoſt zu den Hammelrippen, von denen ſich die Aſche des Lagerfeuers nur mühſam entfernen ließ, ausgeſuchte Stangenſpargel, und in dieſen Genüſſen ſchwelgend drei beſtaubte Wanderer, die man ihrem Aufzuge nach eher für Strauchdiebe, als für anſtändige Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft gehalten haben würde. Das Ganze war ein Bild, paſſend zu der eigenartigen Halbkultur, in die uns das Leben geführt hatte. Aus der Ferne ſchimmerten während deſſen die weißen Dächer von Windhoek und die Türme der die Hügel krönenden Feſte herüber, unſere afrikaniſche Heimat, in die wir einige Stunden ſpäter unſern Einzug hielten, erwartet von wahren Bergen von Briefen und Zeitungen, die kurz zuvor mit der Poſt eingetroffen waren.

8. Kapitel.

Windhoek.

Wer es unternimmt, die Landſchaften des Damaralandes zu ſchildern, hat mit großen Schwierigkeiten zu rechnen. Die Fülle von Licht, die Glut der Farben beim Sonnenuntergang, das leuchtende Sternenheer des Südens und der ſchwermütige graublaue Duft, der über den endloſen Fernen liegt, verlangen die lebhafte Mitarbeit der Einbildungskraft des Leſers. Vor allem ſind es die Formen der Berge, der Abſturz der Wände, welche unbegangene Schluchten und Thäler einſchließen, und die ganze unheimlich anziehende Wildheit der unberührten Natur, die jeden Vergleich mit unſeren mitteldeutſchen Hochgebieten ausſchließen. Während die Gneismaſſen, welche die Erhebungen des ſüdlichen Damaralandes bilden, von der einen Seite oft ohne Mühe ſelbſt zu Pferde zu erſteigen ſind, bleibt das Tier plötzlich wie feſtgewurzelt ſtehen. Zu Füßen des Reiters gähnt eine meilenbreite Thalſpalte, auf der Gegenſeite von neuen zerriſſenen Erhebungen begrenzt. Die dunkelgrünen Baum-

massen tief unter uns sind die Uferwälder des Flusses, und um diese und die breiten Weideflächen zwischen ihnen und dem Berglande zu erreichen, müssen wir absteigen und, das Pferd am Zügel führend, vorsichtig von einer Stufe zur anderen klettern.

Was die Randhöhen der Hauptthäler von Windhoek im großen, das bieten in kleinerem Maßstabe die Wände der zahllosen Seitenthäler dem nach Überwindung von Schwierigkeiten lüsternen Bergsteiger. Wer einigemal auf diesen Höhenzügen herumgeklettert ist, der begreift die Wertschätzung, die in dieser Gegend einem guten Reittier zu teil wird. Und doch giebt es Erhebungen, die auch das geübteste Pferd nicht mehr erklimmt. Nicht nur die beinahe senkrechten Felshöhen, die unvermittelt aus den Ebenen des Bastardlandes aufsteigen wie die Mauern und Bastionen einer ungeheuren Riesenfestung, gehören dahin, sondern den Charakter des unüberwindlichen Hochgebirges trägt namentlich die stolze Kette der Awasberge, deren Hauptrücken sich an sechshundert Meter über das Gewirr der ihn umgebenden Fluß- und Bachthäler erhebt. Weit hinaus in das Land leuchten die weißen Quarzriffe, die in den nördlichen Zug seiner Steilwände eingesprengt sind. Dazwischen ragen runde Kuppen von rötlichem Schimmer zum Himmel, an anderen Stellen wieder schießen Felsnadeln hervor, die den kühnsten Spitzen unserer Alpen an Schroffheit gleichkommen, und zwischen den steilen Wänden breiten sich hoch über dem wüsten Geröll der Paßthäler Weideflächen von vielen hundert Hektaren aus, deren einige als Gesundheitsposten in der Zeit der Pferdeseuche Bedeutung erlangt haben.

Welch ein anderes Bild dagegen erblickt man in den Engen der Thäler, in denen nicht selten die Wände so dicht zusammentreten, daß kaum ein Sonnenstrahl in die düstere Schlucht zu dringen vermag. Bisweilen füllt am Fuße der Felsmauern eine natürliche Zisterne den Grund aus, in deren dunklen Wasserspiegel lange Schlinggewächse herabhängen und aus deren Tiefe das dumpfe Gelärm großer Frösche hervorschallt. Nicht nur die Antilopen und das übrige Wild der Berge sind nächtlicher Weile die Besucher eines solchen Platzes, sondern oft gestattet sein Wasservorrat, größere Herden in der Nähe zu halten, für die andernfalls die reiche Weide der Umgegend wegen der Entfernung vom Flusse unerreichbar sein würde.

Eine andere Bildung trifft man außerordentlich häufig an. Vielfach nötigen vorspringende Felsen die Flüsse des Hochlandes durch ein enges Thor aus einer Thalweite in die andere ihren Weg zu suchen. Dort ist es möglich, mittels eines Querdammes von geringer Länge den Fluß zum Anwachsen zu bringen und das obere Thal in einen kleinen See zu verwandeln. Hier kann man gewaltige Wassermengen ansammeln und zur Berieselung der unterhalb liegenden Flächen verwenden. Was damit besonders für die Kultur des Weines, des Tabaks, der Südfrüchte und schließlich selbst für den Anbau von Futterpflanzen und Nutzholz geleistet werden könnte, bedarf kaum der Erörterung. Schon in einem meiner ersten Berichte an die Deutsche Kolonialgesellschaft habe ich auf die Bedeutung dieses Punktes hingewiesen und die Schaffung eines Stauwerks bei Windhoek befürwortet. Hier möge deutsche Arbeit und deutsches Kapital einsetzen, um dem Auslande

zu zeigen, daß wir ebenso gut zu kolonisieren verstehen wie Engländer und Franzosen. Die Wassermengen selbst kleinerer Flüsse genügen an verschiedenen Stellen, um Mengen von einer Million Kubikmeter und darüber abzufangen. Möge die Zeit kommen, wo das edle Element nicht länger ungenutzt verströmt, sondern der wirtschaftlichen Hebung und Entwickelung des Landes dienstbar gemacht wird.

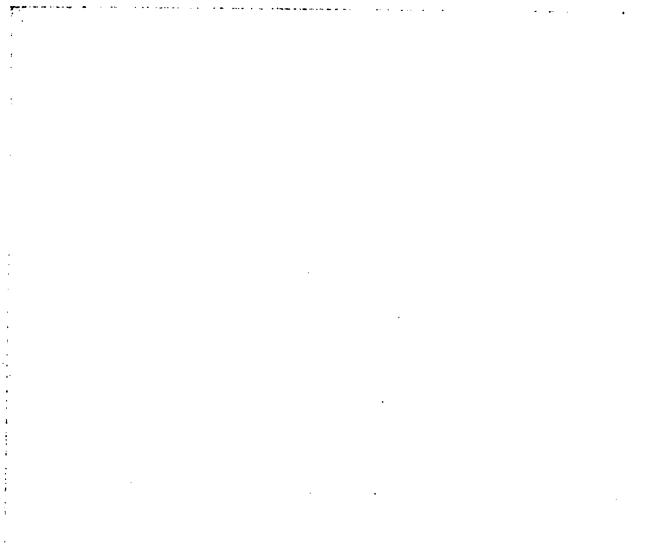
Die nutzbringende Wirkung der Flüsse ist jedoch nicht die einzige. Wenn im Oktober oder später die ersten Regen im Gebirgslande gefallen sind, beginnen sich die dünnen Äderchen, denen man von Zeit zu Zeit begegnet, zu kleinen Bächen zu verstärken. Bald darauf, wenn der Himmel sich häufiger mit schwerem Gewölk umzieht und die ersten heftigen Gewittergüsse in den höchsten Teilen des Landes stattfinden, wachsen sie an, und hat dann die eigentliche Regenzeit eingesetzt, so beginnt der Fluß „abzukommen". Nach einem besonders heftigen Sturzregen hört man, am Ufer des Bergflusses stehend, erst leise, dann immer stärker, ein donnerähnliches Geräusch. Wie aus der Erde hervorbrechend schwillt der eben noch ruhig dahinrieselnde Bach empor. Plötzlich zeigt sich oberhalb unseres Standortes in der breiten Rinne eine tosende Wassermenge, die mit fabelhafter Schnelligkeit heranrückt, ein sprudelnder, brausender Strom, der oft einen Teil der Uferwand hinabreißt und von dessen Gewalt die mächtigen Stämme entwurzelter Bäume, die er nicht selten mit sich führt, ein deutliches Zeugnis ablegen.

In einem ergiebigen Regenjahre gleichen die wichtigeren Entwässerungsadern des Landes an Fülle unseren

mitteldeutschen Flüssen, nur daß sie diese an Kraft des Stromes und Heftigkeit des Fließens weit übertreffen. Wehe dem Wagenführer, der sich unvorsichtig in eine solche thalwärts eilende Wassermasse hineinwagt. Er kann unter Umständen von Glück sagen, wenn es ihm gelingt, unter Zurücklassung seines Gefährts und Gespannes das nackte Leben zu retten. Es ist vorgekommen, daß selbst schwerbeladene Wagen mit ihrem Vorspann von Ochsen von den Gewässern überrollt und weggerissen wurden. So ist es erklärlich, daß die größeren Stromrinnen des Landes nach heftigen Regen die Frachtfahrer zwingen können, wochenlang auf das Fallen des Wassers zu warten. Fast sechs Wochen mußten wir Anfang 1893 auf das Eintreffen einiger sehnlichst erwarteter Ochsenwagen harren, die am mittleren Kuisch festlagen und uns dadurch nötigten, alle möglichen Entbehrungen mit dem tröstlichen Bewußtsein zu ertragen, daß das Ende derselben sich ebensogut noch um einen Monat verzögern konnte.

Auch in gewöhnlichen Jahren darf man übrigens diese Ströme nicht unterschätzen. Die Wassermenge, die der mittlere Swakob in der Zeit seines Abkommens dann zu Thale fördert, beträgt reichlich eine Million Kubikmeter in der Stunde, und außerordentlich groß ist noch lange nachher der unterirdisch aufgespeicherte und langsam zum Ozean fließende Vorrat. Major Leutwein fand sogar einige Zeit nach dem Ende einer mäßigen Regenperiode den Großen Fischfluß im Namalande noch so stark strömend, daß er ihn mit der Lahn bei Gießen verglich. Und ein Land mit solchen Flüssen hält man bei uns zu Hause bis auf den heutigen Tag für eine Wüste!

Fluß während der Regenzeit.



Wenn die letzten Monate der Trockenzeit herannahen, ist das Gras in der Nähe der Niederlassungen abgeweidet, und nur in entlegener Gegend zeigt die gelbe oder rötliche Färbung des Bodens, daß dort noch Futter für größere Herden vorhanden ist. Und auch solche einsamen Striche gewähren einen traurigen Anblick, wenn einer der in dieser Jahreszeit überhandnehmenden Feldbrände den Rest niederen Pflanzenwuchses vernichtet und nur verkohlte Flächen zurückgelassen hat. In der Umgebung der Orte und Viehwerften aber tritt auf weite Strecken der nackte braune oder graugelbe Boden zu Tage, kein angenehmer Anblick für den Ansiedler, der gerade in dieser Zeit das Land betritt. Nicht einmal die Bäume und Büsche auf den Bergen und am Flusse bringen dann Abwechselung in die mehr und mehr verödende Gegend. Ähnlich wie im Norden ruhen auch ihre Säfte im Winter, und die eintönige Färbung der Landschaft bei Tage vermögen selbst die dichten Buschwälder kaum zu ändern, die sich zwischen dem Gebirge und dem Flußbette hinziehen. Da plötzlich tritt eine Änderung ein, die den Europäer mit Staunen erfüllt. Oft noch ehe der erste Regen gefallen, brechen in dem dichten Geäst zahllose Knospen auf. Noch ist der Erdboden steinig und wüst, da hüllen sich schon die Holzgewächse in ein Kleid von zartgefiederten grünen Blättchen, und bald darauf erfüllt die Thäler der kräftige Duft weißer und gelber Akazienblüten. Die geheimnisvolle Anpassung der Pflanzen an die Natur ihrer Heimat hat ein Wunder vollbracht, denn häufig genug erwacht der Dornwald zu neuem Leben, ehe auch nur ein Tropfen Wasser die Erde erreicht hat.

Endlich, wenn nach längerer oder kürzerer Dauer die Schleusen des Himmels sich öffnen, erfreut sich das Auge an dem sprießenden Grün. Zunächst ist es das Gras, das überall in feinen Büscheln emporwächst und bei genügender Stärke des Regens schließlich zu hohen Beständen zusammenschießt. Dazwischen beginnt es in bunten Massen zu blühen. Liliengewächse, erikaartige Stauden und eine ganze Anzahl fleischiger und dickblättriger Pflanzen erscheinen da, wo kurz vorher nichts zu sehen war als Staub und Geröll. An tiefgelegenen, feuchten Stellen bilden sich wahre Dickichte von derbem Binsengras und hohem, windumspielten Riedgebüsch. Solange die heftigen Niederschläge der Regenzeit anhalten, behält das Grasfeld seinen grünlichen Schimmer. An Thalwänden und Felsen ragen die wunderlichen Gestalten der Aloen hervor, aus deren palmähnlichem Strunk eine mit herrlichen glutroten Blüten geschmückte Staude hervorwächst. Doch die grüne Färbung des Bodens hält infolge der Einwirkung der Lufttrockenheit nicht lange an. Wenige Wochen und die Grasflächen haben ihre gelbe Färbung wieder erlangt, und über der Landschaft ruht abermals jener eigenartige violette Duft, der so recht zu den endlosen Fernsichten bei Tage und zu den glühenden Tinten des Abendhimmels paßt, die unbeschreiblich eindrucksvolle Grundfarbe des afrikanischen Hochlandes.

Dies so abwechselungsvoll gestaltete Gebiet ist der Schauplatz eines reichen Tierlebens. Die Alleinherrschaft der wilden Tiere ist allerdings dahin, doch so arg, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, steht es selbst in nächster Nähe von Windhoek noch nicht mit der Abnahme des

Wildes. Noch heute durchstreifen die Riesen unter den Antilopen, das Kudu und das Hartebeest, beide bisweilen von der Größe eines Pferdes, in Rudeln bis zu fünfzehn Stück die entlegeneren Bergweiden. Neben ihnen wahren die beiden kleinen Vertreter der Gattung, der Steinbock und der Duiker, die dieser eigene Zierlichkeit in Bau und Bewegung. Besonders diese beiden Antilopen und die häufig vorkommenden Hasen pflegten wir zu verfolgen, denn zur Jagd der großen Tiere fehlt einem in der Regel die Zeit.

Doch ist es nicht etwa nur der Mensch, der dem Hoch- und Mittelwilde des Berglandes nachstellt. Noch hausen zahlreiche große Leoparden in den Höhlen und Klüften des Gebirges. Nicht selten findet man in der Nähe der Flüsse die Spuren ihrer Tatzen, und bisweilen treibt der Hunger ein besonders freches Tier in die Nähe der Häuser. Sogar in unsern Garten in Windhoek gelangte eines Abends ein „Tiger", wie er hier zu Lande genannt wird, und andere brachen von Zeit zu Zeit auf den Viehposten in die Kraale der Schafe und Ziegen. Wegen seiner Schnelligkeit und Gewandtheit ist das Tier sehr gefürchtet, und es giebt wenige Leute, die es wagen würden einen Leoparden oder den ihm verwandten Gepard mit der Büchse in der Hand anzugreifen. Ungereizt vergreift sich der Leopard unseres Schutzgebiets wohl niemals an einem Menschen, und das gilt in noch höherem Grade von den verschiedenen Angehörigen des Hyänengeschlechts, selbst von der großen gefleckten Art. Gerade deshalb ist der wilde Hund, das merkwürdige Verbindungsglied zwischen Wolf und Hyäne, der sich in

kleinen Rudeln im Hochland umhertreibt, so außerordentlich gefürchtet, weil er nicht allein das größte Wild oder einen starken Ochsen anfällt, sondern sogar vor dem Herrn der Schöpfung keine sonderliche Furcht zu hegen scheint. Zahlreiche kleinere Katzen, unter ihnen die herrlich gefärbten Luchse Südafrikas, die als Rotkatzen bezeichnet werden, und die Abarten des Schakals vervollständigen die Liste der jagdbaren Raubtiere im Herzen des südlichen Damaralandes.

Aber auch mancherlei sonderbare Geschöpfe fallen einem bei der Wanderung durch die Steppe auf. Auf den Felsen der Berge lebt außer dem Stachelschwein in großer Menge ein Tier, das unter dem Namen Klippschiefer oder Klippdachs bekannt ist und das des ihm nachgerühmten Wohlgeschmacks wegen mancher Verfolgung ausgesetzt ist. Noch sonderbarer berührt den Europäer der Eifer, mit dem man den wunderlichen Schuppentieren nachstellt.

Auch die Vogelwelt des Berglandes bietet genug interessante Erscheinungen. Die Aasgeier mit ihren nackten Hälsen und Köpfen und Adler von bedeutender Größe vertreten die Klasse der stattlicheren Raubvögel. Unter der Schar der kleineren geflügelten Wesen zeichnen sich mehrere Arten durch wundervolle Farben aus, die während des Fluges im Sonnenschein förmlich glitzern und leuchten. Der Jäger richtet indessen auch hier wieder seine Aufmerksamkeit mit Vorliebe auf das nützliche, d. h. eßbare Wildgeflügel, welches in allen Größen vom riesenhaften Paauw bis zur zierlichen Holztaube die grasigen Hänge und das dornige Buschwerk durchschwärmt. Dabei trifft man einzelne Gattungen außerordentlich zahlreich an. Den fa-

fanenähnlichen Savannenhühnern und dem großen Perlhuhn kann man in Völkern von hundert Stück und darüber begegnen.

Nicht immer aber sind die Schüsse, deren donnernder Widerhall bisweilen am frühen Morgen oder gegen Abend durch die Thäler rollt, auf irgendwie nutzbare Tiere gerichtet. Die unheimliche Häufigkeit der Reptilien führt für einen jeden von Zeit zu Zeit eine Begegnung mit den gefährlichsten Angehörigen dieser Tierklasse herbei. Sind die zahllosen bunten Eidechsen und die großen leguanähnlichen Baumechsen auch entgegen dem Volksglauben völlig unschädliche Geschöpfe, so ist beim Zusammentreffen mit Schlangen in jedem Falle Vorsicht von nöten. Sehr oft hört man ein verdächtiges Rascheln in den Kraalumzäunungen der Gärten oder man sieht die blitzartige Zickzackbewegung des hohen Grases, welche den Weg einer größeren Schlange verrät. Nicht einmal die nächste Nähe der Häuser ist einigermaßen sicher vor dem Besuche der Tiere, und besonders die an Stelle der Unterwölbung verwandten lockeren Anhäufungen von Schutt und Geröll unter den ersten Bauten in Windhoek waren ein beliebter Schlupfwinkel der scheußlichen Reptile. Mehrfach wurden große Exemplare der einheimischen Cobra vor und selbst auf unserer Veranda getötet, eines wurde unter der Treppe des Françoisschen Hauses, ein anderes in einem Pferdestalle umgebracht. Einmal wurde eine Puffotter in dem Vorraum der Küche, ein andermal eine Mamba in dem Schlafraum unserer Diener erwischt, und eines Tages spazierte sogar unter dem Eßschrank in unserem Speisesaal eine halbwüchsige Cobra hervor, um eiligst vom Leben zum Tode

befördert zu werden. All diese Fälle ereigneten sich auf zwei Grundstücken innerhalb eines Jahres und werden genügen, die Häufigkeit der gräulichen Geschöpfe zu beweisen. Das sicherste Mittel, sich derselben zu entledigen, ist ein guter Schrotschuß, der allerdings den Nachteil hat, daß die Haut des Tieres in den meisten Fällen nicht mehr benutzt werden kann. Bei einiger Vorsicht ist es auch nicht schwer, der Schlange mit einem kräftigen Stockhiebe das Rückgrat zu zerbrechen und sie auf diese Weise völlig unschädlich zu machen. Zu einer anderen Art des Tötens wird sich allerdings nur ein geübter Schlangenjäger verstehen, wie Rusch, der damalige Lazaretgehilfe der Schutztruppe, der das durch einen Hieb oder Steinwurf wehrlos gemachte Tier mit geschicktem Griff im Nacken packte und ihm dann mit einem von hinten in den Kopf gestoßenen spitzen Hölzchen völlig den Garaus machte. Ich selber habe verschiedentlich größere Schlangen getötet, mich aber dabei stets des Gewehres bedient. Übrigens will ich auch hier noch einmal betonen, daß trotz der ungemeinen Häufigkeit gerade der großen und giftigen Arten die von denselben drohende Gefahr bei einiger Achtsamkeit unendlich geringer ist, als man sich dieselbe bei uns vorstellt.

Der Reichtum des Landes an interessanten Tieren führte uns dazu, uns eine förmliche Menagerie auf dem Hofe des Kommissariats zu halten. Schakale, Wildkatzen, Adler, Schuppentiere, Schildkröten und dergleichen mehr waren zeitweilig daselbst anzutreffen, die Krone der Sammlung aber war unser Hans, der allerdings durch seine Zudringlichkeit seine anfängliche Beliebtheit verscherzte. Hans war ein Strauß, und wer in die Leistungsfähigkeit des

Straußenmagens irgendwelche Zweifel setzt, hätte sich von dieser nach kurzem Aufenthalt in Windhoek überzeugen können. Abgesehen von lebendig verschluckten Küken, von Steinchen und ähnlichen Dingen fraß der Vogel bereits als junges Tier Stahlfedern und Zigarren, und als eines Tages der Schlüssel aus der Küchenthür verschwunden war, fiel auf unseren biedern Straußen der Verdacht, ihn verschluckt zu haben. Die Richtigkeit dieser Vermutung stellte sich am folgenden Morgen heraus. Leider war das Tier dumm genug, eines Tages ein Bad in einer der heißesten Quellen des Ortes zu nehmen, eine Unvorsichtigkeit, die seinem kostbaren Leben ein jähes Ende bereitete.

Die größte Erheiterung indessen verschafften uns unzählige Male die von uns gehaltenen jungen Bärenpaviane. Hatte einer von ihnen sich aber von der langen Kette befreit, die gewöhnlich als Fessel diente, dann galt es, alle zerbrechlichen Gegenstände schnell zu entfernen. Das eine der Tiere geriet einmal in einem unbewachten Augenblicke in den Eßsaal, ergriff drei auf dem Tische stehende Likörgläschen, sprang, als es verfolgt wurde, mit einem Riesensatz durch ein Schiebefenster in die Küche und schleuderte dort, um die Hände frei zu bekommen, die wertvollen Gläser an die Wand. Das komischste Schauspiel war das Baden der Affen. Häufig wurden sie an einer Leine zu dem hinter dem Hofe gelegenen Wasserbecken geführt. Kaum bemerkten sie die Wasserfläche, da ertönte jedesmal ein gellender Schrei des Entzückens, ein Ruck, und die Tiere sausten in kunstgerechtem Kopfsprunge hinunter, und nun begann ein regelrechtes

Wettschwimmen und ein Umhertummeln vollständig wie bei sich im Bade vergnügenden und balgenden Jungen.

Die Geschichte des Gebiets von Windhoek ist ein kleiner Abschnitt aus der großen Reihe von Kämpfen, aus denen eigentlich die Geschichte der Eingeborenen von ganz Südafrika sich bis zu ihrer Unterjochung durch die Weißen zusammensetzt. Nicht allein durch die Kriege der Hottentotten mit den Ovaherero wurde diese Landschaft, nahe der Grenze zwischen den beiden Rassen gelegen, stark in Mitleidenschaft gezogen, sondern auch die Gelbhäute untereinander vermochten nicht Frieden zu halten, und der Stamm von Windhoek wurde besonders schwer getroffen. Dort, an den „Feuerwassern", lebten noch vor wenig Jahren die Hottentotten als Besitzer der Gartenthäler unter ihrem Häuptling Jan Jonker Afrikander. Als dieser während der Zwistigkeiten mit den immer mehr gefürchteten Witbooi Herrschaft und Leben verloren hatte, verödete sein ehemaliges Gebiet, denn auch die Hereros wagten während ihrer Kämpfe mit dem siegreichen Stamme Hendriks nicht die Weiden des Landes zu benutzen. Hatten sie doch sogar früher von ihnen besiedelten Gebieten wie dem Thal von Otjiseva den Rücken kehren müssen. So kam es, daß auch nach der Besetzung von Windhoek durch die Truppe vor nunmehr fünf Jahren die nähere Umgebung des Platzes außer den bei der Truppe beschäftigten Bergdamaras nur eine wenn auch verringerte gelbe Bevölkerung besaß. Rechtlich ist demnach das eigentliche Gebiet Windhoek Hottentottenland, während allerdings thatsächlich ein Teil desselben neuerdings sich in den Händen der Hereros befindet.

Die Hottentotten des Namalandes, besonders die sogenannte rote Nation von Hoachanas, haben durchweg reineres Blut als der unter englischer Herrschaft lebende Teil der hellen südafrikanischen Rasse. Stark vermischt sind selbst diejenigen Stämme nicht, die erst in historischer Zeit in das Groß-Namaland einwanderten und zu denen auch der Kowesibstamm gehört, den man im Schutzgebiet als Witboois bezeichnet. Die kleine gelbe Rasse unserer Kolonie gehört wohl zu den häßlichsten Vertretern der Gattung Mensch. Die vorstehenden Knochen des Gesichts, die schief erscheinenden Augen, die häßliche Behaarung des Kopfes in lauter einzeln stehenden Büscheln vereinigen sich zu einem wenig anziehenden Bilde, und besonders die alten Weiber haben oft wahre Totenköpfe. Die riesigen Fettwülste, welche viele Vollbluthottentottinnen an einem gewissen Körperteile mit sich herumschleppen, dienen auch nicht zur Verschönerung der älteren Damen. Dagegen haben die jungen Mädchen bisweilen ganz hübsche Gesichter, und außer durch ihre schönen Augen zeichnen sie sich durch eine auffallende Zierlichkeit der Hände und Füße aus, die übrigens auch den Männern ihres Volkes eigentümlich ist.

Geistig stehen die Hottentotten sehr hoch, und besonders ihre Sagen und Märchen erinnern uns immer wieder an ihre seelische Verwandtschaft mit den begabteren Völkern unserer Erde. Das Urbild jenes auf die Liebe seiner Töchter eifersüchtigen Fürsten, dem wir bei Shakespeare in seiner höchsten poetischen Verklärung begegnen, hat auch in der Sagenwelt der Nama eine ähnliche Gestalt angenommen wie das von dem Engländer benutzte

Vorbild. In verschiedenen Erzählungen und Märchen des wunderbaren Volkes erscheinen Anklänge an die älteste Sagenwelt anderer europäischer Völker. Am klarsten aber erkennt man die hohe Begabung der Nama an ihrer musikalischen Befähigung. Abgesehen von ihren eigenen Melodien, zu denen auch die des uralten, von dem Klange der Rohrflöte begleiteten Riedtanzes gehört, sind es europäische Weisen, die ihr feines Gehör und ihre schönen Stimmen erkennen lassen. Oft, wenn am Nachmittag die Frauen und Mädchen vom Holzholen singend zurückkehrten, unterbrachen wir unsere Arbeit, um dem herrlichen Gesange zu lauschen, der mehrstimmig vom Wege herüberklang. So groß ist die Freude dieser Leute an der Musik, daß sie häufig den Sinn des Gesungenen gar nicht beachten. Ein köstliches Beispiel dieses Aufgehens in der Melodie berichtete mir Assessor Köhler. Als er sich im Februar 1894 in Warmbad im Süden der Kolonie zur Erledigung von Regierungsgeschäften aufhielt, fand ihm zu Ehren eine Musikaufführung statt, bei der die Kinder des Ortes unter anderem die „Wacht am Rhein" vortrugen. Da der Hottentott aber nicht im stande ist eine längere Folge von Konsonanten wie z. B. in „Schwertgeklirr" zu sprechen, so lautete die Übersetzung des zweiten Verses: „Als zwarte Kleer'n en Wogenprall" (wie schwarze Kleider und Wogenprall), und diesen haarsträubenden Unsinn sangen die kleinen Vortragenden frisch von der Leber weg, ohne in ihrer Tonbegeisterung irgendwelches Gefühl für das Lächerliche der Worte zu äußern.

Das unstete Leben, wie es die Viehzucht in einem Steppenlande mit sich bringt, vor allem aber die Jagd

Hottentottenpontok.

und beständige Kriege haben das Namavolk für seßhafte Kulturarbeit verdorben. Einige Charakterzüge, ihre eigennützige und berechnende Schlauheit voran, haben sie auch im Verkehr mit den Europäern mehr als wünschenswert bethätigt. Von Natur ohnedies nicht sehr widerstandsfähig, werden sie trotz wohlwollender Behandlung von Seiten der Regierung und trotz der Arbeit der Mission über kurz oder lang als selbständige Rasse verschwinden. Wirtschaftlich wird ihr Untergang kein Nachteil sein, denn ihre guten Eigenschaften bestehen in der lebenskräftigen Bastardbevölkerung unseres Schutzgebietes fort. Das Gefühl, mit dem wir das endliche Vergehen eines einst Südafrika beherrschenden Volkes mitansehen, gleicht trotzdem mit Recht den Empfindungen, die uns beim Anblick eines gewaltigen Dramas bewegen. Der letzte Akt dieses Trauerspiels hat in unseren Tagen begonnen, und der Kampf, dessen Anfangszeit in den folgenden Kapiteln geschildert werden soll, war auch auf der Seite unserer Gegner nicht arm an ritterlichen und großen Zügen. Das anzuerkennen erfordert die Gerechtigkeit, die wir unserem Feinde schulden, auch wenn derselbe dem mit Unrecht verachteten Hottentottenvolke angehört.

9. Kapitel.

Die Zeit bis zum Kriege.

Ohne daß ſich etwas beſonders Wichtiges ereignet hätte, kam Weihnachten 1892 heran. Ich war ein wenig geſpannt, die Art kennen zu lernen, in der man den Tag hier begehen werde. Iſt es doch ſchon ſonderbar genug, ein Feſt, mit dem in unſerer Vorſtellung Kälte und beſchneite Landſchaft untrennbar verknüpft ſind, zum erſten Male in der Zeit der längſten Tage und im Hochſommer feiern zu müſſen. Aber der Abend, zu welchem uns eine Einladung zur Beſcherung der Truppe in den großen Saal des Speiſehauſes ruft, verſpricht, ſoweit es angeht, eine deutſche Feſtfeier zu werden. Um acht Uhr verſammeln ſich die Leute in ihrer Paradeuniform, und nach und nach treffen die geladenen Gäſte ein, der Leutnant v. François mit ſeiner Frau, einige Anſiedler, Nitzſche und ich. Dann wird angezündet, und auf die gedeckten und mit einfachen Soldatengeſchenken beſetzten Tafeln ſtrahlen die Wachslichter den gewohnten Glanz. Der Baum ſelber, ein Kunſtwerk aus einer dunkelgrün geſtrichenen

Stange, in die sorgfältig die langen Zweige eines feingefiederten Busches eingesetzt sind, verbirgt seine afrikanische Herkunft unter dem bunten Behang und Mengen von Papierketten und Flittergold. Nur der künstliche Schnee auf den Ästen will nicht recht zu der lauen Abendluft passen, und noch weniger das von farbigen Jungen in festtäglicher Kleidung herumgereichte Getränk, ein heißer Punsch, dessen Wahl allerdings das Fehlen jeglichen Stoffs außer ein paar letzten Flaschen schlechten Rums hinreichend entschuldigt.

Nach dem Hoch auf den Kaiser trägt der unter der Mannschaft bestehende Gesangverein in buntem Durcheinander Weihnachts- und Volkslieder vor, Reden wechseln mit Gegenreden, und mit lautem Jubel wird die Mitteilung aufgenommen, daß als Grundstock einer Bibliothek für Truppe und Ansiedler von Frau Wirkliche Geheimrätin v. Liebe in Berlin eine wohlgefüllte Kiste mit Büchern eingetroffen sei, die ich im Auftrag der Spenderin dem Feldwebel übergebe. Schließlich beginnt eine echt deutsche Weihnachtsstimmung Platz zu greifen, und Mitternacht ist längst vorüber, als immer noch froher Gesang aus jugendlichen Soldatenkehlen den alten Bergdamara, der das Feuer in der Küche unterhalten hat, aus dem Schlummer aufschreckt, so daß er verwundert den grauen Kopf schüttelt über das übermütige Treiben da drinnen im Saale. Endlich aber wird es ruhiger und auch die letzten denken an den Aufbruch. Schwer liegt der süße Duft der niedergebrannten Wachskerzen über dem leergewordenen Raum, und von der Höhe herab schallt der ferne Gesang eines Hottentotten durch die nächtliche Stille, der sich bemüht,

eine der am Abend vernommenen Melodien nachzusingen. Über den Thoren aber grüßt die Heimkehrenden, leise im Nachtwind flatternd, die Fahne in den Farben des Reichs. Und während wir uns zur Ruhe legen, drängt sich uns mit stärkerer Gewalt als zuvor die Frage auf: Werden übers Jahr wieder wehende Flaggen und fröhliche Lieder in heimischer Zunge eine deutsche Weihnachtsfeier verkünden, oder wird das rote Banner Englands auf den Zinnen der Türme flattern, oder wird vielleicht gar ein Eingeborener dem andern erzählen, daß das Häuflein fremder Eindringlinge nun wieder verschwunden ist, das sich verwegen anmaßte, die Herrschaft des weißen Mannes auch in ihrem wilden Lande zu begründen?

Auf diese sorgenden Fragen aber konnte nur das neue Jahr die Antwort bringen, das ernst und düster vor der Thür stand. Falle sie aus, wie sie wolle, wir werden, so weit es an uns liegt, Sorge tragen, daß die schwarzweißrote Flagge nach wie vor von den Bergen in die Thäler hinabgrüßt. Mit diesem Vorsatz traten wir in den Januar des Jahres 1893 ein, der trotz der ununterbrochenen Verhandlungen zwischen den Hereros und den Witboois noch ebenso friedlich ausschaute wie die vorhergehenden Monate. Wie aus brieflichen Mitteilungen aus jener Zeit hervorging, war die Neigung zu freundschaftlichem Zusammengehen bei beiden Parteien offenbar sehr gering, wenngleich aus dem Frieden infolge des gemeinsamen Hasses gegen die Deutschen bei der ersten passenden Gelegenheit leicht ein stillschweigendes Angriffsbündnis hätte hervorgehen können. Vorläufig war zum endgiltigen Abschlusse eines solchen nicht einmal die Stellung Samuel

Mahareros von Okahandja unter den hochmütigen Großen seines Stammes ausreichend befestigt. Er zog daher vor, sich zwar Oberhaupt von Damaraland zu nennen, aber im übrigen seinen Mithäuptlingen in den anderen Orten gegenüber eine vorsichtige Zurückhaltung zu beobachten. Nur in einem Punkte waren alle einig, nämlich in dem Wunsche, die Weißen für ihr persönliches Wohlbefinden so viel als irgend möglich auszunutzen. Charakteristisch in dieser Hinsicht war der naive Glückwunsch zum neuen Jahre, den uns ein schwarzer Bote Anfangs Januar in das Haus trug. Er lautete wortgetreu:

„Okahandya 30/12 92

Lieve vriend stuur my vier Bottles. Twee van Brandwein en twee van wijn als een present van nieuweyaar,

Grootenis
Ik ben uwe au vriend
Capt.
Samuel Maharero."

(Lieber Freund, senden Sie mir vier Flaschen, zwei mit Schnaps und zwei mit Wein als Präsent zum neuen Jahre. Ich bin mit Grüßen Ihr geneigter Freund Kapitän Samuel Maharero). Man muß in der offenen Aussprache eines solchen Ansinnens übrigens keine Unverschämtheit in unserem Sinne erblicken. Der Eingeborene, er stehe hoch oder niedrig, er sei reich oder arm, hält es für selbstverständlich, daß jeder Europäer, dessen höhere Kultur er ja kennt, nun auch in der Lage, ja daß er gewissermaßen verpflichtet sei, ihm von den Errungenschaften dieser Kultur bereitwillig mitzuteilen. Er wird wie ein

Kind um jeden Gegenstand bitten, der ihm gerade gefällt, und diese Anschauungsweise hat sich auch nicht verloren, seit er die Deutschen auch als die Machthaber kennen gelernt hat. Die kindliche Bettelei hat keineswegs nachgelassen und wird dies auch sobald nicht thun, wohl aber dürfte eine zielbewußte Politik im Verein mit der jetzigen Machtentfaltung Unverschämtheiten anderer Art verhindern, welche damals die Schwäche der Truppe und die kühle Haltung der Reichsregierung besonders der südwestafrikanischen Kolonie gegenüber möglich werden ließ. Nicht allein des geschichtlichen Interesses wegen, sondern vor allem zur Warnung für diejenigen, welche immer noch an die Möglichkeit eines freundschaftlichen Zusammenarbeitens mit dem englischen Element (einzelne Personen natürlich ausgenommen) in unseren Schutzgebieten glauben, will ich noch einen Satz aus einem zweiten Schreiben mitteilen. Es war die an den Hauptmann v. François gerichtete Antwort eines Engländers auf die Zusendung einer Verordnung der kaiserlichen Regierung. Der Schluß dieses Briefes lautete in wörtlicher Übersetzung: „Wenn ich nicht zu viel verlange, so würde es mich freuen, wenn Sie Ihre Briefe u. s. w. in englischer Sprache schreiben lassen könnten, da ich mit dem Deutschen völlig unbekannt bin.“ Man denke sich den Sturm der Entrüstung in britischen Kreisen, wenn ein einzelner Deutscher es wagen würde, den Statthalter einer englischen Kolonie um die Zusendung von Gesetzen und Verordnungen in deutscher Sprache zu ersuchen, da er kein Englisch verstehe. Im übrigen ist es kaum nötig, diesen Zeilen, denen eine derbe Erwiderung zu teil wurde, irgend etwas hinzuzufügen.

Überhaupt sah es um diese Zeit toll genug aus im Lande. Unter dem 31. Dezember 1892 finde ich in meinem Tagebuch folgende Stelle, die zur Beleuchtung der Lage ebenfalls angeführt werden möge: „Wenn man auch endlich nach neuen Nachrichten der von v. Bülow und Duft geführten Vorexpedition der deutsch-englischen Otavigesellschaft den Weitermarsch von Omaruru aus gestattet hat, so ist doch von einer Reihe von argen Mißständen zu berichten, hervorgerufen durch den Haß der Damaras gegen die Deutschen. So sind alle Händler aus dem Innern des Damaralandes zurückgerufen, auch sollen die Damaras kein Vieh mehr nach Windhoek verkaufen. Sechs Strauße, die Voigts in Okahandja nach Windhoek hatte verkaufen wollen, bleiben dort auf Befehl von Samuel Maharero, nachdem derselbe den Bestimmungsort der Tiere in Erfahrung gebracht hat. Auch kann es einen schamrot machen, wenn man hört, wie Plakate der Regierung in Orten des Damaralandes herabgerissen werden, wie einer Expedition die Erlaubnis zum Durchzuge, nur weil die beiden Führer Mitglieder der Regierung sind, anfangs ganz verweigert, dann erst nach wochenlangen Verhandlungen gestattet wird. Ist das Herabnehmen von Flaggen ein Vergehen, das man in anderen Ländern mit kriegerischer Züchtigung der Schuldigen bestraft, wie viel mehr bedingten solche Vorkommnisse ein Einschreiten mit den Waffen! Aber freilich muß man dazu dem Vertreter des Reiches in diesem Lande auch die nötigen Mittel gewähren. Mit einem Etat von 290000 M. regiert man eben keine Länder von der anderthalbfachen Größe des Deutschen Reiches."

Besonders hatten die Händler zu leiden. Einem derselben, namens Krebs, wurden auf einem östlich von Windhoek gelegenen Hereroplatze dreißig Pfund Sterling abgefordert mit der Begründung, der Häuptling habe befohlen, diese Summe jedem Händler abzunehmen, der von der Windhoeker Seite komme. Es war Krebs nach endlosem, ärgerlichem Verhandeln gelungen, die Summe auf siebzehn Pfund Sterling zu erniedrigen, diese aber mußte er bezahlen, „weil die Deutschen den Handel mit Munition und Gewehren verboten." Auf der einen Seite wütender Haß gegen die Weißen, auf der andern Widerwärtigkeiten aller Art, es war wahrlich bisweilen keine angenehme Zeit! Und zum Überfluß war es trotz der ernsten Lage auch den wenigen Ansiedlern nicht möglich, in Ruhe und Frieden miteinander auszukommen. Die zahlreichen Zwistigkeiten gipfelten schließlich in der Forderung eines Ansiedlers gegen einen anderen, und zwei Tage lang durchirrten verzweifelnde Zeugen den Ort, um irgend eine einem Säbel ähnliche Waffe aufzutreiben. An der Unmöglichkeit, eine solche zu finden und an dem nicht mißzuverstehenden Befehl des Kommissars, der Zweikampf müsse unterbleiben, scheiterte schließlich das ganze Duell. Duft und ich aber nahmen uns später voll des Ärgers über die ewigen Zänkereien vor, bei erster Gelegenheit von Hause ein paar schöne krumme Klingen kommen zu lassen als das unentbehrlichste Erfordernis zur Besiedelung des Landes.

Mein Freund war nämlich mittlerweile nach beinahe dreimonatiger Abwesenheit zurückgekehrt. Die letzte, weite Strecke vom Waterberg an hatte er im Ochsenwagen in

neuntägiger Fahrt zurückgelegt. Er war des Lobes voll nicht allein für das Land, sondern ganz besonders auch für dessen Häuptling, den alten, völlig unabhängigen Herero Kamasembi. Eine gewisse Charaktergröße läßt sich dem Alten auch nicht absprechen, denn niemals legt er europäische Kleidung an und nie bringt er einen Tropfen Alkohol über die Lippen. Zwar hindert er seine Unterthanen nicht daran, dies zu thun, er selbst aber sagt: „Ich bleibe unseren alten Sitten treu, dem Milchtrinken und der Riemenkleidung, denn ich weiß, daß es die europäische Tracht und der Wein sind, die Euch mein Volk unterwerfen werden."

Es war ein Glück für Duft, daß er zurückgekehrt war, denn die Regen des Januar und Februar waren von so außergewöhnlicher Stärke, daß an ein Reisen damals fast nicht zu denken gewesen wäre. v. Bülow befand sich, wie wir hörten, bereits wieder auf dem Weg zur Küste und mußte somit ebenfalls den schlimmsten Güssen entronnen sein. Wahrhaft tropisch kann man die Niederschläge nennen, welche die Wolken in einer guten Regenzeit über den Hochländern des Innern entladen. Dann ist der Himmel im Januar und Februar mit großer Regelmäßigkeit an den Vormittagen klar und von reiner, tiefer Bläue. Gegen elf Uhr jedoch zeigt sich weißliches Haufengewölk, das immer mehr an Ausdehnung zunimmt. Hat der Wind einen oder mehrere Tage aus nördlicher Richtung geweht, so ballen sich nach der Mittagszeit die Wolken dichter zusammen, bis schließlich eine dunkle Wand den nördlichen und östlichen Horizont bedeckt. Gegen zwei Uhr nachmittags ertönt gewöhnlich der erste

Donner, denn die meisten Güsse dieses Landes sind von elektrischen Entladungen begleitet. Dann erwacht der Gewitterwind, und indem er über das Thal dahinbraust, bringt er eine plötzliche Kühle mit sich. Und nun dauert es nicht mehr lange, dann sieht man, wie die schwarze Wand heranrückt, eine Höhe nach der anderen in ihren Schleiern verbergend. Noch einige Minuten, und es prasselt los mit einer Gewalt, von der man sich bei uns keinen Begriff machen kann. Die ungeheuren Tropfen folgen sich oft mit solcher Geschwindigkeit und Stärke, daß es nicht möglich ist, Häuser oder Bäume, die weiter als fünfzig Meter entfernt sind, zu erkennen. Dabei verursachen die niedergießenden Wassermassen ein Prasseln und Tosen auf den Dächern, daß man die Stimme zu einem lauten Geschrei erheben muß, um sich verständlich zu machen, und daß das Rollen des Donners zeitweilig von dem Lärmen des Regens vollständig übertönt wird. Draußen kommen nicht allein die Flüsse unter lautem Getöse herangejagt, sondern von allen Anhöhen und Abhängen stürmen im Augenblick entstandene Bäche herab, Wege und Kraalwände zerreißend, sich neue Thäler grabend und hie und da einen sich entgegenstellenden Baum entwurzelnd. Wen aber sein Unstern im Freien von einem solchen Tropenregen überrascht werden läßt, der ist binnen drei Sekunden bis auf die Haut durchnäßt, denn kein Schirm ist im stande, diese herabschießenden Wasserstrahlen abzuhalten.

Nach kurzer Zeit verziehen sich die Regenwände, um an den hohen Gebirgen noch längere Zeit zu haften, bisweilen aber kehren sie mehrfach an einem Tage wieder,

und in einer besonders nassen Zeit kann es vorkommen, daß sie sich in einen ergiebigen Landregen verwandeln, der zwölf Stunden und darüber anhält. Noch prächtiger aber, als die dunkle Glut, in der nach einem Regentage die Sonne untergeht, ist das ununterbrochene elektrische Feuer, das bisweilen abends die Höhen ringsum erhellt und das auf kurze Zeit das ganze Land taghell erleuchtet. Wie eine Geistererscheinung tauchen überall am Horizont die Berge vor dem blauen Leuchten auf, um erst nach Stunden wieder gänzlich in der Finsternis zu versinken. Rabenschwarz sind wieder andere Nächte in dieser Zeit, und nun treten Laternen der verschiedensten Form und Größe in ihr Recht, denn auch in dieser Zeit der langen Tage beginnt die volle Dunkelheit bald nach sieben Uhr, und wen sein Weg dann noch ins Freie führt, der wird nur ungern ohne Licht gehen, da gerade jetzt schleichendes und kriechendes Getier aller Art in Gras und Gebüsch sein Wesen treibt.

Mit dem stärkeren Regen der warmen Zeit stellen sich allerlei ungebetene Gäste ein, die den Herren der Schöpfung zeigen, daß es um ihre Herrschaft in diesem Lande oft noch etwas zweifelhaft bestellt ist. Die unheimlichen Besuche der Schlangen und Skorpione sind es weniger, als diejenigen der Termiten und Heuschrecken, welche den Ansiedlern manche Not bereiten. Es giebt kaum einen Gegenstand im Hause, welcher nicht von Stein, Glas oder Metall ist, dem die kleinen weißen Ungeheuer mit ihren Freßwerkzeugen nicht den Garaus machen könnten. An Größe übertreffen sie unsere große Holzameise nur wenig, aber wo sie erst einmal sich eingenistet haben, da heißt es auf-

passen, denn sonst ist binnen kurzem alles zerstört. Eine der unangenehmsten Eigenschaften der Termite ist es, ihr Zerstörungswerk nur von unten nach oben auszuführen. So kann der Inhalt einer zufällig einige Zeit nicht bewegten Kiste völlig zerfressen sein, ohne daß sich ein einziges Tier an der Außenwand gezeigt und so auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht hätte. Eines Tages wurde ein mächtiger Aufbau aus Packeten mit schwedischen Zündhölzern, der sich auf einem der Wandbretter im Store erhob, von außen angestoßen. Im Nu brach die ganze Masse in sich zusammen, und es zeigte sich, daß von mehreren hundert Päckchen nur noch wenige Dutzend unversehrt, die meisten aber völlig zerstört waren. Nicht einmal die Köpfchen hatten die kleinen Bestien unversehrt gelassen, was uns mit größter Hochachtung vor ihrer Leistungsfähigkeit erfüllte. Nichtsdestoweniger begann ein stiller, aber energischer Krieg, der mehrere Monate dauerte und erst von Erfolg gekrönt wurde, als endlose Mengen von Petroleum in alle Mauerritzen gegossen und auf allen Böden verschüttet waren.

Kann man sich mit großer Mühe und unter empfindlicher Belästigung seiner Geruchsorgane gegen die Termite noch einigermaßen schützen, so ist das völlig unmöglich gegen die Scharen der Wanderheuschrecke, die bisweilen am Horizont erscheinen, ein schlimmerer Feind für Mensch und Tier, als ganze Rudel von Raubtieren. Als ich die Heuschrecken zum ersten Mal sah, lockte mich der Ruf: „Die Springhaans kommen!“ vor die Thüre. Kaum war ich im Freien, als sich die Luft zu verdüstern begann. Wie eine schwere, dicht über der Erde dahinziehende Ge-

witterwolke wälzten sich dunkle Massen durch die Luft heran. Dann ertönte ein Brausen, wie von herannahendem Sturm, das Geräusch der vielen Millionen von Flügelchen, und eine Viertelminute später waren wir dermaßen umschwirrt, daß uns Hören und Sehen verging. Das Pferd eines zufällig daherkommenden Reiters wurde scheu in all dem Surren und Schwirren, und es war unmöglich, auch nur langsam in einer Richtung vorwärts zu schreiten, denn der Boden war bisweilen mehr als fußhoch mit den über- und durcheinander krabbelnden Tieren bedeckt. Nur Hans, unser Strauß, stürzte sich mit fröhlichem Flügelschlagen in das Gewimmel und hielt eine Mahlzeit, die ihm herrlich mundete. Erst nach einer halben Stunde erhoben sich die braunen Massen und zogen mit einem frischen Winde nach Westen, aber noch am folgenden Tage konnte man ganze Bergrücken am Abhange des Khomaslandes braun herüberschimmern sehen, gefärbt von ungezählten Millionen von Heuschrecken. Und wie sah das Land aus, über das der Zug hinweggegangen war! Kahlgefressen, die schönsten Weideflächen kaum noch im stande, einigen Ziegen ein dürftiges Futter zu bieten. So arg ist die Gier dieser geflügelten Ungetüme, daß sie selbst die Ochsentaue der Wagen nicht schonen und daß einmal sogar ein im Freien aufgehängter Cordrock von ihnen angefressen wurde. Doch sind die jungen, flügellosen „Foetgangers" noch mehr gefürchtet, da selbst der Wind ihren alles verwüstenden Marsch nicht zu hemmen vermag.

Die Wanderheuschrecke erscheint in ziemlich regelmäßigen Perioden, die durch eine Anzahl heuschreckenfreier Jahre unterbrochen werden. Wenn die Sommerwärme

die nach Milliarden zählenden Eier im Sande der Kalahariſteppen ausgebrütet hat und die Tiere von günſtigen Winden erfaßt werden, dann fallen ſie über unſer Schutzgebiet her, um erſt wieder zu verſchwinden, wenn in irgend einem Jahre anhaltende Oſtwinde ſie über die letzten grasbeſtandenen Striche in das kalte, nebelige Dünenland im Weſten, vielleicht auch hinaus in den Ozean getrieben haben, ohne daß ihnen ein Umſchlagen des Windes die Rückkehr in das Innere geſtattet. Das wenigſtens iſt die Anſicht der alten Jäger und Händler im Lande, und ſie hat die Wahrſcheinlichkeit für ſich.

Unſer tägliches Leben, in das kleinere Jagdſtreifereien und Ausflüge einige Abwechſelung brachten, ſpielte ſich ohne bemerkenswerte Unterbrechungen ab. Duft beteiligte ſich mit mir an der Feier des Geburtstages Sr. Majeſtät des Kaiſers, die durch eine Veranſtaltung von Wettſpielen mit nachfolgender Preisverteilung auch für die Eingeborenen zu einem Volksfeſt wurde. Bald darauf kehrten auch Aſſeſſor Köhler und v. Bülow von der Küſte zurück, und es verließen den Ort der Hauptmann und der Leutnant v. François, ſo daß unſer kleiner Kreis wieder aus denſelben Perſönlichkeiten beſtand, wie ſieben Monate vorher bei meiner Ankunft in Windhoek. Und es fehlte nicht an Stoff zu lebhafter Unterhaltung, denn allmählich war der Zeitpunkt in unmittelbare Nähe gerückt, an dem ſich die Zukunft der ganzen Kolonie entſcheiden ſollte. Und wie eine Mahnung zur Vorſicht und Beſonnenheit tauchte unter anderen Fremden die kleine Geſtalt Samuel Iſaaks auf, der die Scharen Hendrik Witbooiſ in ſo manchem

Gefecht geführt hatte und sich nun offenbar Spionierens halber in Windhoek aufhielt.

Diese Zeit gespannter Erwartung wurde endlich durch eine gänzlich unerwartete Nachricht beendigt. Schon längst hatte der Teil der zum 1. April zu entlassenden Mannschaft, der nach Europa zurückkehrte, Windhoek verlassen, und noch war nicht das Geringste über Stärke und Ankunftszeit der Ersatztruppe bekannt. Da erschien am letzten Sonntage vor dem Tag der Entlassung Reiter Johr von der Truppe und erzählte, er habe draußen im Felde einen sächsischen Offizier getroffen, der ihm mitgeteilt habe, er sei mit der neuen Truppe angekommen und nur vorausgereist, um als Vertreter der South West Africa Company rechtzeitig zu dem Schlußtermin für die Anmeldung der bergrechtlichen Ansprüche in Windhoek einzutreffen. Als er auf unsere Frage nach der Stärke der angekommenen Truppe vergnügt antwortete: „Ein Leutnant, ein Arzt, zweihundert und zwölf Mann", fuhr ihm alles mit der Bemerkung entgegen: „Johr, das ist wieder eine von Ihren Stories (allgemeine Bezeichnung in Südafrika für Lügennachrichten). Daß wir Ihnen das glauben, können Sie nicht verlangen." Da gerade der Betreffende für die Verbreitung gut erfundener Nachrichten bekannt war, zog er mit dem Bewußtsein ab, daß ihm hier niemand Glauben schenken werde, und in der That bedrohten ihn seine Kameraden auf der Feste mit einer gehörigen Tracht Prügel, wenn sich nicht die Wahrheit des von ihm Behaupteten bis zum folgenden Tage herausstelle. Jemand hätte behaupten können, England habe das Kapland ohne Entschädigung an Deutschland abgetreten, er würde eher

Glauben gefunden haben, als der Erzähler einer so unwahrscheinlichen Tatsache. Gegen Abend aber traf Leutnant Dr. Hartmann ein und bestätigte die Erzählung Johrs, doch auch er wußte nicht anzugeben, wo sich die Truppe befand und wann sie eintreffen werde.

Durch diese Ungewißheit und einige andere Erwägungen wurde v. Bülow als Kommandant von Windhoek veranlaßt, die Beamten und übrigen Zivilpersonen zu einer Übernahme des nächtlichen Postendienstes offiziell aufzufordern. Für mich ist die Erinnerung an jene Zeit deshalb von besonderem Wert, als ich wohl der erste Angehörige des Landsturms der jetzt lebenden Generation bin, der mit der Waffe Kriegsdienst geleistet hat! Eine Persönlichkeit in Berlin, welche in keiner Weise im stande war, die Sachlage zu beurteilen, hat später versucht, diese Maßnahmen als unnötig, ja als eine Spielerei hinzustellen. Daraus, daß man solcher Kritik in Europa in einem kleinen Kreise nur einen Augenblick Glauben schenkte, geht für uns alle, die wir uns damals bereits längere Zeit in Südafrika aufhielten, nur von neuem hervor, wie gerade den in kolonialen Dingen einflußreichen Personen häufig genug jede Kenntnis dieser Dinge fehlt. Viel mehr, als durch die jenseits des Meeres begangenen Fehler ist unsere Kolonialpolitik bis auf den heutigen Tag durch den unglückseligen Irrtum geschädigt worden, daß Rang und Titel unter allen Umständen im stande sein müßten, persönliche Befähigung und Urteilskraft zu ersetzen.

10. Kapitel.

Die erste Zeit des Krieges.

Am Morgen des Ostersonntags, des 2. April 1893, war die ganze Bevölkerung von Groß- und Klein-Windhoek auf den Beinen. Auf den Dächern der Häuser und von den eckigen Türmen wehten die Fahnen im Morgenwind, und unten auf den weiten Plätzen vor der Festung und der neuerrichteten Wache herrschte frohes Getümmel. Ganz wie in einer kleinen Stadt kurz vor dem Beginn eines Festzuges schob sich eine lachende, schwatzende, lärmende Menge hin und her. Auf erhöhtem Platze in der Nähe der Feste sammelten sich die Ansiedler, unter ihnen die vorgestern erst entlassenen Mannschaften, denen die lange entbehrte Zivilkleidung noch nicht so recht sitzen wollte. Und auf der freien Fläche marschierten kleine Trupps schwarzer und gelber Jungen auf und nieder. Die Beine nur mit Papierhülsen bekleidet, welche Reiterstiefel vorstellen sollten, exerzierten sie nach dem Takte richtig gepfiffener Melodien und nach einem aus Holländisch und Deutsch gemischten Kommando, unbekümmert um das

Schelten der farbigen Umgebung oder das laute Gelächter der zuschauenden Weißen.

Endlich kam eine Bewegung auch unter die ruhig Harrenden. Vom Flusse her ertönten die Trommeln und Hörner der Anrückenden und auf dem Platze vor der Feste dröhnten die Kanonenschläge, die der Feuerwerker zum Empfange bereit gehalten hatte. Nach etwa zehn Minuten erschien die Truppe auf der Höhe, um in gut ausgeführtem Parademarsch an dem Hauptmann v. François vorüber zu ziehen. In strammer Haltung, keineswegs stark ermattet, kamen sie heran, kräftige Gestalten, denen man die Anstrengungen des in zwölf Marschtagen von der Küste nach Windhoek zurückgelegten Weges (annähernd 400 Kilometer) kaum anmerkte. Auffallend war der Gegensatz zwischen den kleinen, gewandten Gestalten dieser aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes stammenden Soldaten und den meist der Garde entnommenen mächtigen Figuren der alten Mannschaft, die allein schon durch ihr Äußeres einen achtunggebietenden Eindruck auf die Eingeborenen zu machen gewohnt waren.

Mit der Truppe waren zwei neue Offiziere gekommen, Leutnant Schwabe (bisher beim Regiment Prinz Karl) und Assistenzarzt Dr. Richter, derselbe, in dessen Armen Freiherr v. Gravenreuth nach dem kühnen Sturm auf Buea in Kamerun gestorben war. Noch während des Frühstücks, das uns zum ersten Male mit diesen Herren vereinigte, wurde ich abgerufen, um den mitgekommenen Ansiedlern Auskunft zu erteilen. Es waren nur zwei, ein Fräulein v. H. und ihr Bruder, mit der Absicht ausgewandert, eine Farm in der Umgegend von Windhoek zu bewirtschaften.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung erfuhr ich, daß man der Dame in Berlin bereits eine Anzahlung auf diese Farm abgenommen hatte, ohne daß man irgendwelche Ahnung von der Lage und Beschaffenheit des Platzes und von der Wahrscheinlichkeit einer baldigen Ausgabe des Landes hatte. Eine höchst übereilte Handlungsweise, vor welcher schon das gänzliche Scheitern der verständigen Siedelungspläne des Grafen J. Pfeil die maßgebenden Kreise hätte behüten können. Zu meinem Bedauern mußte ich außerdem bereits in dieser ersten Unterredung die hochfliegenden Hoffnungen der beiden Geschwister hinsichtlich der Größe des zu erwartenden Grundbesitzes zerstören, indem ich ihnen geradezu erklärte, daß sie auf einem Gute von 2500 Hektaren unter den heutigen Verhältnissen niemals die genügende Menge Vieh würden halten können, um ihr Leben auch nur auf das notdürftigste zu fristen. Und dabei konnte ich selbst noch nicht einmal ahnen, daß wenige Wochen später das Beziehen einer Farm überhaupt unmöglich sein werde. Eine ebenso grausame Enttäuschung erfuhr der am Abend eintreffende Arzt der Deutschen Kolonialgesellschaft, dem man daheim gesagt hatte, er finde Häuser genug in Windhoek, um bequem unterzukommen. Da diese Behauptung auf einem gründlichen Irrtum beruhte, hätte er mit Weib und Kind auf der Straße biwackieren müssen, hätte ihn nicht der Sekretär des Kommissariats für einige Zeit bei sich aufgenommen.

Eine Woche hindurch wurde nun fleißig exerziert und geschossen. Niemand von uns wußte indessen, daß diese Übungen die Vorbereitung zu einem ernsten Vorgehen

gegen die Hottentotten sein sollten. Durch die strenge Geheimhaltung des Bevorstehenden war es der Truppenleitung gelungen, sogar die gefährliche Persönlichkeit des erwähnten Samuel Isaak in völlige Sicherheit zu wiegen. Am Abend seiner Abreise besuchte mich der kleine, gewandte Hottentott. Er war sehr guter Laune, die sich durch den vorgesetzten Wein noch um ein bedeutendes hob. Stets von neuem versicherte er, er glaube mit Bestimmtheit, daß Hendrik die deutsche Oberherrschaft anerkennen werde. Er sei noch nie mit solcher Liebenswürdigkeit in Windhoek behandelt worden, wie während seiner jetzigen Anwesenheit. Thatsächlich waren damals die Ansichten im Lager von Hoornkrans geteilt, und Samuel Isaak galt als die Seele derjenigen Partei, welche die friedliche Anerkennung der Schutzherrschaft forderte. Nach der allgemein herrschenden Anschauung wäre es ein Leichtes gewesen, mit der jetzt vorhandenen Macht diesen Wünschen durch eine gewisse moralische Unterstützung zum Siege zu verhelfen, wenn nicht der damalige Reichskanzler Graf Caprivi in dem verhängnisvollen Irrtum, den Krieg herbeiführen zu müssen, die Weisung zum gewaltsamen Vorgehen erteilt hätte. So kam man dazu, viel zu früh loszuschlagen, und ohne daß die Truppe vorher beritten gemacht werden konnte. Denn noch herrschte jene verderbliche und in ihrem Wesen erst durch die Untersuchungen des Marinestabsarztes Dr. Sander einigermaßen aufgeklärte Seuche, welche man als „Pferdesterbe“ bezeichnet.

Alljährlich während der Hauptregenmonate und besonders im Herbst nach dem Nachlassen der stärksten Niederschläge beginnt die Krankheit ihre Wirkungen zu äußern.

Bald fallen ihr nur einzelne Tiere, bald ganze Herden zum Opfer, und es ist nötig, die Pferde auf hochgelegene und aus unbekannten Gründen krankheitssichere Plätze zu schaffen, um sie einigermaßen gegen die furchtbare Epidemie zu sichern. Von Januar aber bis Anfang, bisweilen sogar bis Ende Mai ist es unmöglich, eine größere Anzahl von Tieren in Dienst zu stellen, will man die Expedition nicht den unangenehmsten Hemmnissen und Hindernissen aussetzen. Eine Kriegführung gegen die Eingeborenen im Schutzgebiet verspricht schon aus diesem Grunde wenig Erfolg außer in der kühlen trocknen Jahreszeit, besonders wenn es sich um einen Gegner handelt, dessen Gewandtheit und Schnelligkeit ihm eine erhöhte Bedeutung sichern.

An die kurze Zeit, welche der Truppe nach ihrer Ankunft in Windhoek zur Erholung gegönnt war, werden die Storehalter wohl noch lange mit stiller Freude zurückdenken. Von früh bis spät herrschte sowohl bei Nitzsche wie in dem ruinenartigen Gemäuer des eben im Entstehen begriffenen Hauses von Schmerenbeck ein vergnügtes, lärmendes Leben, und da die Leute unterwegs kaum in der Lage gewesen waren, Ausgaben irgendwelcher Art zu machen, so benutzten sie umsomehr die sich in Windhoek bietende Gelegenheit. Am Nachmittage des Einzuges betrug die Einnahme des Nitzscheschen Stores allein 1400 M., und viel geringer wird sie auch in den nächsten Tagen nicht gewesen sein. Die Leute hatten eben weit mehr Geld zur Verfügung, als ihnen in der Heimat je durch die Hände gegangen war. Von der Verpflegung und Löhnung der alten Truppe war bereits die Rede, und die neue war in dieser Hinsicht ebenso gestellt.

Lange sollte indessen die Zeit der Ruhe nicht währen. Etwa eine Woche nach dem Einzuge verbreitete Fama, diesmal in Gestalt des dicken Proviant- und Postmeisters, die Nachricht, daß die Truppe am Abend zu einem mehrtägigen Übungsmarsch ausrücke. Den Eingeweihteren wurde Mitteilung darüber, um was es sich handle, und begreiflicherweise wurde der Abend mit großer Spannung erwartet.

Nach einer bis zur letzten Minute ausgedehnten Abschiedsfeier im Kommissariat begleiteten wir die beiden uns Verlassenden, Leutnant Schwabe und Dr. Richter, zur Festung. Die zwei Kompagnien, 180 Mann stark, standen bereits marschfertig. Unter dem üblichen Gelärm wurden die Proviant- und Munitionswagen bespannt, dann erklang die Trompete, die Unteroffiziere und die eingeborenen Begleiter bestiegen die Pferde, ein Händedruck und ein kräftiges „Auf frohes Wiedersehen!“ und der lange Zug setzte sich in Bewegung. Noch zehn Minuten, und die im Mondlicht blinkenden Gewehre verschwanden zwischen den Büschen des Thales, und leise begann das Rollen der schweren Wagen in der Ferne zu vertönen. Wir stiegen wieder in unsere vereinsamte Halle hinab, aber unsere Gedanken weilten draußen in den fernen Bergen, deren Wände in kurzem zum ersten Male von dem Feuer der deutschen Gewehre widerhallen sollten.

Die nun folgenden Tage vergingen den meisten Bewohnern von Windhoek schnell in dem Gefühle gespannter Erwartung. Da einige Zeit jede Nachricht von der Truppe ausblieb und der Mehrzahl der Leute nicht einmal bekannt war, wohin sie sich gewandt, blieb der lebhaft arbeitenden Einbildungskraft erregter Köpfe hinreichender

Spielraum, ihre Erfindungsgabe zu bethätigen. Eines Morgens versicherten einige Ansiedler mit unwiderlegbarer Bestimmtheit, sie hätten während der Nacht von der Gegend der Awasberge her lebhaftes Gewehrfeuer vernommen. Kaum war dies in Groß-Windhoek bekannt geworden, so wollte auch einer der nächtlichen Posten das Schießen gehört haben. Übrigens ist diese Täuschung, denn als solche stellte sich das Ganze bereits am Nachmittage heraus, keineswegs mit den bewundernswerten Leistungen französischer Erfindungsgabe während unseres großen Krieges auf eine Stufe zu stellen, da ihm wohl eine allerdings sehr unkriegerische Thatsache zu Grunde liegt. Wenn im Beginn und gegen das Ende der trockenen Jahreszeit die Sonne bei Tage die zahllosen großen und kleinen Felsblöcke des Gebirges bescheint, so erhitzt sie diese während einiger Stunden in so hohem Grade, daß es schwer ist, die Hand länger als ein paar Sekunden auf einen derartigen Stein zu halten. In der Nacht aber ist in dieser Jahreszeit die Entwärmung durch die Ausstrahlung bereits so bedeutend, daß die oberen Schichten des Gesteins sich oft binnen weniger als zwölf Stunden von der Temperatur einer Ofenplatte zu derjenigen eines Eisblockes abkühlen können. Diese furchtbaren Gegensätze wirken auf die verschiedenen Bestandteile des Gesteins und unter Umständen auf die in feinen Rissen und Höhlungen aufgespeicherte Feuchtigkeit dermaßen ein, daß dasselbe häufig mit dumpfem, einem fernen Schusse nicht unähnlichen Tone springt. So mag die in diesen ersten, klaren Nächten des April besonders thätige Arbeit der Natur den erregten Sinnen eines Schlaflosen thatsächlich etwas vorgespiegelt

haben, was sich in seinem und seiner Genossen Geiste nur als ein fernes „Nachtgefecht mit Verfolgten“ auslegen ließ.

Endlich, es war wohl eine Woche seit dem Ausmarsch der Truppe verstrichen, erschien ein Bote, der zur sofortigen Weitersendung jene amtliche Depesche brachte, deren erstes Bekanntwerden in den kolonialen Kreisen Deutschlands so großen Jubel erregte. In Windhoek hatte sie solchen im höchsten Grade zur Folge, und nur Duft, der unmittelbar vor seiner Abreise nach dem Süden stand, äußerte in großer Erregung: „Sie freuen sich ohne Grund, meine Herren. Von jetzt ab ist es mit der Sicherheit im Lande vorbei, denn geschlagen sind Eingeborene wie die Witboois nur für den Augenblick!“ Wohl hielten wir diese Worte damals für eine sehr schwarzseherische Äußerung, allein schon die nächste Zukunft hat gezeigt, wie sehr Duft, der die Eingeborenen ganz Südafrikas durch mehrjährigen Aufenthalt in den verschiedensten Gebieten genau kannte, mit seiner hier geäußerten Ansicht recht behalten sollte.

Das Gefecht, über das wir genaue Einzelheiten erst nach der Rückkehr unserer Soldaten erfuhren, hatte bereits am 12. April stattgefunden. Die Truppe war nach angestrengtem, dreitägigem Marsche vor Hoornkrans angelangt. Als man das flache Thal, in dem das von einer ein Meter hohen Mauer umgebene Dorf lag, erreicht hatte, graute bereits der Morgen, und es war keine Zeit mehr, den Ort zu umstellen. So blieb leider ein aus diesem in das Gebirge führender Weg völlig unbesetzt, so daß die Mehrzahl der Gegner dem auf ein Signal eröffneten

Feuer zu entrinnen vermochte. Andernfalls würde es wohl gelungen sein, den anwesenden Teil des Witbooi-Stammes gänzlich zu vernichten, denn die Wirkung der vierzehn- bis fünfzehntausend Kleinkalibergeschosse, welche im Laufe einer halben Stunde in den Ort hinein gejagt wurden, war eine außerordentliche. Eiserne Gefäße waren zersprengt, ein Ochsenwagen wies in seinem eisenharten Holze Dutzende von Löchern auf, und in der Kirchenmauer fand sich ein Loch, wie wenn eine Kanonenkugel in dieselbe geschlagen wäre. Trotz der Schnelligkeit, mit welcher der Überfall erfolgte, fand eine Anzahl Hottentotten Zeit zur Gegenwehr, so daß auf deutscher Seite vier schwere Verwundungen vorkamen, von denen die eine noch an demselben Tage tödlich verlief. Die Verluste der Hottentotten beliefen sich auf rund zwanzig Tote, zu denen noch ungefähr ebenso viel gefallene Bergdamaras kamen.

Man hat den Führern der Truppe in einzelnen Blättern Vorwürfe gemacht, weil bei dieser Gelegenheit auch eine Anzahl Frauen und Kinder getötet und verwundet wurden. Gegen diesen Vorwurf sind dieselben entschieden in Schutz zu nehmen. Es ist ihnen dies im Lande selbst von keiner Seite irgendwie übel ausgelegt worden, und wenn die englischen Kapzeitungen wegen der angeblichen Grausamkeit der deutschen Soldaten Lärm geschlagen haben, so weiß jeder Afrikaner, was er von solch heuchlerischem Gethue zu halten hat. Was wir bedauerten, war nicht der Tod von Frauen und Kindern, der bei einer solchen Gelegenheit nicht zu vermeiden war, sondern die geringe Zahl der gefallenen Männer, unter denen sich keine Persönlichkeit von Bedeutung und keiner der „Groot-

männer" befand. Die sittliche Berechtigung eines Überfalls, wenn dessen Gelingen nach menschlicher Berechnung keinem Zweifel mehr unterliegen kann, einem gefährlichen und verschlagenen Feinde gegenüber haben in meiner Gegenwart selbst verständige Engländer wie mein Freund F. Tew unumwunden zugestanden.

Die ehemalige Mannschaft, deren Angehörige bereits in Groß- und Klein-Windhoek als Ansiedler und Handwerker sich niedergelassen hatten, ließ es sich nicht nehmen, ihren jüngeren Kameraden eine Ehrenpforte vor der Festung zu errichten; in der Kaserne waren einige Sachverständige mit der Herstellung der Stoffe zu einem großen Feuerwerk beschäftigt, und in den Stores rüstete man sich, einem Ansturm von zweihundert überdürsteten Soldaten erfolgreich widerstehen zu können. Am Abend vor dem Einzuge leuchteten von den Awasbergen die Lagerfeuer unserer kleinen Armee herüber, während die von dort aus deutlich sichtbare Feste abwechselnd in rotem und grünem Licht und in dem blauen Scheine der Leuchtkugeln erglänzte. Am folgenden Morgen war alles auf den Beinen, die Einziehenden zu begrüßen, deren Herankommen riesige Staubwolken über dem dunkeln Grün der welligen Ebene ankündigten. Bald darauf verkündigten Trommelwirbel und der Klang der Hörner die Ankunft der Krieger, welche trotz Anstrengungen, Staub und Hitze nichts weniger als ermattet aussahen. Etwa hundert gefangene Frauen und Kinder beschlossen den Zug, in dem einige Wagen vierzig unbrauchbar gewordene Gewehre aller möglichen Gattungen, einige Zentner Pulver und Blei, sowie eine Menge zur Herstellung von Patronen dienender Gegenstände mit-

führten, den wichtigsten Teil der im übrigen durchaus minderwertigen Beute.

Während oben lauter Jubel herrschte, fuhr auf dem unteren Wege still und vorsichtig der Wagenzug entlang, der die Verwundeten trug. Es war eine nicht geringe Zahl, denn außer unsern drei Schwerverwundeten hatte man all die verwundeten Frauen und Kinder mitgenommen, von denen sich irgend erwarten ließ, daß sie die Beförderung nach Windhoek würden ertragen können. Die Kranken wurden in zwei großen, luftigen Zelten im Schatten einer der das Kommissariat umgebenden Baumgruppen untergebracht, eine sehr einfache, aber in diesem gesunden Klima durchaus unschädliche Art der Barackenlagerung.

Die Wunden, die ich hier zu sehen bekommen habe, rührten zum größten Teil von dem kleinen Geschoß unseres jetzigen Militärgewehrs her. Dieselben lieferten den Beweis, daß es übereilt ist, alle durch diese Waffe herbeigeführten Verletzungen für leichter heilbar zu halten, als die durch die alte Bleikugel hervorgerufenen Wunden. Neben Schußkanälen, welche durchaus dem günstigen Bilde entsprachen, das man sich in ärztlichen Kreisen bei der Einführung des Modells 88 von den Folgen seiner Anwendung machte, sah ich durch bloße Streifschüsse verursachte Zerstörungen, die man einem Granatsplitter hätte zuschreiben können.

Man kann sich denken, daß es reichliche Arbeit für den Arzt und seine Gehilfen gab. Leider waren auf medizinischem Gebiet nur sehr unzureichende Vorkehrungen für einen Kriegszustand getroffen. Der größte Teil der

Richterschen Apotheke befand sich an der Küste. Von Chloroform fand sich nur ein Fläschchen vor, welches kaum für zwei Operationen ausreichende Flüssigkeit enthielt. Einzelne Teile Verbandzeug mußten aus der Privatapotheke Assessor Köhlers entliehen werden, und um Stärkungsmittel für die Verwundeten zu beschaffen, wurde eine Anzahl Kisten mit Wein durch Requisition zusammengebracht, nachdem man versäumt hatte, rechtzeitig einen genügenden Vorrat in den Stores einzukaufen.

Dr. Richter, den wir übrigens jetzt als tüchtigen Chirurgen kennen lernten, half sich, so gut es eben gehen wollte. Doch trotz angestrengtester Thätigkeit würde er kaum erreicht haben, was er anstrebte, wäre er nicht in seinen ärztlichen Bemühungen durch die wunderbare Heilwirkung unseres herrlichen afrikanischen Höhenklimas unterstützt worden. Ähnlich wie man es auch in anderen Hochländern dieses Erdteils, zum Beispiel in Abessinien, beobachtet hat, übte die Reinheit und der stärkende Einfluß der freien Luft eine die Genesung unmittelbar fördernde Wirkung aus. Sogar der eine unserer schwerverwundeten Soldaten, der infolge eines Schusses durch die Brust eine Verletzung der oberen Lungenteile davongetragen hatte, war nach sechs Wochen soweit geheilt, daß er kleine Spaziergänge am Stocke unternehmen konnte.

Indessen verliefen nicht alle Fälle so günstig. Ein Reiter mit einem Schusse durch das Bein lag so schwer darnieder, daß der Arzt eine Amputation auszuführen beschloß. Da der Lazarettgehilfen zu wenige waren, wurden Köhler und ich zur Hilfsleistung zugezogen. Trotz des guten Gelingens der Operation war die Schwäche des Mannes

bereits zu weit fortgeschritten, und er starb einige Tage darauf.

In derselben Zeit wurde einem schwerverletzten Mädchen ein Bein abgenommen. Bei dieser Amputation hatte ich Gelegenheit, die Nervenstärke der Eingeborenen zu bewundern. Die Kranke, eine Hottentottin von etwa fünfzehn Jahren, wurde von mir mit dem letzten Restchen Chloroform eingeschläfert, das sich in der erwähnten Flasche befand. Lange bevor die blutige Arbeit des Arztes ihr Ende erreicht hatte, fühlten wir eine zuckende Bewegung ihres Körpers, und als ich die Maske abhob, sah ich, daß das Kind völlig erwacht war. So lag dasselbe noch zwei volle Stunden, ohne daß ein Laut des Schmerzes über seine Lippen kam. In der That, ich glaube, mancher Soldat würde nicht halb so standhaft ausharren, wie wir es damals selbst von kleinen Kindern gesehen haben. Allerdings war diese körperliche Standhaftigkeit auch das einzige Bewundernswerte an den eingeborenen Gefangenen. In anderer Hinsicht war ihr Benehmen kaum geeignet, besonderes Mitgefühl zu erwecken. Bald nach ihrer Ankunft in Windhoek hockte die Gesellschaft schwatzend und lachend beisammen, und ihr Benehmen war keineswegs geeignet, den Eindruck hervorzurufen, als fühlten sie sich in ihrem Volksbewußtsein verletzt oder als empfänden sie Trauer um ihre gefallenen Männer, Väter und Brüder. Nur eine, die Tochter Hendriks, zeigte etwas von dem Stolze ihres Vaters, als sie äußerte: „Beeilt Euch, wieder auf die großen Schiffe zu gehen, auf denen ihr über das Meer gefahren seid, denn in kurzer Zeit wird mein Vater kommen und alle weißen Männer aus dem Lande jagen."

Noch häßlicher aber, als die Gleichgiltigkeit, welche ihre Seelen gegenüber dem traurigen Geschick ihres Stammes erfüllte, erschien die unnatürliche Gier, mit der sich diese Frauen und Mädchen trotz der guten und reichlichen Beköstigung des Anteiles der schwächsten unter ihnen, der kleinen Kinder, bemächtigten. Erst durch das entsetzliche Abmagern der hilflosen kleinen Geschöpfe wurde die Mannschaft auf diese Vorgänge aufmerksam gemacht, und von dieser Zeit an durfte die ganze Gesellschaft nur unter Aufsicht essen. Einen beinahe komischen Anblick gewährten von nun ab die Mahlzeiten, bei denen hinter jeder Gruppe von ausgehungerten Kleinen einer unserer strammen Krieger stand, der dieselben trotz dem besten Kindermädchen gegen die Diebsgelüste ihrer älteren Verwandten schützte. Ich muß gestehen, so viel Achtung uns das Auftreten der Witbooi's während des Krieges abnötigte, ein würdeloseres Benehmen als das ihrer weiblichen Angehörigen war kaum denkbar.

An einem schönen Herbstmorgen wurde unser Toter mit allen militärischen Ehren bestattet. Von Okahandja war Missionar Viehe durch einen reitenden Boten herübergerufen, und mit ihm und der gesamten Truppe folgten dem Sarge alle Beamten und männlichen Ansiedler des Ortes. Wunderlich nahm es sich aus, das unbeholfene, von acht Ochsen gezogene Gefährt, das heute statt der gewohnten schweren eine leichte und doch so langsam gezogene Last trug. Und erstaunt schauten die dunkelhäutigen Kinder der Steppe auf den Zug, der unter den gedämpften Wirbeln der Trommeln feierlich dahinzog bis zu dem Platze, wo am Fuße einsamer Hügel der kleine Kirchhof

Gefangene bei der Arbeit.

von Windhoek liegt. Es folgt die Rede des Geistlichen, das übliche Gebet und der Segen, dann tritt das zum Feuern bestimmte Kommando an, und die drei Ehrensalven krachen über das Grab hin und hallen hundertfach zurück von den mit fremdartigen Pflanzen überzogenen Felsen. Zuletzt treten die zweihundert Kameraden des Gefallenen an die offene Gruft, und Scholle um Scholle, von Freundeshand geworfen, poltert hernieder auf den einfachen Sarg. Tief ergriffen wirft jeder noch einen Blick nach der Stelle, wo vorläufig nur ein Berg von Kränzen und Palmzweigen an die ernste Feier erinnert. Und diesmal ist es nicht nur jene Stimmung, die sich bei solchen Gelegenheiten auch in der Heimat eines jeden bemächtigt. Mehr noch sind es die Gedanken an die Zukunft, die den Sinn der Leute gefangen nehmen, und still ziehen all die jungen Soldaten, die sich zu anderer Zeit nicht viel um den Tod kümmern, nach Hause. Weiß doch keiner von ihnen, ob nicht auch er, wie so mancher seiner Kameraden, schweren Leiden im Kriegslazarett entgegengeht, oder ob nicht in wenigen Wochen sich auch für ihn ein gleiches Grab öffnen wird. Und noch oft schweift unser Denken zurück zu dem vereinsamten Hügel, der sich in einigen Tagen in dem stillen Winkel erheben wird, und zu einem anderen, der in weiter Ferne in den wilden Thälern des Gamsberges liegt und unter dem der erste Deutsche, der im Kampfe für die Herrschaft seines Volkes in diesem Lande sein Leben verloren, den langen Schlaf schläft. Die beiden Erdhaufen sind mit dem, was sie bergen, der wertvollste Besitz, den das Reich hier augenblicklich sein eigen nennen kann. Und das ist kein Spiel mit Worten und keine tönende Rede, nein, es

ist eine klare und sichere Thatsache, daß wir jetzt erst in den Augen der Eingeborenen aller Stämme ein wirkliches Recht auf dauernde Macht über einen Teil der Kolonie erworben haben. Oft war in der letzten Zeit die wilde und doch große Auffassung dieser Naturkinder uns entgegengetreten, wenn sie äußerten: „Mit welchem Rechte bleiben die Deutschen im Lande, wo doch kein deutsches Blut für den Besitz desselben geflossen ist?“ Wunderbar; daß man im neunzehnten Jahrhundert Länder auf dem Papiere erwirbt und für Papiere weitergiebt, dafür hatten diese merkwürdigen Völker kein Verständnis! Und darin sollten wir trotz der befrackten und bebrillten Friedensengel europäischer Kongresse von ihnen lernen. Es ist, weiß Gott, an der Zeit, daß die diplomatische Federfuchserei in kolonialen Dingen bei uns aufhöre, damit wir nicht in die Krämerpolitik englischer Staatslenker geraten. Uns, die wir an den Gräbern und Krankenlagern unserer Soldaten da draußen gestanden haben, überläuft es heiß bei dem Gedanken, daß staubige Aktenweisheit und schnöde Gewinnsucht*) auch mit den endlichen Erfolgen dieses Krieges einmal zu spielen versuchen könne. Aber es soll ihnen nicht gelingen, dafür bürgt bei allen, die drüben mit verkehrten Ideen und europäischen Vorurteilen nicht viel Federlesens gemacht haben, die Erinnerung an die einfachen Holzkreuze in den Bergen, um die das Raubtier schleicht und der nächtliche Sturm heult, die aber doch

*) Neuerdings meldeten die Blätter, daß die South West Africa Company, die noch nichts für das Land gethan hat, ihre Aktien auf den Markt bringe, und warnten gleichzeitig vor dem Ankauf dieser Papiere der Gründer.

tausendmal mehr wert sind, als manches marmorne Denkmal in wohlgepflegten Anlagen.

Die Zeiten waren nicht dazu angethan, die Lage rosig erscheinen zu lassen. Bald zeigte sich, daß der Reichskanzler, als er mit der Absicht, den Krieg zu beginnen, die Verstärkung der Schutztruppe anordnete, die Hottentotten ganz gewaltig unterschätzt hatte. Das waren keine ungeübten Scharen von Wilden, sondern ihr Vorgehen nach dem Gefecht von Hoornkrans lieferte den Beweis, daß allgemach ein ganz bestimmter Plan des Widerstandes sich herausbildete, der viel weniger auf Gefechte mit der Hauptmacht der Truppe, als auf eine Lahmlegung derselben und auf die Unterbindung des Verkehrs mit der Küste hinauslief. Schon am Tage nach dem Einzuge der von Hendriks Platze zurückkehrenden Soldaten traf die Hiobspost ein, daß vierzig bis fünfzig der Regierung gehörige Pferde von Arredarreigas, einem hoch in den Awasbergen gelegenen Gesundheitsposten, von den Witboois geraubt seien. Mußte dies schon als ein recht peinlicher Vorfall bezeichnet werden, so traf einige Zeit darauf eine Nachricht ein, die einen weit größeren Schaden meldete. Auf Gannab, einem Weidefelde in der Nähe des unteren Kuiseb, befanden sich 110 Pferde, Eigentum des seit kurzer Zeit in Windhoek ansässigen Händlers Schmerenbeck, welche die Truppenverwaltung zu kaufen beabsichtigte. Ehe jedoch Anstalten getroffen werden konnten, die Tiere nach Windhoek zu bringen, wo noch die Pferdekrankheit herrschte, erschien ein kleines Kommando feindlicher Hottentotten und nahm die Pferde, die nur von einigen Eingeborenen bewacht waren, mit sich. Das war ein böses Ereignis, und man braucht kaum südafrikanische

Zustände und Landschaften zu kennen, um sich zu sagen, daß ein gewandtes und kriegerisches Reitervolk nur von einer gut berittenen Truppe bekämpft werden könne. Eine solche aber nun noch ins Feld zu stellen, war nicht mehr möglich; denn die Zahl der brauchbaren Reitpferde betrug höchstens fünfzig, und so waren die Mannschaften auf die höchst langweilige Wagenbeförderung und unter Umständen auf noch schwierigere Fußmärsche angewiesen. An eine Verfolgung des flüchtigen Feindes aber war vollends nicht zu denken. Bitter genug war die Stimmung, die dies Bewußtsein unter den Leuten hervorrief, und sie machte sich bisweilen in derben Kalauern Luft, deren bester die Frage nach dem Unterschiede zwischen einem deutschen Feldartilleristen und einem Manne der Truppe war. (Antwort: bei der Artillerie reiten die Fahrer, bei der Truppe fahren die Reiter.)

Gleichzeitig hatten sich die Witboois wieder in den Schluchten des Gamsgebirges jenseits Hoornkrans festgesetzt, und einige Zeit nach einem Erkundungszuge einer berittenen, von Schwabe und v. Bülow geführten Patrouille hielt Hauptmann v. François es für nötig, den Gegnern noch einmal auf den Pelz zu rücken. Mitte Mai verließ der größte Teil der Besatzung Groß-Windhoek und marschierte über Rehoboth bis zum Roten Berge bei Hoornkrans. Bei diesem Zuge kam es indessen nicht, wie ursprünglich beabsichtigt gewesen war, zu einem wirklichen Kampfe. Vielmehr verließ die Truppe nach einigen Tagen den Platz, ohne zum Angriff geschritten zu sein; nur ein kleines Vorpostengefecht hatte stattgefunden, bei dem auf unserer Seite ein Verlust von einem Toten und drei

glücklicherweise nicht schwer Verwundeten zu verzeichnen war. Während der Abwesenheit der Truppe war ein Eilbrief in Geheimschrift eingelaufen, der uns die bevorstehende Ankunft der „Arkona“ an der Küste meldete. Das Schiff brachte zwei Feldgeschütze und reichlichen Schießbedarf für diese mit und sollte sie an der Swakobmündung oder in Walfischbai an Land setzen. Jetzt war guter Rat teuer. Wie sollte die eilige Depesche dem Führer des kleinen Heeres überbracht werden, da wir weder gute Pferde hatten noch unter der zurückgebliebenen Besatzung einen geübten und gleichzeitig mit dem Lande vertrauten Reiter kannten? Endlich wurde ein Ausweg gefunden. Jener früher erwähnte ehemalige Gefreite Johr, der sich nicht allein durch sein Maulwerk, sondern auch durch einen gewissen Schneid und große Gewandtheit auszeichnete, wurde zu uns bestellt. Zwar forderte er in Anbetracht der Gefahren, denen er entgegenging, hundert Mark für den Ritt, aber diese wurden ihm anstandslos bewilligt. Währenddessen setzte ich die Depesche in zwei Nummern in griechischer Schrift auf, in der Annahme, daß selbst ein mißgünstiger Engländer außer stande sei, dies den Hottentotten zu übersetzen, und versah zum Überfluß die einzelnen Worte mit den rätselhaftesten Accenten, die das Grauen jedes braven Philologen hervorgerufen haben würden. Während nun unser Bote das eine Papier in sein Hosenfutter einnähte und das andere im Rocke verbarg — selbstverständlich kannte er nicht den Inhalt des Schreibens — handelte v. Bülow vor der Thüre ein gutes Pferd ein, welches sein Eigentümer nicht unter fünfhundert Mark hergab. Billig kam also die Beförderung der De-

pesche nicht zu stehen, zumal da der Reiter die Truppe noch in der Nähe von Rehoboth, kaum 150 Kilometer von Windhoek entfernt, antraf.

Ehe Hauptmann von François auf diesem zweiten Zuge umkehrte, ließ er einen Anbau an der Ruine der Kirche von Hoornkrans errichten und legte etwa dreißig Mann hinein, um das umliegende Land zu beobachten. In dieser kleinen Festung haben die Leute sechs Wochen ausgeharrt; sie haben gezeigt, daß ein deutscher Soldat auch bei mangelhafter Verpflegung und unter den schwierigsten Verhältnissen den Humor nicht verliert, ja einige von ihnen haben durch vorsichtig ausgeführte Streifereien bis in die Nähe des Feindes dargethan, daß auch europäische Mannschaften mit der Zeit den Guerillakrieg dieser Länder zu erlernen vermögen. Eine mir von einem dieser Leute übergebene Schilderung der ersten Zeit in den öden Trümmern zeichnet sich nicht allein durch die erfrischende Natürlichkeit der Darstellung aus, sondern sie zeigt auch, wie bisweilen kleine Schießereien in diesem Kriege durchaus an die Vorpostenkämpfe zivilisierter Truppen erinnerten. Ich lasse deshalb das Schreiben des Betreffenden ohne andere als grammatikalische Änderungen folgen:

„Ein andermal rückte Hauptmann von François nach Hoornkrans, um den Hottentottenhäuptling Witbooi zu vernichten, aber vergebens. Als wir da ankamen, war alles verschwunden. Als am 20. Mai, früh 6 Uhr, die Truppe Hoornkrans verließ, blieben drei Unteroffiziere und 24 Mann zur Besatzung von Hoornkrans da. Der Auftrag war folgender: den Platz freizuhalten und alle sich uns nähernden feindlichen Truppen niederzuschießen.

„Wir lagen ungefähr zwei bis drei Stunden regungslos in der Feste, als Herr Sergeant Pohl zu mir kam und sagte: „N., passen Sie gut auf, da kommt ein Reiter.“ Ich sah nach dem nach Westen zu liegenden Flußbett, wo ich drei Reiter sah, eine Freude für mich und meine Kameraden. Wir richteten unsere Gewehre auf die Reiter; indem kamen noch zwei Kameraden zu mir, die wutentbrannt die Feindlichen erwarteten, welche ganz gemütlich und frohen Mutes auf uns zu geritten kamen. Ein alter Graubart, welcher diese Reiter führte, zeigte auf den neugebauten Vorbau und Kraal und sprach mit den Anderen. Als die ersten Reiter auf 50 Meter heran waren, sah ich auf 300 Meter weiter links noch drei Reiter. Nun waren die ersten bis auf 20 Meter heran. Indem sagte einer meiner Kameraden: „Du, jetzt nehmen wir das Fünfundzwanzigmeter-Visier.“ Es war morgens gegen zehn Uhr. Wir erhoben uns und schossen. Der erste Schuß traf den alten Graubart und Pferd. Indem sprangen die Anderen von den Pferden und ergriffen die Flucht, kamen aber nicht weit, sondern wurden von unseren blauen Bohnen niedergerissen. Nur einer kam schwerverwundet davon. Als wir die Reiter erschossen hatten, feuerten wir auf die Pferde, um in den Besitz der Gewehre zu kommen. Ich ging mit einem meiner Kameraden nach dem Flußbett, um den dort liegenden Toten die Gewehre und Patronen abzunehmen, als plötzlich mein Kamerad mir zurief: „Du, da liegt ein Kerl, der schießt auf Dich!“ Ich sah mich um und sah da ein Luder liegen; er hatte trotz seiner Verwundung das Gewehr hoch. Mein teurer Kamerad S. stieß dem Schurken die Gewehrmündung in

den Rachen und riß ihm mehrere Zähne aus. Dann gingen wir nach den Klippen, um die Gewehre und Patronen von den Pferden zu holen. Wir fanden noch Einen halb lebend, er hatte einen Schuß durch den Kopf und Blut und Gehirn lief ihm über das Gesicht. Wir erbeuteten 5 Gewehre, 26 Patronen, 2 Patronengürtel, 4 Sättel und 2 Hüte, auch 5 prachtvolle Pferde mußten ihr Leben büßen. Nachdem kehrten wir in die Feste zurück und besahen uns unsere Beute. Zwei Gewehre waren noch geladen. Vor Freude über unsere Beute wurde eine Flagge unweit der Feste auf einem vertrockneten Baum aufgesteckt. Bemerken will ich noch, daß der alte Graubart an der linken Hand nur vier Finger hatte; es wurde uns nachträglich gesagt, daß er der Beschlagschmied der Hottentottenbande wäre. Nach dem Gefecht begaben wir uns an das Mittagkochen, es war gegen ein Uhr. Herr Sergeant Pohl ging mit sechs Mann ungefähr 400 Meter von der Feste weg, um eine Schanze, welche die erste Kompagnie gebaut hatte, einzureißen. Alle kamen glücklich hin und vollbrachten die Arbeit. Bei der Rückkehr bekamen die Leute auf eine Entfernung von 800—1000 Meter eine Salve, danach heftiges Schnellfeuer, wobei mein teurer Freund und Kamerad Hans Fischer schwer verwundet wurde. Fischer rief Herrn Sergeant Pohl zu: „Ich bin getroffen." Sergeant Pohl fragte ihn, ob er noch laufen könne. Fischer rief: „Ja", fiel aber nach drei Schritten zu Boden. Lazarettgehilfe Unteroffizier Löschke ging mit vier Mann aus der Feste während des heftigen Kugelregens und holte den armen Fischer. Es wurde zur ärztlichen Behandlung vorgeschritten, während die anderen ein heftiges Schnellfeuer

auf die Feindlichen eröffneten, welche, nachdem zwei Salven abgegeben wurden, die Flucht ergriffen. Gegen Abend um fünf Uhr wollte Reiter Schicke zwei Pferde, welche von der Truppe zurückgelassen waren, einfangen, um die Nachricht Herrn Hauptmann von François zu überbringen. Sein Vorhaben gelang ihm nicht, er wurde, als er die Feste verließ, von feindlichen Kugeln begrüßt und mußte sich zurückziehen.

„Am nächsten Tage, dem 21. Mai, erwarteten wir einen Angriff, aber leider hatten sie sich die Nase verbrannt. Am 23. Mai nachmittags um zwei Uhr schickte Herr Sergeant Pohl zwei unserer Kameraden, Reiter Schicke und Kirschner, welche sich freiwillig meldeten, nach Rehoboth mit Meldung, welche die Bastards nach Windhoek befördern sollten, um den kranken Fischer von Hoornkrans abzuholen. Eine Patrouille von sechs Mann begleitete die beiden Leute eine halbe Stunde des Weges und kam nachdem zurück in der Hoffnung, die beiden Kameraden würden ihre Meldung glücklich überbringen, welches ihnen auch gelang. An demselben Tage holten wir Wasser, welches wir reichlich bekommen konnten. Am 24. Mai morgens gegen 8 Uhr, als wir beim Verbinden des kranken Fischer waren, sausten plötzlich einige Schüsse über die Feste hinweg. Alles sprang an die Gewehre und besetzte die in der Festung nach allen Richtungen befindlichen Schießscharten. Es wurde von feindlicher Seite aus viel geschossen, was uns viel Vergnügen machte. Wir vernahmen auch, daß mit unserm Gewehr, welches die Bande von unserm Kameraden, Reiter Meier, erobert hatte, viel geschossen wurde. Es waren acht bis zehn Mann. Ein

Zufallstreffer zerschmetterte die Stange, an welcher die Flagge befestigt war. Die Flagge fiel herunter, und ein lautes Hurrahrufen wurde vernommen.*) Wir erwiderten ihr Feuer durch ein paar Schuß, worauf sie bald davoneilten. Wir begaben uns wieder zu Fischer, um diesem den Verband anzulegen."

Die beiden Boten, von denen der Verfasser der vorstehenden Schilderung berichtet, hatten Rehoboth glücklich erreicht, und von dort war ihre Meldung an das Kommando weiter befördert worden. Leutnant v. François sandte, da sein Bruder zur Empfangnahme der Geschütze nach der Küste gereist war, eine Abteilung von 24 Mann unter der Führung des Feldwebels Hesse und eine Anzahl Bastards unter Hans Diergaard mit einem Wagen über Rehoboth nach Hoornkrans, um den Verwundeten abzuholen. Eine Woche verging ohne Nachricht, da traf am Morgen des 2. Juni ein Bastard, Nikolaus van Wyk, mit Briefen aus Rehoboth ein, die höchst unangenehme Ereignisse meldeten. Die Abteilung hatte zwar Hoornkrans glücklich erreicht und mit dem Verwundeten den Rückweg angetreten. Da, im ersten Nachtlager, welches die Leute bezogen hatten, wurden sie plötzlich beschossen. Und nun entspann sich ein Nachtgefecht von längerer Dauer, welches leicht unglücklich für unsere Soldaten hätte enden können. Der Führer hatte vollständig den Kopf verloren und sich gedrückt, und im Beginn des

*) Hier vergißt der Schreiber zu erzählen, daß unsere Soldaten während des Hurrahs der Witbooi's einen der eroberten weißen Hüte auf einer Stange über der Mauer aufrichteten, worauf die Gegner ihr höhnisches Rufen sofort einstellten. Das Ganze war ein gegenseitiges Anulken, wie man es in einem Kriege mit „Halbwilden" in der Regel nicht erwartet.

Feuergefechts herrschte deshalb eine ziemlich arge Verwirrung. Ein Glück, daß die Dunkelheit auch den Feind am Zielen hinderte, denn sonst wäre die Sache nicht ohne schwere Verluste auf deutscher Seite abgelaufen. Trotz der Finsternis und der Entfernung der Hottentotten — dieselbe wurde von verschiedenen Leuten auf 800 Meter geschätzt — schlug Kugel auf Kugel in der Nähe der Lagerfeuer ein, und die Kochgeschirre, die an das glimmende Holz gestellt waren, wurden fast alle mehrfach durchlöchert.

So verging die Nacht den Soldaten ohne Schlaf; gleichwohl war alles zufrieden, denn niemand war verletzt, und man durfte hoffen, in einigen tüchtigen Trecks Rehoboth zu erreichen. Da, während sich der Zug wieder auf dem Marsche befindet, kracht es von neuem, und diesmal sinkt sofort einer der Stangenochsen zusammen. Der Zug ist gehemmt, und nun saust und pfeift es von verschiedenen Seiten heran, und die zahlreichen, in der Nähe des Wagens einschlagenden Kugeln lassen vermuten, daß die schlauen Gegner, wie es bei späteren Gelegenheiten mehrfach geschehen, die Entfernungen vom Hinterhalt bis zur Stelle des Überfalls sorgfältig abgeschritten haben. Wieder versagt das Pflichtgefühl des Feldwebels, doch diesmal macht sich keine Verwirrung geltend, denn die übrige Mannschaft benimmt sich so besonnen und ruhig, als sei sie eine derartig verteufelte Lage gewohnt, und als einer der Unteroffiziere das Kommando übernommen, entwickelt sich wiederum ein Feuergefecht, so regelmäßig, als ob es sich um eine Übung auf dem Schießplatze handle. Und was das heißen will, zeigt am deutlichsten die Überwindung, welche es die Übermüdeten kostet, wach zu bleiben.

So stark wirken die Anstrengungen der vorausgegangenen Tage und der durchkämpften Nacht, daß thatsächlich einzelne während des heftigen Schießens die Augen schließen und zu schlafen beginnen. Aber König, dies ist der Name des wackern Unteroffiziers, und der tapfere Hans Diergaard laufen von einem zum andern, die Ermüdeten aufmunternd und zur Aufmerksamkeit anfeuernd. Da droht eine neue Gefahr, die ernsteste, die einem so erbitterten Gegner gegenüber, der noch dazu über die doppelte Zahl von Schützen verfügt, sicheres Verderben in unmittelbare Nähe rückt. Es beginnt an Munition zu mangeln, und mancher, der sich die endliche Folge eines gänzlichen Verschießens ausmalt, legt eine Patrone beiseite, die letzte Rettung vor den Händen eines Feindes, dessen wilde Rachsucht ihn zu indianischen Grausamkeiten begeistern könnte. Da, gerade zur rechten Zeit, erscheint ein Helfer in der Not. Es ist ein Kommando berittener Bastards, geführt von dem gewandten Nikolaus van Wyk, welche, von Rehoboth durch geflüchtete Bastards von der Begleitung herbeigerufen, zum Entsatze herbeieilen. Hans Diergaard, der die zwei Tage höchst tapfer bei unsern Leuten ausgehalten, macht mit den Reitern einen Umgehungsversuch, der leider mißlingt. Aber die Verstärkung der Deutschen durch eine Reiterabteilung, die ihnen im Guerillakampf ziemlich gewachsen ist, bewegt die Hottentotten zu schleuniger Beendigung des Gefechts und zum Rückzuge nach Westen. Unsere tapferen Soldaten sind gerettet und erreichen bald darauf Rehoboth.

II. Kapitel.

Auf dem Marsche.

Auf die Nachrichten von diesen Ereignissen hin beschloß Leutnant v. François nach kurzer Unterredung mit v. Bülow und Schwabe die schleunige Entsendung eines kleinen Entsatztrupps nach Rehoboth, der sowohl die glücklich Geretteten mit Munition versorgen und mit zurücknehmen als auch den Bastards neue Patronen, an denen es ihnen zu fehlen begann, so schnell wie möglich bringen sollte. Leutnant Schwabe, zum Führer bestimmt, forderte mich auf, ihn zu begleiten, und ich leistete seiner Einladung um so lieber Folge, als ich endlich ein eigenes Pferd besaß.

Zeit war nicht zu verlieren, denn um acht Uhr abends sollte marschiert werden. Mein edler Harakab, dem die Geschichte herzlich wenig zu passen schien, wurde durch einen sanften Rippenstoß ermuntert, seine Pflicht zu thun, d. h. den Koffer zu packen, der in Anbetracht der drei obendrein mit Patronenkisten beladenen Wagen nur von geringem Umfange sein durfte. Endlich hatte er unter

ständigen Ermahnungen zur Eile sein Werk vollendet, aber ehe er das Zimmer verließ, um sein Bündel, enthaltend Fellkaroß und Schlafdecke, zu schnüren, ermannte er sich, und ein Wunsch, der ihm schon lange auf der Zunge lag, kam über seine wulstigen Lippen: „Herr Doktor, wenn ich mit in den Orlog soll, muß ich doch ein Gewehr haben." Da er unter der ständigen Aufsicht der Mannschaft kaum in der Lage war, Dummheiten zu machen, erhielt er meine Büchsflinte und ein Päckchen Kugelpatronen, mit denen er stolz und glücklich abzog, um seine Reisevorbereitungen zu treffen.

Nach dem ein wenig verfrühten Abendessen ging es hinauf zum Leutnant v. François und nach einem kurzen Lebewohl weiter zur Feste, wo wir die Mannschaft bereits vorfanden. Sechsundzwanzig Mann bestiegen nach der Meldung des Sergeanten die Wagen, vier Mann und Koetje (Abkürzung für Nikolaus) van Wyk ritten mit Schwabe und mir voran. Bald verstummte die laute Unterhaltung unter den Zeltdächern der Ochsengefährte, die qualmenden Pfeifen erloschen, und still ging es vorwärts durch die bitterkalte Nacht. Nur einmal ward einige Minuten gehalten, denn an der Lehmkuhle von Windhoek hatten zwei Bastardwagen ausgespannt, deren Führer die Bitte an Schwabe richteten, sie unter unserem Schutze mitreisen zu lassen. Natürlich wurde ihrem Wunsche entsprochen, aber dafür mußten sie sich gefallen lassen, durch die Aufnahme je einiger Soldaten die drei deutschen Wagen zu entlasten. Während des hierdurch verursachten Aufenthalts nahm ich Gelegenheit mich nach meinem dicken Reitermantel umzusehen; der aber war nirgends zu finden.

„Harakab, verfluchter Lümmel, wo ist mein Mantel?“ Aus einem Gewirr von Decken im hinteren Teile des Wagens entwickelt sich die Gestalt meines teuren Dieners, und er antwortet auf meine eindringliche Frage mit der größten Seelenruhe: „In der Schlafstube von Mynheer.“ Mit einem jedenfalls etwas enttäuschten Gesicht, über das der in seinen langen Militärüberzieher behaglich eingehüllte Leutnant vergnüglich lächelt, besteige ich in meinem dünnen Sommeranzuge, den mein biederer Schneider schwerlich für die eisige Kälte einer afrikanischen Winternacht berechnet hat, mein Pferd, und weiter geht es durch den schweigenden Buschwald, hinter dem endlich die Vorhügel der Awasberge, unser Ziel für heute Nacht, in dem blendenden Mondschein auftauchen. Weit vor mir reiten die andern, hinter mir ertönt leise das Rollen der fernen Wagen. Zitternd vor Frost und hörbar mit den Zähnen klappernd, bin ich im Begriff, mir die Herrlichkeit eines Glases Grog auszumalen, das uns im nahen Biwack erwartet. — Da, was ist das? Drüben, an dem ersten der Hügel, der, etwa ein Kilometer seitlich entfernt, rechts neben mir liegt, blitzt es auf, ein heller Schein, der fast in demselben Augenblick wieder verschwindet. Ich halte es für eine durch die Wirkung der Kälte und Müdigkeit und durch das flimmernde Licht des Mondes hervorgerufene Sinnestäuschung, aber da ist die Erscheinung wieder an einer weit von der vorigen entfernten Stelle desselben Hügels. Gleichzeitig mit mir trifft einer von der Wagenmannschaft bei der nicht mehr weit entfernten Spitze ein, um dem Führer zu melden, man habe die Lichtsignale feindlicher Posten bemerkt. Diese Feuerzeichen

bringen sie höchst einfach dadurch hervor, daß sie, um sich gegenseitig auf irgend etwas Verdächtiges aufmerksam zu machen, ein paar schwedische Zündhölzchen im Augenblick des Aufflammens in die Höhe werfen.

Für uns lieferte diese Überraschung einmal den sicheren Beweis, daß der Feind wenigstens seine Beobachtungsposten bis in die nächste Nähe von Windhoek vorschob, sodann aber versetzte sie Schwabe in die unangenehme Notwendigkeit, die Wachen trotz des anstrengenden Tagesdienstes auf dem ganzen Marsche bedeutend zu verstärken. So zogen denn achtzehn von unsern dreißig Leuten auf Wache, und die Doppelposten wurden bis auf 300 Meter an das Lager herangezogen. Wir selbst aber machten es uns gemütlich und weihten den Kessel unserer großen Feldmenage durch einen Rotweinpunsch ein, in dessen Herstellung Schneidewind, Schwabes Bursche, Vorzügliches leistete. Und während das Feuer knisterte und wir in unsere Decken gehüllt saßen und tranken, trat unser Begleiter, einer der kriegs- und landeskundigsten Bastards, auf unsere Aufforderung zu uns und beteiligte sich höflich an der leise geführten Unterhaltung. Und was er sagte, war beherzigenswert, und seine Ratschläge wurden, weil sie trotz aller Bestimmtheit bescheiden vorgebracht waren, von Schwabe gern befolgt. Manches tadelte er an dem, was er sah, aber der Mann hatte recht mit seinen Bemerkungen. „Herr Leutnant", sagte er unter anderem, „Sie haben gute Soldaten, und diese leisten mehr, als die englischen Truppen am Kap. Aber Sie und die Leute müssen sich hier an vielerlei gewöhnen, was Sie im Kriege in Europa vielleicht für unnötig halten dürfen. Dies Land ist aber

nicht Deutschland, dies ist ein Schelmenland, und hier kann man nicht genug Vorsicht anwenden. Ich sehe, daß die Gewehre dort zusammengestellt sind, und das ist nicht richtig. In einem Schelmenlande wie diesem muß man selbst im Frieden sein Gewehr stets bei der Hand haben, im Orlog aber soll der Soldat, der im Lager sitzt und in der einen Hand seinen Becher Kaffee hält, in der andern das geladene Gewehr halten. Und wenn er schlafen geht, so soll er sich nicht niederlegen, ohne sein Gewehr neben sich zu haben. In diesem Land der schlauen Feinde und der Überfälle sollten Sie und alle die Herren, die von Europa herüberkommen, sich doch auch ein wenig nach unseren Erfahrungen richten." Die Folge dieser Worte war, daß sofort und von jetzt ab immer die Gewehr-Pyramiden verschwanden und jeder Mann des Kommandos seine Waffe hübsch bei sich behielt. Und das von rechtswegen, denn lernen kann man auch von einem Afrikaner, und es ist gut, drüben manches von dem zu vergessen, was einem hier mühsam eingetrichtert worden ist. Und was von dem gänzlich unangestellten und unbetitelten Menschen gilt, das soll auch von Offizieren und Beamten gelten. Das hat mancheiner zu seinem Schaden einsehen müssen, der geglaubt, jenseits des Meeres mit starren Formen nnd Formeln Großes erreichen zu können.

Kaum glaubte ich eingeschlafen zu sein, als mich das Aufflackern des neben meinem Lager frisch angefachten Feuers wieder aufweckte. Noch überlegte ich, ob denn der Morgen schon so nahe sein könne, als das von den Bergthälern laut zurückgegebene Trompetensignal die Gewißheit brachte, daß es vorbei sei mit dem köstlichen Schlaf in

freier Luft. Unwillig erhebt man ſich bei ſolcher Gelegenheit, aber nach einem kräftigen Recken der Glieder fühlt man ſich nach der Nachtruhe unter dem kalten, klaren Himmel wie neugeboren, ganz anders, als nach der nächtlichen Gefangenſchaft in den geſchloſſenen Räumen eines Zimmers. Eine Taſſe heißen Kaffees ſtand bereit und vertrieb auch den letzten Reſt von Müdigkeit. Da erklang das Signal zum zweiten Male, und nach einigen Minuten ſtampften die Vorpoſten in ihren grauen Mänteln durch das Gebüſch heran. Noch ſtanden einzelne verblaſſende Sterne am dämmerigen Firmament, als wir bereits langſam an der Spitze dahinritten, denn mit dem Aufbruch wurde auf dem Marſche nicht viel Zeit verloren, weil die Zugochſen des Krieges wegen im Joche ſchlafen mußten. Hinter uns her kam die Mannſchaft in aufgelöſtem Zuge über die den Weg ſeitlich begleitenden Hügel geklettert, denn die Ueberſchreitung des Gebirges war die einzige Leiſtung des heutigen Tages, welche einige Vorſicht erforderte. Aber ſelbſt das ſcharfe Auge unſeres argwöhniſch die rechts und links emporragenden Höhen muſternden Begleiters vermochte nichts Beunruhigendes zu entdecken, und ohne Unterbrechung langten wir nach zwei Stunden auf der Südſeite des Paſſes an. Da die Gefahr eines Ueberfalles in dem immer freier werdenden Gelände nahezu ausgeſchloſſen war, trabten wir ein wenig voraus, um einen Braten für das Mittageſſen zu ergattern. Leider vergebens! Denn für längere Zeit war ein Schakal das einzige Wild, das unſern Weg kreuzte. Koetje, der ſich in den Kopf ſetzte, das bunte Fell zu erlangen, jagte hinter ihm her, und wir konnten dabei die erſtaunliche Gewandtheit dieſer

Naturreiter bewundern, denn das ſind alle eingeborenen Völker des ebenen Südens. In wildem Galopp brachte er ſein Pferd über Klippen und Büſche hinweg in eine Schlucht hinab, vor der mehr als ein geübter Reiter auf gutem Pferde Halt machen würde. Dann war er mitſamt ſeinem Gewehr vom Pferde und lag ſchußbereit hinter einem Felsblock, ehe uns klar geworden, wie er eigentlich heruntergekommen war. Trotzdem war der Schakal noch gewandter, und der Jäger kam in weit weniger ſtolzer Gangart zurückgeritten. Überhaupt verfolgte uns während der ganzen Reiſe, was die Jagd anlangt, ein arges Pech. Kurz bevor wir den Ausſpannplatz von Aris erreichten, ſtürzte ein feiſter Steinbock auf uns zu, wendete und floh über die Straße zehn Schritte vor uns vorüber über einen naheliegenden Felſen. Im Nu krachte Schuß auf Schuß ihm nach, aber kein einziger ſaß. Und nicht genug damit des Unglücks, denn nach zehn Minuten erſchien keuchend eine Schützenkette auf der Höhe des hinter uns liegenden Hügels. Es war unſere geſamte Mannſchaft, die infolge der Schüſſe ſchleunigſt wieder von den Wagen geſprungen war und außer Atem herbeieilte, in der Erwartung, uns im Gefecht mit feindlichen Schützen zu finden. Um ſolche etwas beſchämenden Überraſchungen in Zukunft zu verhindern, wurde von nun an ausdrücklich bekannt gemacht, wenn auch in geringer Entfernung vom Zuge ein Schuß abgegeben werden ſollte.

Da wir nichts geſchoſſen hatten, ſo galt es, ſich mit Geduld in das Unvermeidliche zu fügen, denn die Zubereitung des Ochſen, den Schwabe in für heute einmal erwachter Mordluſt beim Ausſpann durch mehrere Schüſſe umbrachte,

erforderte ein ebenso großes Maß dieser schönen Tugend wie das Verzehren des ganz frischen Fleisches. Gleichwohl denke ich an die Zähigkeit gerade dieses Rindes noch jetzt gern zurück, denn sie vermittelte mir einmal wieder die Erfahrung, wie klein die Welt doch eigentlich ist. Kaum hatte ich mich im Schatten einer Akazie zur wohlverdienten Ruhe gelegt, als hinter einem Busche die geistreiche Betrachtung zum besten gegeben wurde: „Nä so zähe is dat Fleisch in Chöttingen lange nich." Und siehe da, auf meine Aufforderung stellte sich der Sprecher mir als Stadtgenosse vor, der in dem Regiment meiner engeren Heimat in die Geheimnisse des militärischen Dienstes eingeweiht worden war, ohne zu ahnen, daß er einmal in afrikanischer Wildnis dem Bruder seines ehemaligen Leutnants die Vorzüge der Küche eines hannoverschen Biwaks auseinandersetzen werde.

Auf dem Weitermarsch durch die schöne Grasebene von Aris tränkten wir unsere Pferde in einer der Vleys, deren Vorkommen in diesem hohen und regenreichen Gebiet noch mehr als die parkartigen Gruppen stattlicher Bäume den unterirdischen Wasserreichtum andeutet.

Der Westhimmel erglänzte in wunderbarer, vom tiefsten Rot bis zum hellsten Golde hinüberspielender Farbenglut, als wir in das schon in düsterem Schatten liegende Kesselthal von Kransneus einritten. Hoch über uns an einem der im Abendscheine dunkelviolett schimmernden Felsen turnten große Gestalten auf und nieder, sie sprangen von Block zu Block und schwangen sich mit einer wahrhaft teuflischen Geschicklichkeit von einer Höhlung zur andern. Ihr kurzes Gebell, das dumpf herabschallte, kenn-

zeichnete sie als eine Herde Bärenpaviane. Gern hätte ich ihnen einen bleiernen Gruß hinaufgesandt, aber ich unterließ es auf des Bastards Rat, der uns für diesen Fall ein gefährliches Bombardement mit Steinen in Aussicht stellte. Da es kurz darauf völlig finster wurde, beschloß Schwabe hier den Aufgang des Mondes abzuwarten, um dann noch einen ordentlichen Nachtmarsch machen zu lassen. Die Bewohner der kleinen Bastard-Niederlassung schleppten süße und saure Milch in Menge und obendrein Holz zur Feuerung herbei, und nach einem Abendimbiß überließen sich diejenigen, welche so früh am Tage — es war etwa $6^1/_2$ Uhr — schlafen konnten, der Ruhe, in der angenehmen Erwartung, bis 11 Uhr liegen bleiben zu können. Doch der Kalender hatte die Armen betrogen. Noch war es nicht 9 Uhr, als die Mondscheibe hell glänzend über den Zinken der Felsen emporstieg. Ich weckte Schwabe, der sofort zum Aufbruch blasen ließ, und wieder ging es durch die kalte Nacht dahin, und ich hatte die Genugthuung, daß diesmal selbst die Spötter vom vorhergehenden Abend trotz ihrer dicken Mäntel vor Kälte zitterten. Am schlimmsten war ich freilich wieder selbst daran ohne ein derartiges Futteral für meinen Körper, aber jedesmal, wenn es hinab ging in das Thal des Usibflusses, der in zahlreichen Windungen das Randgebirge der Hochebene von Rehoboth durchbricht, und wenn dann von den rundlichen Höhen ein eisiger Luftzug über das Flußbett strich, das mit seinem weißen Sande täuschend einer Schneefläche glich, dann hörte man mehr als einmal einen derben Soldatenfluch ausstoßen. Der Rufer aber stöhnte über den „Kleinen Daniel", der ihm Afrika als einen Erdteil der übermäßigen

Hitze geschildert hatte, während unsere neuen Soldaten bis jetzt in erster Linie unter der Nachtkälte zu leiden hatten. Angenehmer wurde unser Marsch auch dadurch nicht, daß, obwohl die zwei Stunden, von denen Schwabe gesprochen, längst vorüber waren, die leerstehenden paar Häuser unsres Rastortes Nauas immer noch nicht erscheinen wollten. Nikolaus van Wyk, der uns hätte führen können, war vorausgeritten, und als aus den zwei ursprünglich angesetzten Stunden fünf geworden waren, da dünkte es auch Schwabe genug des grausamen Spiels, und in der begründeten Annahme, daß wir längst an Nauas vorüber auf einen falschen Weg geraten seien, ließ er Halt machen und das Lager an einer gegen einen etwaigen Angriff gut gesicherten Stelle aufschlagen. Es war 2 Uhr, als wir zur Ruhe kamen, und wir waren an diesem Tage sechzehn Stunden im Sattel gewesen, was für einen angehenden Reiter wie mich entschieden eine genügende Leistung genannt werden kann. Trotz meiner Müdigkeit aber wickelte ich mich außer in meine Decken noch in meine größte, aus achtundzwanzig Schakalfellen gearbeitete Karoß, welche selbst im strengsten Winter jede Störung des Schlafes durch die Nachtkälte verhinderte.

Trotz der großen am Sonnabend zurückgelegten Strecke blieben wir auch den ganzen Sonntag unterwegs. Unsere Straße führte uns an dem riesigen Felsthor von Nauas vorbei durch das Randgebirge der nördlicheren Hochterrasse und dann hinaus in die endlose Savannensteppe von Rehoboth, in der zahllose Vögel von Baum zu Baum flatterten, die Mehrzahl ausgezeichnet durch die Farbenpracht ihres Gefieders, andere, wie die plumpen Nashornvögel, durch

Reiter der Truppe.

absonderliche Formen. Sonst war die weite Fläche, auf welche die Nachmittagssonne warm herabschien, wie ausgestorben. Das größere Wild verscheuchte wahrscheinlich unser lärmender Zug, und die Viehherden, die früher von Zeit zu Zeit sichtbar zu werden pflegten, weideten seit dem Ausbruch des Krieges nur noch in nächster Nähe des Ortes. Erst, als die Bergkette, deren Haupterhebung vom südlichen Wendekreis geschnitten wird, und unter deren Vorhöhen Rehoboth sich ausbreitet, nahe vor uns lag, erblickten wir wieder herdenweis die stattlichen Rinder, die schon bei meiner ersten Anwesenheit mein Erstaunen erregt hatten.

Dicht vor Rehoboth begegnete uns eine starke Patrouille, um für die uns begleitenden Bastardwagen frische Zugtiere zu bringen, da sie gehört hatten, daß die Ochsen vor denselben aufs äußerste ermattet seien. Wir selbst wurden von dem oben erwähnten Unteroffizier König und einigen Leuten erwartet und erfuhren nun alle Einzelheiten der beiden kurz geschilderten Überfälle. Mit Recht wurde das doppelte Zusammentreffen mit dem Feinde als das ernsteste Ereignis des ganzen Krieges von ihnen angesehen. Dabei war die Stimmung infolge der widerwärtigen Kopflosigkeit und Feigheit des Feldwebels eine unheimlich gedrückte, vom Führer bis zum letzten Mann herab. Und ich muß gestehen, daß ich Tage, wie die diesmal in Rehoboth verlebten, um keinen Preis noch einmal durchmachen möchte, denn wo man ging und stand, vermochte man sich des Gefühls nicht zu erwehren, daß die Eingeborenen weniger Achtung vor dem Stande deutscher Soldaten empfanden, als bisher. Es ist eine ernste Wahrheit, die bei der Auswahl der Leute in der Heimat nicht

genug berücksichtigt werden kann, daß ein einziger derartiger Fall, der in den Augen jedes nicht ganz hirnverbrannten Europäers gar nicht die Möglichkeit zuläßt, diesen Stand oder die Leitung der Truppe irgendwie herabzusetzen, sondern den man einfach als ein Unglück betrachtet, von Afrikanern ganz anders, denn als ein Beweis der Schwäche eines einzelnen aufgefaßt werden wird. Insofern war es ein allerdings verzeihlicher Fehler, daß Leutnant Schwabe zögerte, sofort nach seiner Ankunft die Sache in der Weise zu erledigen, die allein einen bleibenden Eindruck auf die Eingeborenen hätte machen können. Dann wäre außerdem der Betreffende, der bereits vorher bei seinen Untergebenen als unfähig und obendrein noch als jähzornig bekannt war, nicht in die Lage gekommen, ein Jahr darauf zum zweiten Male, und zwar diesmal über die englische Grenze, mit Sack und Pack auszurücken. Die Ehre unserer Soldaten aber in der Kolonie kann diese traurige Geschichte, die nur von englischen Kapzeitungen, aber trotz Bekanntwerden des Falles von keinem einzigen deutschen Blatte ihnen zum Vorwurf gemacht worden ist, um so weniger verkleinern, als sie gerade bei dieser Gelegenheit in hervorragender Weise gezeigt haben, ein wie ausgezeichnetes soldatisches Ehrgefühl, das auch von ihren Führern in den verschiedensten Gefechten anerkannt wurde, in der Mehrzahl von ihnen lebte.

Eine wahre Wohlthat war es für uns, nach soviel Anstrengungen und nach der Erregung der letzten Stunden nach dem Abendessen in dem gemütlichen Heim des Missionars Heidmann eine kurze Zeit der Erholung verbringen zu dürfen. Unser Lager zwar hatten wir in dem festungsartig mit Mauern und starkem Turme versehenen Hause des Herrn

Schluckwerder aufschlagen müssen, in dem auch die kleine Besatzung von Rehoboth, zehn Mann stark, untergebracht war, aber die Mahlzeiten wurden in der Mission eingenommen, wo unser freundlicher Wirt als Junggeselle sich in Kost gegeben hatte. Und Frau Heidmann verstand mit Unterstützung einer zu Besuch anwesenden jungen Deutschafrikanerin, obwohl Handel und Wandel bereits unter der fortwährenden Inanspruchnahme aller Fuhrwerke für militärische Zwecke zu leiden begannen, noch immer einen Haushalt zu führen, der die Bewunderung aller der verwilderten Gäste hervorrief, welche die kriegerischen Züge über ihre gastliche Schwelle führten. Nur am Montag Abend bemerkten die Damen kopfschüttelnd, daß unsere Eßlust im Vergleich zu den vorhergehenden Mahlzeiten eine bedenkliche Störung erlitten zu haben schien. Auf ihr besorgtes Fragen rückten wir endlich mit der Sprache heraus und beichteten die Dummheit, die wir gemacht, zur Erheiterung aller Anwesenden. Wir, d. h. Schwabe und ich, hatten Hans Diergaard in seinem hübschen und ganz wie das eines wohlhabenden Landmannes eingerichteten Hause gegen Abend einen Besuch abgestattet. Dieser, auch darin andersgeartet, als seine Landsleute, fragte, ob er uns Wein oder ein wenig saure Milch vorsetzen dürfe, und um ihn weder durch eine Ablehnung zu beleidigen, noch auch ihn durch Annahme des augenblicklich immer seltener werdenden Weines zu schädigen, baten wir um ein wenig Milch. Und nun erschien seine hübsche Nichte und kredenzte jedem von uns eine Art thönernen Eimer, bis an den Rand mit der dicken, sättigenden Flüssigkeit gefüllt. Und Schwabe hatte nur geseufzt: „Ade, ade mein Heimatland", worunter diesmal

die Würste und der Braten der uns erwartenden Abendtafel zu verstehen waren, und dann hatten wir beide die Löffel ergriffen und mit Todesverachtung drauf los gegessen, denn stehen lassen durften wir nichts, um unsern Verbündeten nicht zu kränken. Um etliche Pfund schwerer und mit betrübten Mienen waren wir dann hinübergewandelt in die Mission, mit dem festen Vorsatz, nie wieder vor dem Essen einem vornehmen Bastard einen Besuch abzustatten.

Da die Aufgaben für diesen Tag, die für Schwabe in mehreren Verhören und der Übergabe von Munition, für mich in einer Anzahl Messungen bestanden, glücklich erledigt waren und der Rückmarsch für den folgenden Morgen angesetzt war, so durften wir uns endlich einmal einen Genuß gönnen, der uns in Südafrika bisher nur selten zu teil geworden. Im größten Zimmer des Heidmannschen Hauses stand ein verwaistes Harmonium, das Missionar Judt aus Hoachanas hier zurückgelassen hatte. Wohl selten mag es in seinem an den Grenzen der Kalahari gelegenen Bestimmungsorte so nachdrücklich benutzt worden sein, wie von uns an diesem letzten Abende in Rehoboth, an dem die kunstgeübte Hand Schluckwerders auf dem Instrumente eine lange Reihe patriotischer und kriegerischer Lieder begleitete, deren Text Schwabe mit kräftiger Stimme zum besten gab. Und ich hörte gern zu, obgleich ich nicht viel von Musik verstand. Aber es war schön, einmal wieder deutsche Melodien zu vernehmen nach dem ewigen Riedtanz der Hottentotten und den eintönigen Weisen der Bergdamaras. Auch wußten wir genau, daß das einzige Instrument, welches wir von morgen ab zu hören bekommen

würden, die Trompete unsres Hornisten, mit seinem Klange in uns zunächst nur die unerfreulichen Gefühle eines plötzlich aus dem besten Schlafe gerissenen Menschen erzeugen werde.

Am andern Morgen in aller Frühe setzte sich unser Zug in Bewegung, diesmal beinahe doppelt so stark, als auf dem Hermarsche, denn nicht allein, daß die Zahl unsrer Soldaten auf mehr als fünfzig gewachsen war, brauchten wir auch noch zwei gesonderte Wagen, in deren erstem unser Verwundeter lag, während in dem zweiten drei Arrestanten, unter ihnen der Feldwebel Hesse, mit ihrer Bedeckung befördert werden mußten. Diesmal wählten wir den bereits aus der Schilderung meiner ersten Reise den Lesern bekannten Weg, der im westlichen Bogen um die Gebirge und das gewundene Thal des Usibflusses herumzieht und nur einmal, kurz vor dem Parkthale von Aub, eine zwischen Bergen gelegene Anhöhe überschreitet. Zu Tausenden lärmten in der Morgenfrühe die Perlhühner und die Fasanen dicht am Wege, ja die ersteren kreuzten die Straße wenige Schritte vor uns in Scharen von wohl hundert Stück. Nichtsdestoweniger mißlangen alle Versuche, eines der Tiere für den Kochtopf zu erwischen, da die nicht sofort getöteten Hühner mit unglaublicher Zähigkeit auf beträchtliche Entfernung davonflattern, um versteckt in irgend einem der zahllosen undurchdringlichen Büsche zu verenden.

Kurz vor der Mittagsrast holten uns zwei Bastards ein, die uns Hans Diergaard mit einer wichtigen Meldung nachgesandt hatte. Rehobother Patrouillen waren im Nordwesten des Ortes auf die frischen Spuren eines größeren Kommandos der Witboois gestoßen, das nach ihrer weiteren

Erkundung die Richtung auf den erwähnten Paß bei Aub genommen hatte, offenbar um uns dort den Weg zu verlegen. Diergaard hatte sofort zwei starke Reiterpatrouillen gebildet, welche rechts und links unsere Straße beobachten und sichern sollten und deren westliche er selbst befehligte.

Es war gut, daß unser Freund — ich stehe nicht einen Augenblick an, diesen Eingeborenen so zu nennen — nicht nur seine Maßnahmen getroffen, sondern uns selbst sofort eine Meldung hatte zugehen lassen. Denn die Benachrichtigung aus Rehoboth von dem wahrscheinlichen Hinterhalt, enthalten in einem an mich gerichteten Briefe des Missionars Heidmann, ist durch eine Nachlässigkeit des Eilboten erst in Windhoek in meine Hände gelangt.

Infolge der Meldung wurde die Mittagsrast bald beendigt, und unaufhaltsam ging es voran durch das grasreiche Buschfeld, über welchem nur im Norden Hügel und Berge sichtbar waren, das ferne Ziel unseres Marsches, das wir noch vor einbrechender Dunkelheit zu erreichen trachteten. Indessen unsere Eile war vergebens, denn schon lag die niedrige Paßhöhe in tiefem Schatten und nur auf den westlich streichenden Bergen hoben sich noch die wunderlichen Aloestauden, jetzt zum Verwechseln menschlichen Gestalten ähnelnd, vom Abendhimmel ab, als wir eben den Fuß der Hügel erreicht hatten. Ehe die Nacht völlig hereinbrach, war gerade noch soviel Zeit, den Zug einigermaßen für die Überschreitung der gefährlichen Stelle zu ordnen. Voran ging ein Unteroffizier mit zehn Mann, die sich zu beiden Seiten des Weges durch das Gebüsch schlugen, dann kamen wir Reiter, acht an der Zahl, jeder vom andern etwa hundert Meter entfernt, und endlich

ungefähr zweihundert Meter hinter uns die Wagen, neben und hinter ihnen die übrige Mannschaft, auf zwei kleine Schützenketten verteilt. Dann ging es vorwärts, und nichts war zu hören, als die halblauten Zurufe der Führer und der Reiter, das leise Stampfen der Hufe auf dem härter werdenden Boden und als das Rascheln, das die durch das hohe Gras und das Gestrüpp sich den Weg bahnenden Leute verursachten. Von Zeit zu Zeit ein leises, schnell weitergegebenes Wort des Offiziers, darauf ein Halt von einigen Minuten, um die Wagen wieder in der vorgeschriebenen Entfernung sich anschließen zu lassen, und währenddessen ein erwartungsvolles und angestrengtes Lauschen nach allen Seiten. Dann geht es wieder weiter durch die Nacht, die in dem flachen Thale nur schwer die schattenhaften Gestalten einzelner Soldaten erkennen läßt. Endlich ist der Bergrücken überschritten, die Hügel zur Rechten und Linken bleiben zurück, laute Rufe erschallen, und nach einer Viertelstunde geht es an sicherer, sich nach Aub zu langsam senkender Hügellehne in gewöhnlicher Marschordnung dahin, dem erwähnten Platze zu.

Offenbar waren es die verständigen Anordnungen Schwabes, welche dem wahrscheinlich in den Hügeln der Paßhöhe versteckten Gegner die Lust zu einem Angriffe nahmen. Jede Sekunde erwarteten wir sowohl wie die Bastards das Aufblitzen der Schüsse und das Krachen der Salven, welche den Beginn eines nächtlichen Gefechtes verkündigten, zu vernehmen. Jedenfalls ist es doch ein anderes Gefühl, wenn man, das schußbereite Gewehr vor sich im Sattel, im nächsten Augenblick das Pfeifen der Kugeln erwarten darf, als wenn man vielleicht noch so

gespannt den Ausgang eines interessanten Feldmanövers erwartet. Der Ernst der Lage, an den man auf solchen Märschen und überhaupt während des Reisens und Reitens in einem kriegerisch erregten Lande täglich und stündlich erinnert wird, übt auch auf den, der nicht selber gedient hat, in militärischem Sinne einen erziehenden Einfluß aus, der ihn durchaus zu einem Urteil über Fragen der Kriegführung in jenem fernen Lande berechtigt. Das mögen diejenigen bedenken, die der Meinung sind, daß nur die heutzutage leicht zu erwerbende Stellung des Reserveoffiziers den Civilisten zum Mitreden in afrikanisch-soldatischen Angelegenheiten berechtige.

Am folgenden Morgen waren unsere sämtlichen Pferde fortgelaufen. Obwohl sie gespannt waren, dauerte es fast eine Stunde, bis wir den vorausgesandten Wagen folgen konnten. Unterwegs begegnete uns ein alter Bekannter, G. Konradt, in Begleitung einiger Bastards. Er erzählte uns, daß einer der drei Vermißten aus jenem Nachtgefechte sich wieder in Windhoek eingefunden habe. Unter unsäglichen Entbehrungen war dieser durch ein ihm völlig unbekanntes Land geirrt. Endlich, der Verzweiflung nahe, hatte er einen hohen Berg mühsam erklettert, um von dort aus noch einmal Umschau zu halten. Und ohne zu ahnen, wo er sich befand, erblickte er von der Höhe aus in weiter Ferne die blitzenden Zinkdächer von Windhoek, das er, von einem zufällig des Weges daherkommenden Bastard mitgenommen, noch an demselben Tage glücklich erreichte. Auch die beiden andern, die nach dem Gefecht längere Zeit vermißt worden waren, haben sich wieder eingefunden. Ohne Speise und Trank waren sie lange umhergeirrt. Sie waren auf ihrer

Irrfahrt zu Hottentotten gekommen, die sie zwar argwöhnisch aufnahmen, aber doch verpflegten, und endlich erreichten sie Windhoek, nachdem sie die letzten Tage fast nur von einer Taube gelebt hatten, die einer von ihnen erlegt hatte. Und nun stellte sich das Unglaubliche heraus: die Leute hatten während ihres Umherirrens keine Ahnung von der Himmelsrichtung gehabt. Und das in einem Lande, in dem in dieser Jahreszeit der täglich sichtbare Lauf der Sonne ein Finden der Hauptrichtungen jedem Menschen ermöglicht! In der That, hier kann die Ausbildung großer Volkskreise bei uns sowohl im Schulunterricht wie beim Militär manches thun, um ihnen einige der auch in unserem Vaterlande wünschenswerten Vorzüge zu vermitteln, in deren ererbtem und anerzogenem Besitz uns der einfache Naturmensch wilder Länder oft unendlich überlegen ist.

In Kransneus fanden wir eine Anzahl guter Pferde vor, die Schmerenbeck gehörten und von den hier wohnenden Bastards beaufsichtigt wurden. Sie wurden sogleich mit Beschlag belegt, und da eine neue Bastardpatrouille uns einholte, die uns als weitere Deckung beim Marsche durch die Awasberge dienen sollte, so war die Zahl der Reiter auf fünfzehn gestiegen. Wie wünschenswert eine solche Vorsicht übrigens noch immer war, bewies die Meldung, daß von einigen Posten feindliche Reiter noch bei Aris, also vor uns und dicht am Gebirge, gesehen worden seien. Gleichzeitig ein Beweis von der Gewandtheit und Geschicklichkeit des Gegners, der seine Posten und Patrouillen überall um uns her zu haben schien und bereits eher als wir selbst an den verschiedenen Punkten unseres Weges auftauchte.

Doch auch diesmal ging alles glatt vor sich, und die einzige Schwierigkeit, die wir zu überwinden hatten, war unsern Verwundeten gut über die schlechten Stellen des Passes zu bringen. Da ein Tragen ihm durch die auf diesem Wege unvermeidliche Unregelmäßigkeit der Bewegung zu große Schmerzen bereitet haben würde, so hatte man sein Lager innerhalb der Stäbe des Wagenzeltes in Riemen aufgehängt, und dasselbe wurde durch einige Kameraden des Kranken vor zu argem Schleudern bewahrt. Die übrige Mannschaft marschierte in derselben Art wie eine Woche zuvor durch das Gebirge, und wieder beobachtete ich zu meiner Freude die Ausdauer, mit der die Leute trotz der Leistungen, die sie bereits hinter sich hatten, über die felsigen und steinigen Stellen dahinzogen, so daß sie uns Reitern beinahe auf dem Fuße folgten.

Noch am Vormittag des 8. Juni trafen wir wieder in Windhoek ein. Ich war nicht unzufrieden mit dem Erfolge der Reise für meine Person. Besaß ich doch außer einer ganzen Reihe wertvoller Notizen die Genugthuung, in einer Woche 51 Stunden, also an den eigentlichen Marschtagen zehn Stunden täglich bei sehr verschieden gestaltetem Gelände im Sattel zugebracht zu haben. Gewiß eine Leistung, die mehr als eine Anzahl in der Bahn abgerittener Unterrichtsstunden das Gefühl der eigenen Kraft zu stärken vermag, zumal wenn man vorher nur selten zu Pferde gesessen hat.

12. Kapitel.

Die Hottentotten werden aktiv.

Es war nicht lange nach unſerer Rückkehr aus Rehoboth, als eines Abends die Karre des bereits früher einmal erwähnten Händlers Krebs vor dem Kommiſſariat ſtand, aber ohne ihn ſelbſt zurückzubringen. Vierzehn Tage zuvor hatte er uns friſch und geſund verlaſſen, um einen Handelszug zu den Khauashottentotten von Gobabis auszuführen, als ihn in Naoſannabis die Kugel eines Witbooi im Mittagsſchlafe tödlich verwundete. Zur Ehre dieſes Witkam ſei es geſagt, daß er ſich zuerſt geweigert hatte, den meuchleriſchen Schuß abzugeben, aber die Überredung Andries Lamberts, des Häuptlings der Fledermäuſe (landesübliche Bezeichnung des Stammes der Khauasleute), hatten ihn ſchließlich doch dazu bewogen. Dieſer Häuptling, der gemeinſte Halunke des an Zahl geringen, aber durch und durch verworfenen Geſindels, war dem unglücklichen Krebs verſchuldet und benutzte die günſtige Gelegenheit, ſich den unbequemen Gläubiger vom Halſe zu ſchaffen. Dabei beſaß er noch die kaum glaubliche Frechheit, die

Sache als „gesetzlichen", d. h. unter das Strafgesetz fallenden Mord in einem Briefe an das kaiserliche Gericht selber zur Anzeige zu bringen. Vorsichtshalber hatte er die Leute des Ermordeten mit Karre und Gespann und mit einem kleinen Teil der von ihm erworbenen Güter nach Windhoek zurückgesandt, nachdem offenbar das Meiste und Beste von den Verbrechern zurückbehalten war. Der Rest des Eigentums unseres so plötzlich und auf so furchtbare Weise aus dem Leben geschiedenen Landsmannes wurde in der in Südafrika am häufigsten geübten Art, nämlich in öffentlicher Versteigerung, meistbietend veräußert. Eine solche Auktion gewährt ein so eigenartiges Bild, daß ich nicht unterlassen will, sie hier zu schildern.

Auf dem großen Hofe des Kommissariats stehen an der Wand des Hauses mehrere lange Tische, auf denen in buntem Durcheinander die Habseligkeiten des Toten und der wertvollste Teil der eingehandelten und in unsere Hände gelangten Güter liegen. Da steht ein Kästchen mit Säuren und Chemikalien, neben der Taschenuhr liegen Probiersteine und feine Gewichte, denn der Ermordete hat lange Jahre als Goldsucher die Schluchten der Drachenberge in Südostafrika durchstreift. Daneben aber, ein herrlicher Anblick, einige Dutzend Bündel der schönsten, oberflächlich gesonderten Straußfedern, zu etwa fünfzig Stück zusammengeschnürt. Waffen, Gebrauchsgegenstände aller Art und der Rest der Handelsgüter, bestehend in ein paar Decken, in Kleiderstoffen und dergleichen, vervollständigen den Aufbau. Auf dem Boden daneben und in der Karre, die ebenfalls zum Verkaufe steht, liegen Haufen von Schakal- und Wildkatzenfellen, Sättel und Riemen und unter

den Bäumen im Hintergrunde, bewacht von Eingeborenen, harren die Zugochsen und das Pferd des Ermordeten ihres Schicksals.

Nicht minder eigentümlich als die zu versteigernden Sachen, nimmt sich die kauflustige Menge aus, die in dichtem Gedränge die Tische und die sonstigen Gegenstände umsteht. Da sind die Offiziere, die für die Truppe das eine oder andere Stück zu erstehen gedenken; der Arzt prüft zusammen mit dem Leiter der Bergbehörde einige Retortenhalter, und hinter ihnen drängen sich in lebhafter Unterhaltung Soldaten, welche die Felle und die Federn mustern, in der Hoffnung, ein paar schöne Exemplare zu erwerben und als „selbsterlegte Jagdbeute" nach Hause senden zu können. Dazwischen wieder Händler, welche Karre und Reitzeug besichtigen, Bastards und Hottentotten, eingeborene Männer und Frauen, die auf den billigen Erwerb von Kleiderstoffen und Kopftüchern rechnen. Und in das Gewirr und die summende Unterhaltung schallt die laute Stimme des Auktionators v. Goldammer, der, auf einen Augenblick Ruhe gebietend, hier einen Eingeborenen vor zu eingehender Besichtigung der Waren in derben Worten warnt, dort in scherzhafter Höflichkeit eine schüchterne farbige Schöne zum Bieten auffordert. Allmählich lichten sich die Auslagen. Soeben läßt der Feldwebel einige von der Truppe gekaufte Gegenstände fortschaffen; gleichzeitig bringen ein paar Gemeine dicke Bündel von Federn in Sicherheit, die sie mit der nächsten Post ihrem Schatz in das heimatliche Städtchen senden werden, Federn, die das Entzücken der verwöhntesten Weltdame bilden würden. Plötzlich erschallt wildes Gekreisch, und

hinter einer schleunigst auseinanderfahrenden Gruppe farbiger Frauen werden zwei ihrer Sprößlinge im Handgemenge mit den Köhler und v. Bülow gehörigen Affen sichtbar, die sich der ungezogenen Rangen, welche sie heimlich knuffen und in die Schwänze kneifen, endlich zu entledigen suchen. Ein paar kräftige Berührungen mit der flachen Hand bringen die kleinen Kämpfer schnell auseinander, und ungestört durch weitere Zwischenfälle nimmt die Versteigerung ihren Fortgang. Drinnen im Gerichtszimmer setzt währenddessen der Schreiber in geschäftsmäßiger Ruhe den Bericht auf, der den Hinterbliebenen des Toten mit der Berechnung des Nachlasses zugleich die erste Nachricht von seinem traurigen Geschick bringen wird. Seine schön geschriebenen Zeilen sind gleichzeitig die trockene amtliche Bestätigung eines neuen Opfers zu den Tausenden und Abertausenden, welche die Besiegung des alten Wunderlandes durch die Völker Europas gefordert hat und, niemand weiß, auf wie lange, noch fordern wird.

Doch es sollte nicht bei der That eines einzelnen bleiben. Noch war nicht ein Vierteljahr seit dem Beginn des Krieges verstrichen, als die Hottentotten bereits den Spieß umzudrehen begannen und die Rolle des überlegenen Angreifers übernahmen. Ich nannte sie einmal unberechenbar. Wie sehr dies zutrifft, ersieht man aus früheren Äußerungen selbst der besten Landeskenner, deren einer, Missionar Viehe aus Okahandja, noch bei seiner Anwesenheit zum Begräbnis des verstorbenen Verwundeten geäußert hatte, die Witboois würden niemals wagen, sich in der Nähe von Windhoek zu zeigen. Aber es kam anders.

Bereits am Abend des 25. Juni hatte der Posten

vor der Wache, von der aus man einen ausgezeichneten Überblick über das weit nach Norden sich ausbreitende Flußthal hat, auf einem Hügel, etwa drei Kilometer nördlich von der Festung, einige Feuer bemerkt. In der Annahme, daß dort Viehwächter der Truppe ihr Nachtlager aufgeschlagen hätten, unterließ er eine Meldung. Am Morgen des 26. wurde am Frühstückstische erzählt, der Viehwächter von O. Nitzsche sei vor ungefähr einer Stunde in größter Hast zurückgelaufen gekommen mit der Nachricht, er habe durch das Gebüsch etwa zwei Kilometer unterhalb des Kommissariats gesehen, wie ein Haufen von etwa fünfzig Reitern über den Fluß geritten sei. Der Leutnant v. François hatte sogleich eine Patrouille von ungefähr dreißig Mann in jener Richtung ausgesandt, um der Sache auf die Spur zu kommen. Noch lachten wir über den Jungen, der sich nach unserer Ansicht wichtig machen wollte, und dessen Erzählung wir ebenso wenig Glauben schenkten, wie den zahllosen im Umlauf befindlichen Kriegsberichten eingeborener Boten, als plötzlich jemand rief: „Waren das eben nicht Schüsse?“ Während alles aufsprang, um aufmerksam zu lauschen, stürzten unsere Jungen, alle Scheu vergessend, herein mit dem Rufe: „Die Witkams kommen an, sie schießen schon!“ Und wieder klang es herüber, deutlich vermochte man sogar das scharfe Knallen des deutschen Infanteriegewehres von dem dumpferen Ton der Henry-Martinibüchsen auf der gegnerischen Seite zu unterscheiden. In Eile stürmten wir auf unsere Stuben, um unsere Gewehre zu holen. Einen Augenblick, und wir standen bewaffnet hinter den Zinnen der Veranda und des noch im Bau befindlichen Turmes, und während

wir erwartungsvoll dem Schießen lauschten, brachten unsere Diener die vor dem Hause weidenden Pferde in dem zu ebener Erde nach dem Hofe zu gelegenen Dienstraum des Kommissariatsgebäudes in Sicherheit, und zwischen den Tischen, auf denen noch die geheiligten Akten aufgehäuft lagen, standen für eine Weile stampfend und schnaubend unsere edlen Rosse, ein eigentümlicher Besuch in einem kaiserlichen Gerichtssaal.

Draußen war mittlerweile die Schießerei vorläufig beendigt, denn die Hottentotten, entsprechend der häufig von ihnen geübten Kampfweise, gaben beim Herankommen unserer Soldaten jedesmal eine Anzahl Schüsse ab, um dann wieder aufzusitzen und erst hinter einem weiter abliegenden Hügelrücken von neuem Halt zu machen. Noch einmal kam es indessen zu einem einige Zeit anhaltenden Feuer, gerade als wir nach einer längeren Pause uns zu einem Glase Bier in Köhlers Zimmer versammelt hatten, allerdings mit umgeschnallten Patronentaschen und das Gewehr im Arm, jeden Augenblick eines Ereignisses gewärtig, das uns wieder auf unsere Posten rief. Inzwischen war Schwabe mit einigen zwanzig Mann abgerückt, um thätig einzugreifen, aber als er erst ein kleines Stück Weges zurückgelegt hatte, begegnete ihm bereits die übrige Mannschaft, die keine Möglichkeit gesehen, das Gefecht mit dem übermütigen Feinde, der in größter Gemütsruhe beim Näherrücken unter höhnischem Hüteschwenken davonritt, mit irgend welchem Erfolge fortzusetzen.

Kaum war das eben geschilderte Zusammentreffen vorüber, als im Süden Rauchsäulen emporstiegen. Bald wurde von dort durch fliehende Bastards die Nachricht ge-

bracht, daß ein anderer Trupp berittener Witboois zwei ihnen gehörige Wagen überfallen und in Brand gesteckt habe. Mehr als vierzig Ochsen waren den Angreifern dabei in die Hände gefallen, und so weit ging die Frechheit dieser Leute, daß sie angesichts der Feste, nur vier Kilometer von Windhoek entfernt, eines der Tiere schlachteten und in größter Ruhe mit dem Abkochen begannen. Wohl zogen sie sich zurück, als ihnen ein unter Feldwebel Heller abgeschicktes Kommando eine Salve hinübergesandt hatte, allein an eine Verfolgung der gewandten Reiter war wieder nicht zu denken. Im Gefühl der Überlegenheit, welche ihnen der Besitz guter Pferde verlieh, kam ein kleiner Trupp einmal sogar bis auf 700 Meter an das Kommissariat heran, leider ging er aber zu schnell wieder zurück, als daß es gelungen wäre, noch auf denselben zu feuern. Andere Witboois zeigten sich unmittelbar hinter dem südlichen Ende des Ortes, kurz, an Unverschämtheit ließen es diese gewandten Eingeborenen nicht fehlen.

Am Nachmittag dieses Tages unternahm Leutnant v. François einen Erkundungsmarsch in südlicher Richtung, während v. Bülow mit einigen Leuten, die sich ihm freiwillig anschlossen, auf Privatpferden einen Ritt in das westlich von Windhoek gelegene Hügelland ausführte. Beide Versuche, etwas über den Feind in Erfahrung zu bringen, verliefen erfolglos. Dies war bei der Gewandtheit der Feinde und bei ihrer Fähigkeit, sich jede noch so kleine Unebenheit des Bodens in kaum glaublicher Weise zu nutze zu machen, nicht weiter verwunderlich. Zu bedauern bleibt jedoch, daß nicht der von Schwabe befürwortete

Versuch gemacht wurde, mit einer berittenen Abteilung den Gegnern den Weg zu verlegen. Zwar wäre es verkehrt, anzunehmen, daß ein solcher Versuch eine Aussicht auf ein Überfallen der schlauen Witboois eröffnet haben würde, allein diese hätten dann doch gesehen, daß man auch zu Pferde etwas gegen sie unternehme, und sie hätten damit eine heilsame Lehre für die Zukunft erhalten.

Noch am folgenden Tage zeigte sich ein Trupp berittener Feinde, diesmal aber in weiter Ferne am westlichen Hügellande entlang reitend, und ohne daß er noch irgend einen Versuch zur Annäherung gemacht hätte. War doch der eigentliche Zweck ihrer Anwesenheit vor Windhoek glücklicherweise vereitelt worden. Denn sicher hatten sie am Morgen des 26. Juni die Rückkehr des Hauptmanns v. François von der Küste erwartet und sich deshalb gerade an der zuerst erwähnten Stelle gelagert. Durch ihre Spione aber offenbar nicht genau unterrichtet, waren sie um einen Tag zu früh erschienen und ihr Plan durch ihre rechtzeitige Entdeckung vereitelt worden.

Der Hauptmann, der am Abend des 27. Juni eintraf, brachte leider die Geschütze nicht mit. Die „Arkona" war durch den vor der Swakobmündung stehenden Seegang genötigt worden, weiter zu dampfen und die Kanonen mit Zubehör in Walfischbai zu landen. Der englische Resident hatte sich dann geweigert, dieselben auszuliefern, ehe er nicht die Erlaubnis seiner vorgesetzten Behörde, der Regierung der Kapkolonie, erhalten habe. Dagegen brachte Herr v. François etwas anderes, Unerwartetes mit, nämlich unsern Freund G. Duft, der nach zweieinhalbmonatiger Abwesenheit aus Warmbad zurückkehrte. Der Termin zur

Untersuchung der Berggerechtsame der Gesellschaften und der einzelnen Rechtsinhaber, den er dort abgehalten, war glücklich verlaufen, ebenso die Hin- und Rückreise über den Oranjefluß und durch das englische Klein-Namaland, von dem er manches Interessante berichtete. Außerdem aber brachte er eine gute Nachricht mit, welche besagte, daß die Bondelzwarts, der südlichste Hottentottenstamm des Schutzgebietes, treu und redlich zur deutschen Schutzherrschaft hielten. Ja, Wilhelm Christian, der alte Häuptling des gelben Volkes, übersandte trotz der weiten Entfernung und der augenblicklich zu Lande gänzlich unterbrochenen Verbindung durch Duft die amtliche Meldung eines Totschlages an Assessor Köhler zur Aburteilung durch das kaiserliche Gericht in Windhoek.

Es blieb aber nicht bei der oben geschilderten Überraschung. Anfang Juli zog Hauptmann v. François mit Leutnant Schwabe und einer Anzahl Soldaten nach Hoornkrans, um endlich die dort in der neugeschaffenen Befestigung zurückgelassenen Mannschaften aus ihrer nachgerade zwecklosen Haft zu erlösen. Man kann sich vorstellen, mit welcher Freude diese ihre Befreier von einer bald zweimonatigen Zeit der Unthätigkeit und Langeweile begrüßten.

In ziemlich gerader Richtung trat man den Rückweg an. Ohne Störung erreichte die Abteilung Naos, einen Platz im Westen des Thales von Aub und Kransneus. Es war früh am Morgen, und die kurze Dämmerung dieser Breiten hatte noch nicht begonnen, als man sich wieder auf dem Marsche befand. Da mit einem Male erhielt die berittene Spitze, die der Hauptmann in eigener Person führte, ein heftiges Feuer von einigen niedrigen Höhen

aus, die vom Wege durchschnitten wurden. Ein paar Pferde stürzten sofort, und es hätte schlimm um den kleinen Vortrupp gestanden, obwohl derselbe, Herrn v. François an der Spitze, der wiederholt während des Krieges Beweise eines außerordentlichen persönlichen Mutes gegeben, auf das tapferste in seiner höchst gefährdeten Lage ausharrte. Da aber kam, geführt von Leutnant Schwabe, der Hauptzug des Trupps, der mit den Wagen in einer Entfernung von achthundert Metern der Spitze gefolgt war, im Sturmschritt heran. Und nun trat eines jener zufälligen Ereignisse ein, die selbst im Kampfe mit den gewandtesten Guerillakriegern bisweilen einem Erfolg der nur europäisch geschulten Soldaten zu gute kommen. Die Hottentotten hatten in allzu großem Vertrauen auf ihre in verschiedenen Fällen erwiesene Überlegenheit die Bedeckung der Wagen gar nicht beachtet, und so kam es, daß eine größere Abteilung der Witboois, die bei den Pferden sich aufhielt, von der Schwabeschen Mannschaft in völliger Sorglosigkeit überrascht wurde. Das sofort aus nächster Nähe auf den gänzlich ahnungslosen Trupp eröffnete Feuer hatte eine unbeschreibliche Verwirrung zur Folge. Die Leute suchten sich gegenseitig von den Pferden wegzudrängen, einzelne Tiere, die gerade zur Hand gewesen waren, trugen zwei oder gar drei Reiter. Ein paar Witboois stürzten in dem heillosen Durcheinander gerade auf unsere Leute los, die sie auf wenige Meter über den Haufen schossen. Damit aber war es leider zu Ende, denn obwohl an 20 Pferde in die Hände der Soldaten fielen und eine Anzahl anderer erschossen war, war es unmöglich, den fliehenden Feind zu verfolgen. Nur mehrere Salven konnte man ihm nachsenden, und bei

dieser Gelegenheit hat unser neues Militärgewehr wohl auf weitere Entfernung Anwendung gefunden, als in irgend einem anderen Falle, denn auf zweitausend Meter schätzte Leutnant Schwabe die Strecke, auf die noch eine Anzahl Schüsse den davoneilenden Reiterhaufen nachgesandt wurden. Als die Sonne aufging, beleuchtete sie an der Stelle des mißlungenen Überfalls ein wirres Durcheinander von Sätteln, Gewehren, einzelnen gefallenen Hottentotten, getöteten und herrenlos umherlaufenden Pferden, während auf unserer Seite ein einziger Mann eine allerdings schwere Verwundung davongetragen hatte. Es war nach so mannigfachen unangenehmen Vorkommnissen der erste nennenswerte Erfolg, und er diente dazu, die während der letzten Wochen nicht besonders heitere Stimmung in der Bevölkerung von Windhoek wieder ein wenig zu heben.

Der kleine Kreis, der nun schon so manche Stunde im Kommissariat in guten und bösen Tagen mit einander verlebt hatte, erhielt kurz nach diesem Gefecht eine empfindliche Lücke durch die Abreise Bülows. Hauptmann v. François, den es nie lange in Windhoek litt, brach in der zweiten Hälfte des Juli wieder auf, um eine Forschungsreise nach dem früher einmal von Köhler an Bord S. M. Kreuzers „Falke" besuchten Kap Kroß auszuführen, und v. Bülow, zum Kommandanten der an der Swakobmündung neuerrichteten Matrosenstation ernannt, begleitete ihn mit der Absicht, seine in nächster Zeit bevorstehende Urlaubsreise nach Europa gleich von dort aus anzutreten. Mit ihm schied ein Mann von Windhoek, der besser als irgend ein anderer verstanden hat, sich ganz allein durch seine Persönlichkeit die Achtung aller Weißen und Eingeborenen

zu erwerben. Mit einem weitgehenden Wohlwollen für Land und Leute verband er einen klaren und scharfen Blick für die Lebensbedingungen der Kolonie und für alles, was dieser Nutzen zu bringen vermochte. Trotz des schweren Unglücks, das ihn kurz nach seinem Abschied von uns betroffen — er büßte durch einen unglücklichen Schuß die Sehkraft beider Augen ein — ist er nach wie vor im Interesse des Schutzgebiets thätig gewesen, und jeder, der das Glück hatte, ihn Freund nennen zu dürfen, vermag den schweren Verlust zu ermessen, den das ganze Land durch den Weggang dieses Mannes erlitten hat.

Es war, als sei mit der Abreise v. Bülows ein Unstern über dem Sitz der deutschen Herrschaft aufgegangen, der namentlich die wirtschaftliche Entwickelung der ohnedies für eine Besiedelung in *größerem Maßstabe* unglücklich gewählten näheren Umgebung des Ortes ungünstig beeinflussen sollte. Jetzt stellte sich namentlich heraus, daß der Ort, günstig allerdings insofern gelegen, als er sich an der Grenze verschiedener Nationen befand, wegen der weiten Entfernung von der Küste sich nur schlecht zum Mittelpunkt militärischer Maßnahmen eignete. Ich erinnere nur an die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, bis endlich die beiden Feldgeschütze in Windhoek eintrafen. Nach endlosem Warten und Hin- und Herschreiben wurden sie einer deutschen Patrouille ausgehändigt, und es dauerte einige Wochen, bis der zu ihrer Empfangnahme abgesandte Leutnant Schwabe sie glücklich an ihren Bestimmungsort geschafft hatte. Es war keine leichte Aufgabe für ihn gewesen, die kostbaren „groote roers“ (großen Rohre) in einiger Sicherheit zu befördern, denn man hatte ihm nur

vierzehn Mann zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt; trotz dieser äußerst kleinen Bedeckungsmannschaft gelang es ihm unter Anwendung ganz besonderer Vorsichtsmaßregeln die Geschütze gegen einen unterwegs etwa geplanten Handstreich zu sichern. Gleich nach ihrer Ankunft wurden die beiden Donnerbüchsen, welche an der Laffette noch die Nummer ihrer heimischen Landwehrbatterie trugen, vor dem Hauptthor der Feste aufgestellt, und nachdem Duft und ich eine Basis zur trigonometrischen Berechnung der Entfernung der zahlreichen von hier aus bestrichenen Höhen in dem weiten Gelände abgemessen hatten, wurde von mehr als einem Zuschauer der feierlichen Handlung der inbrünstige Wunsch geäußert, die Hottentotten möchten in nächster Zeit einmal zu einem erneuten Besuche vor Windhoek erscheinen.

Wer aber trotz der Sehnsucht, mit der die Gelbhäute herbeigewünscht wurden, sich nicht mehr zeigen wollte, waren eben diese schlauen Witboois. Rührig und geschäftig, wie sie waren, bereiteten sie etwas Neues, ganz Unerwartetes vor. Es war bisweilen in diesen Zeiten, als schwebe ein Unheil in der Luft. Unheimlich, unwiderstehlich kam es heran, unberechenbar wie unsere Feinde, die Indianer der südafrikanischen Wildnis. Plötzlich, blitzartig, wie die schiefäugigen Reiter, die den Schrecken überall hintrugen, wo die Spur ihrer Rosse gesehen ward, brach ein Unglück herein, dessen Bekanntwerden auf den furchtbaren Ernst der politischen und der wirtschaftlichen Lage der Kolonie ein jäh aufflammendes, grelles Licht warf.

Im Juli bereits plante der Bur Wiese, der erste Transportfahrer des Landes, einen Zug nach der Küste, um einen Teil der dort massenhaft lagernden Handelsgüter nach

Windhoek und Rehoboth zu schaffen, wo es schon bedenklich an den verschiedensten Bedarfsgegenständen fehlte. Anfang August waren die Wagen, meist das Eigentum ihm verschuldeter Bastards, in Windhoek versammelt. 22 Wagen mit voller Bemannung und etwa fünfhundert ausgezeichneten Ochsen verließen Tags darauf den Ort, und ganz Windhoek sah die Staubwolken der abziehenden Gefährte mit Genugthuung im Norden verschwinden; bedeuteten sie doch den Anfang vom Ende einer für die Geschäftsleute und Handwerker sehr dürren Zeit. Da traf nach ungefähr drei Wochen ein Eilbote ein, der die Vernichtung des ganzen Transportzuges bei Horebis, einem Platze im Swakobthale zwei Tagereisen unterhalb Otjimbingue, meldete. Das war der härteste Schlag, der die Hauptstation bis dahin getroffen. Kaum war der Bote angelangt, als sich Gruppen düster blickender Männer und laut weinender Bastardfrauen und Kinder auf der Straße zeigten. Beklagten die Händler und andere Weiße den Verlust ihrer wertvollen und im Augenblick geradezu unersetzlichen Güter, so hatten die Bastards Grund zu noch ernsterer Trauer, denn die sämtlichen männlichen Begleiter des Zuges waren, soweit sie zur Rehobother Nation gehörten, unmittelbar nach dem Überfall erschossen worden. Nur einem von ihnen, dem Sohn des alten Hermanus, Cornelius van Wyk, war es gelungen, sich schwerverwundet zu verstecken, und zu seinem Glücke wurde er nicht lange nach dem Kampfe gefunden. Man brachte ihn trotz seiner gefährlichen Verletzung nach Rehoboth, und nur dem Eingreifen Dr. Richters und der sorgsamsten Pflege seiner Angehörigen gelang es, ihn am Leben zu erhalten.

Baſtard und Miſchlinge.

Die Art, wie die Hottentotten bei diesem Überfalle, dem auch einige andere Wagen im Norden des Swakob zum Opfer fielen, verfuhren, war bezeichnend für die Schlauheit der kleinen, gewandten Kerle. Der Zug mußte eine Biegung um eine in das gewundene Thal vorspringende Felskuppe machen. Sorglos und nichts Böses ahnend zogen die Leute neben der langen Reihe von Wagen durch den eben erwachten Morgen dahin. Kaum aber bog der erste Wagen um die Ecke, da stürzten auch schon verschiedene Hottentotten sich auf die Begleiter. Im Nu waren diese wehrlos gemacht, und an die Stelle des in wenigen Sekunden überwältigten Tauleiters und Treibers waren die weißhütigen Soldaten Hendriks getreten, welche das Gespann weiterführten, als sei nichts geschehen. Und dies Spiel wiederholte sich bei mehreren Wagen, bis plötzlich von einem derselben ein Schuß fiel. Ein junger Bur, der den Unternehmer des Zuges, Geerd Wiese, begleitete, hatte ihn abgegeben, doch auch ihm blieb keine Zeit mehr zu weiterer Verteidigung, denn nach wenigen Sekunden streckte ihn ein von der Höhe des Felsens abgefeuerter Schuß durch den Kopf nieder. Für den Führer aber war dieser Zwischenfall ein Glück, denn so hatte er Zeit, sich auf sein gesattelt am letzten Wagen mitgeführtes gutes Pferd zu werfen, das ihn in rasendem Galopp den sofort ihm nacheilenden feindlichen Reitern entführte. Auf dem Platze des Überfalls aber spielte sich in den nun folgenden Stunden ein Schauspiel ab, das bei allem Schrecklichen, das ihm anhaftet, geeignet ist, die Macht, die der gefürchtete Hottentottenhäuptling über die Gemüter seiner Unterthanen ausübte, und die eiserne Manneszucht, in der diese von ihm gehalten wurden, zu kennzeichnen.

So begehrlich die einzelnen Witboois sein mochten — und sie sind es fast alle —, hier wagte kein einziger auch nur die geringste Kleinigkeit der reichen Ladung bei Seite zu schaffen. Der Befehl Hendriks ging dahin, zu vernichten, nicht zu rauben, und so wurden nur einige Säcke mit Kaffee und ein paar Kistchen Tabak von den Wagen genommen und die ganze kostbare Fracht mitsamt den Wagen in Stücke gehauen und verbrannt. Und während diese den Trunk im höchsten Grade liebenden Eingeborenen Fässer und Getränkekisten zerschlugen und den von ihnen sonst so eifrig begehrten Inhalt in den Sand laufen ließen, ohne sich an dem kleinsten Tropfen zu vergreifen, donnerten die Schüsse durch das enge Thal, welche die unglücklichen Bastards, denen der Bund ihres Volkes mit Deutschland den Tod brachte, in den Sand warfen. Dann bestieg der Führer mit seiner ganzen Schar von wohl zweihundert Leuten die Pferde, um mit dem erbeuteten Vieh nach Hoornkrans aufzubrechen, nachdem er einer Bastardfrau, die er mit ihrem Kinde allein frei ziehen ließ, in grausamem Hohn noch viele Grüße an die Herren in Windhoek und die Vormänner in Rehoboth aufgetragen. Auf dem vereinsamten Platze an der verhängnisvollen Kuppe aber erinnerte ein wüstes Durcheinander von verkohlten Trümmern und zersprengten Wagenteilen, ein Gemisch von Getränken und Blut und in all dem Wust verstreut zwanzig nachträglich noch enthauptete Leichen an das Geschehene, ein eigenartiger Willkommengruß für den Zug der Ansiedler, die, in ganz falscher Auffassung der Lage von dem Berliner Siedelungssyndikat hinausgesandt, wenige Wochen später an dieser Stelle vorüberzogen.

13. Kapitel.

Die Siedelung.

Ich muß, um das Bild der Lage in der zweiten Hälfte des Jahres 1893 zu vervollständigen, zurückgreifen und auf die Entwickelung der Siedelung eingehen, wenn man bis zu diesem Zeitpunkt überhaupt von einer „Entwickelung“ reden will. Der Leser erinnert sich meines Zusammentreffens mit dem Grafen Joachim Pfeil am Ende meiner mit Duft und v. Bülow ausgeführten Reise nach Heusis und Rehoboth. Graf Pfeil war es, der damals als erster wirklicher Vertreter des Syndikats für Siedelung in Südwestafrika den Versuch unternommen hatte, aus dem Durcheinander der daheim am grünen Tische entstandenen Pläne ein ausführbares Etwas zu schaffen. Das Syndikat war, leider mit für den guten Zweck sehr geringen Mitteln, innerhalb der deutschen Kolonialgesellschaft gebildet worden, als es sich nach dem Ausspruche des Grafen Caprivi darum handelte, der Kolonie noch ein Probejahr zu gestatten.

Mit demselben Dampfer, der mich im Juni 1892 nach Walfischbai brachte, entsandte der Vorstand der

Siedelungsgesellschaft, wie sie drüben kurzweg hieß, die ersten Ansiedler, drei an der Zahl, von denen aber der Sohn des Oberamtmanns Nitze niemals selbständiger Ansiedler wurde, da sein Vater die dem Sohne zugesprochene Heimstätte zu der seinigen schlug, um seinen eigenen Garten zu vergrößern.

Kaum traf ich in Windhoek ein, als ich nach eingehender Untersuchung der Quellen von Klein-Windhoek zu dem Ergebnis gelangte, daß die von ihnen gelieferte Wassermenge damals höchstens für den Bedarf von sechs bis acht Familien genüge. Neben dieser zwar sehr unangenehmen, aber unbestreitbaren Thatsache berichtete ich sofort über die Aussichtslosigkeit einer Ansiedelung von selbständigen kleinen Gartenbauern in dem hierfür bestimmten Thale, da es diesen an jedem Markt für ihre Gartenfrüchte fehle und voraussichtlich auch in Zukunft fehlen werde. Auch gegen die Ausdehnung der Gemeindeweide bis zu dem geplanten Umfange mußte ich mich in späteren Berichten wenden, da eine größere Gemeindeweide nicht nur zu Unzuträglichkeiten aller Art zwischen den Viehbesitzern führt, sondern auch in Zeiten, in denen eine Viehseuche herrscht, die allergrößte Gefahr für das ganze Land bedeutet. Eine einzige Form der Kleinsiedelung gerade in Windhoek durfte ich mit gutem Gewissen vertreten, und das war die Niederlassung einer beschränkten Zahl von Handwerkern in der Nachbarschaft der Station, für die der Besitz von Gärten nur die Möglichkeit bedeutete, für sich und ihre Leute billige pflanzliche Kost zu beschaffen. Solche Leute aber anders als ausnahmsweise aus Europa herauszusenden war unangebracht, denn einmal genügt

heute noch eine geringe Anzahl von Handwerkern für die Bedürfnisse des Landes, sodann aber haben wir deren mehr als genug in den zur Entlassung gelangenden, dem Handwerkerstande entstammenden Angehörigen der Schutztruppe, welche sehr viel vor den neu herauskommenden Persönlichkeiten voraus haben.

Außer den paar aus Deutschland gekommenen Leuten fand ich in Windhoek bereits einige ältere Afrikaner vor, die aus den alten Kolonialländern des Südens und Ostens in unser Land gezogen waren, und deren erste Bitte an mich die Zuerteilung einer Farm betraf. Da man mir zwar die Berichterstattung über verschiedene die Siedelung betreffende Angelegenheiten aufgetragen, mich aber nicht mit Vollmachten irgend welcher Art ausgestattet hatte, mußte ich die Antragsteller auf die bevorstehende Ankunft des Grafen Pfeil vertrösten. Als dieser Mitte Oktober 1892 eingetroffen war, bestätigte er nicht allein meine Ansicht von der Aussichtslosigkeit der Niedersetzung kleiner Bauern, sondern er begann augenblicklich mit der Inangriffnahme eines neuen, gänzlich veränderten Siedelungsplanes, dessen Grundlinien er bereits auf der Reise durch den Süden der Kolonie festgelegt hatte, auf der ihn die früher von mir erwähnte Abordnung holländischer Bauern begleitete.

Ich will den Leser nicht durch eine ins einzelne gehende Auseinandersetzung des Pfeilschen Vorhabens ermüden. Nur soviel sei bemerkt, daß die maßgebenden Gedanken seines Planes nach Ansicht aller sachverständigen Landeskenner nicht nur bis auf den heutigen Tag die einzig richtigen Grundsätze für eine Besie-

delung enthielten, sondern daß die Richtigkeit auch durch unsere Erfahrung und durch jede nicht auf rein theoretischen Annahmen beruhende Berechnung bestätigt wird.

Der Kern seiner Ausführungen war kurz der: Es sollten entsprechend der Natur des Landes und den augenblicklich bestehenden wirtschaftlichen Bedingungen nur Farmen von zehntausend Hektaren zu günstigen Abzahlungsbedingungen zur Ausgabe gelangen, und der Preis für das Hektar Weideland sollte eine Mark nicht übersteigen. Da jede südafrikanische Farm ihren Wert nur durch die Arbeit des Inhabers erhält, so darf dieser Preis keineswegs als außergewöhnlich niedrig bezeichnet werden. Die Mehrzahl der neu auszugebenden Farmen sollten die vierzig holländischen Bauernfamilien erhalten, die sich bereit erklärt hatten, zum April 1893 in das Land zu ziehen und die in dieser beschränkten Zahl ausgezeichnete Lehrmeister für die in Zukunft zu erwartenden deutschen Farmer geworden sein würden. Neben der Ausgabe dieser Ländereien sollten Farmgüter von gleichem Umfange an die vorhin erwähnten Deutschafrikaner und an einige der zu entlassenden Soldaten verteilt werden. Als die zur Ausgabe gelangende Landschaft war das ehedem vom Hauptmann v. François dem Syndikat in Aussicht gestellte Land am oberen Elefantenflusse, das östlich von Windhoek liegt und gute Weideländereien besitzt, bestimmt worden. So herrschte allgemein die beste Stimmung, und als Graf Pfeil Ende Oktober Windhoek verließ, hoffte alles auf den baldigen Beginn fröhlicher Arbeit zu eigenem Vorwärtskommen und zum Nutzen der Kolonie. Aber Monat um Monat ver-

ging, und es kam keine Nachricht von der Genehmigung des Niederlassungsplanes. Weder in Berlin noch in Windhoek wollten die maßgebenden Persönlichkeiten etwas von der Ausgabe von Farmen in der vorgedachten Ausdehnung wissen, und als man endlich mit der Zuteilung von Ländereien zu beginnen suchte, da war jener schöne Landstrich am Quellflusse des Nosob im Osten der Hauptstation nicht mehr zu haben. Denn als der Friede der Hereros mit den Witbooi's zur Thatsache geworden war, da drangen ganze Scharen der Kaffern mit ihren Herden in jenes Gebiet, so daß vorläufig an eine förmliche Besitzergreifung des Landstriches nicht zu denken war. Wie stand es aber mit den Farmen, die thatsächlich von dem Syndikat für Siedelung ausgegeben wurden? Denn nur als wirkliche Ausgabe von Ländereien kann ich es bezeichnen, wenn der Vorstand die künftigen Besitzer der Landstreifen eine Anzahlung in Berlin leisten ließ. Die Farmgröße war zunächst mit 2500 Hektar viel zu gering bemessen. Anstatt sich an unsere Berichte und Angaben, die gerade diesen Punkt mit allem Nachdruck betonten, zu halten, fußte man auf Berichten des Hauptmanns v. François, der gleichzeitig einen viel zu hohen Preis, 50 Pfennige für das Hektar, in Ansatz gebracht hatte. Und hier kann ich dem Syndikat den Vorwurf nicht ersparen, daß es sich völlig einseitig an die Zahlenangaben des kaiserlichen Kommissars gehalten hat, der rein theoretisch diese ansetzte, da er selbst niemals eine südafrikanische Farm kennen gelernt hatte. Des weiteren erkundigte man sich bei mir — leider zu spät, denn es waren bereits Farmen zum Verkaufe gelangt — nach der Lage und Beschaffenheit der auszu-

gebenden Ländereien. Ich konnte zu meinem Bedauern nur darauf erwidern, daß das im Norden von Windhoek liegende, zur Vermessung bestimmte Land kein gutes Weideland, vielmehr von steinigen und schroffen Gebirgen erfüllt sei. Daß also eine Besetzung des Landes mit Farmern in dieser Weise und in der jetzt noch zur Verfügung stehenden Umgegend von Windhoek wenig Aussicht auf Erfolg bot, war von Anfang an klar.

Wie stand es ferner mit der Besiedelung selbst? Auf diese Frage blieb nur die Antwort übrig: sehr traurig. Die unglückliche Anfangszeit des Krieges mit den Hottentotten hatte beinahe alle ehemaligen Soldaten der Truppe veranlaßt, entgegen ihrer ursprünglichen Absicht, sich in Windhoek in nächster Nähe der Truppe anzusiedeln, und mit ihren kleinen Herden trugen die größeren Viehbestände der ehemaligen Südafrikaner, der Händler und selbst das Vieh der Truppe und einiger Beamten zur Ausnutzung des ohnedies beschränkten Weidegebiets in hohem Grade bei. Noch schlimmer wurde die Lage, als mehr als vierzig Köpfe stark die Ansiedlerfamilien anlangten, die Ende August mit der „Marie Woermann" eingetroffen waren. Keiner der armen Leute, die alle in der Hoffnung ausgezogen waren, binnen kurzem ihre Farmen beziehen zu können, konnte aus dem engen Kreise heraus, in dem die Anwesenheit der Truppe eine gewisse, wenn auch fragwürdige Sicherheit für Leben und Eigentum gewährleistete. Keiner war mit soviel Barmitteln versehen, um die lange Zeit des Wartens auf die Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung mit seinen Angehörigen durchhalten zu können, und es bedurfte eines festen Charakters, um in

dieser Zeit den Kopf oben zu behalten. Und nicht genug an dem, was die allgemeine Unsicherheit verschuldete. Den größten Umfang nahm der wirtschaftliche Niedergang an, als die durch Truppenvieh eingeschleppte Lungenseuche sich unter den auf dem nachgerade völlig abgeweideten Gemeindelande zusammengedrängten Herden mit reißender Geschwindigkeit verbreitete und manchen Ansiedler seines geringen Viehbestandes in wenig Wochen beraubte. In meinen nach Berlin gesandten Berichten habe ich schon damals darauf hingewiesen, daß bei dieser Entwickelung der Dinge eine Besiedelung voraussichtlich auf Jahre hinaus gehemmt werden dürfte, und die Folge hat mir recht gegeben. In dem Briefe eines seit nunmehr bald einem Jahrzehnt im Lande ansässigen Mannes, der sich auf großen Reisen eine ausgedehnte Kenntnis aller Verhältnisse erworben hat, vom Oktober 1895, heißt es, daß bis auf den heutigen Tag Ansiedler im wahren Sinne des Wortes eigentlich überhaupt noch nicht vorhanden sind. Daß dies Urteil für das Ende des Jahres 1893 durchaus zutraf, wird der Schluß meiner Reiseerinnerungen aus dem Schutzgebiet zeigen; daß es anders und besser werde, dafür wird das neue Syndikat für Siedelung zu sorgen haben, nachdem die Leitung des alten trotz der besten und patriotischsten Absichten sich zahlreiche Mißgriffe hat zu Schulden kommen lassen.

Mit Recht können aber diejenigen, welche damals an der Spitze der Siedelungsgesellschaft standen und deren gutgemeinte, wenngleich oft durchaus irrige Anschauungen ich in einigen Punkten bekämpfen mußte, von uns Landeskennern verlangen, daß wir nicht nur ein scharfes Urteil

abgeben, sondern daß wir auch handelnd vorgehen und unsere Vorschläge den vaterländisch gesinnten Kreisen unter den Gebildeten in Deutschland zur Kenntnisnahme unterbreiten. Ich erbitte mir darum noch für eine kurze Spanne Zeit die Nachsicht des Lesers, denn ich halte es für meine Pflicht, den Nachweis zu führen, daß die Kolonie einen hohen Wert für unser Vaterland bereits in naheliegender Zukunft erlangen kann, vorausgesetzt natürlich, daß man sich nur auf die ruhige Ausführung vernünftiger Pläne einläßt.

Immer wieder muß gegenüber den von Zeit zu Zeit auftauchenden Vorstellungen betont werden, daß Deutsch-Südwestafrika ganz und gar kein solches Auswanderungsgebiet ist, noch jemals werden wird, wie wir es etwa in Nordamerika und im östlichen Australien sich entwickeln sehen. Ein Vergleich mit ähnlichen Gebieten in den südafrikanischen Staaten älteren Daseins und eine auf Grund allen Landeskennern bekannter Thatsachen ausgeführte Berechnung zeigt, daß das Land im Laufe der nächsten zwanzig bis dreißig Jahre allerhöchstens acht- bis zehntausend Kolonisten in seinen freien Landschaften ein Fortkommen ermöglichen wird. Das ergiebt, die Familien der Ansiedler eingerechnet, eine Zahl von etwa vierzigtausend Seelen, die sich auf einem Gebiet von, sehr reichlich gerechnet, zweimalhunderttausend Geviertkilometern als Viehzüchter, Händler und Handwerker ihren Unterhalt verdienen. Diese Zahl mag manchem erschreckend niedrig vorkommen, allein das dadurch hervorgerufene Bedauern läßt sich doch stark verringern. Es bedeutet ohne Zweifel eine gewisse fühlbare Entlastung unserer weniger

bemittelten landsäſſigen Stände, wenn während eines Menſchenalters zehntauſend junge Männer, die etwa ein Vermögen von 15—20 000 Mark beſitzen, im ſtande ſind, ſich mit dieſer Summe nicht allein notdürftig eine Lebensſtellung zu ſchaffen, ſondern auch wirtſchaftlich einigermaßen vorwärts zu kommen. Dieſe Leute in eine ſolche Stellung zu bringen, daß ſie von ihren Einnahmen nicht nur in europäiſcher Weiſe leben, ſondern jährlich noch eine gewiſſe Summe für Zeiten der Not zurückzulegen im ſtande ſind, dazu iſt für die Viehhalter unter ihnen unter den heutigen Verhältniſſen eine Farm von zehntauſend Hektaren zu dem von Graf Pfeil angenommenen Satze von höchſtens einer Mark für das Hektar unbedingt nötig. Die vorausſichtlich noch mancher Steigerung unterworfene Preislage der für einen europäiſchen Haushalt unumgänglich nötigen Gebrauchsgegenſtände bedingt erfahrungsgemäß ſchon heute eine Ausgabe von rund 4000 Mark für eine Familie. Einige Tauſende aber muß der Anſiedler, der die erſten Jahre ſo gut wie gar keinen Überſchuß zu erzielen vermag, in ſpäterer Zeit alljährlich zurücklegen können. Die Erziehung ſeiner Kinder, die Abſicht, ihnen eine Kleinigkeit hinterlaſſen zu können, erfordert die Bildung eines kleinen Kapitals. In Zeiten der Not kann der Farminhaber gar in die Lage kommen, eine für ſein Vermögen ſehr empfindliche Zubuße an barem Gelde aufwenden zu müſſen, um nicht mit der ſchweren Arbeit wieder von vorn zu beginnen. Nur auf einer Farm von der angegebenen Größe iſt er im ſtande, nach mindeſtens vierjähriger harter Arbeit auf eine Einnahme von 6—8000 Mark im Jahre rechnen zu können.

Nun wird man mir entgegnen, daß der Ansiedler ja gar nicht in so kurzer Zeit eine so hohe Verzinsung seines kleinen Anlagekapitals zu erwarten brauche, daß er jedenfalls keinen Anspruch auf eine solche Rente machen dürfe. Aber lassen wir doch endlich die in unserer europäischen Welt eingebürgerten Begriffe von hohen und niedrigen Zinsen bei der Untersuchung von Verhältnissen außer acht, in die sie nun einmal nicht hineinpassen. Gewiß wird der Auswanderer, der mit ungefähr 15 000 M. auswandert, etwa nach Nordamerika, nur unter sehr günstigen Umständen eine Einnahme von 7000 M. dort nach ungefähr zehnjährigem Aufenthalt sich zu schaffen im stande sein. Aber er braucht dort auch nicht den zahlreichen Möglichkeiten Rechnung zu tragen, die in einem so unfertigen Lande, wie Südwestafrika es nun doch einmal noch lange Jahre hindurch sein wird, seinen Besitz von Zeit zu Zeit schwer schädigen können. Ich will dabei ganz von Zeiten kriegerischer Unruhen absehen, in denen sein und seiner Angehörigen Leben schwerer Bedrohung ausgesetzt sein kann. Für alle Unannehmlichkeiten, die er auf sich nimmt, für all die Gefahren, denen er sich und sein Eigentum aussetzt, muß er auf der andern Seite die Aussicht auf den doch wahrlich nicht zu hohen Vorteil haben, nach einem Jahrzehnt angestrengter Thätigkeit sich und seiner Familie ein für koloniale Verhältnisse noch immer recht mäßiges Jahreseinkommen zu sichern. Er wäre ein Narr, wollte er mit der Aussicht, mitsamt seinen Nachkommen auf den Standpunkt eines von der Kultur ein klein wenig beeinflußten Eingeborenen hinabzusteigen, in unser Schutzgebiet ziehen, während er mit ihnen in anderen Ländern unserer Erde

ein zwar schlechtes, aber immerhin europäisch gesittetes Leben zu führen vermag. Den zwecklosen Wunsch, eine Schar weißer Hottentotten großziehen zu wollen, wird man unseren kolonialen Kreisen nicht wohl zutrauen dürfen. Darum mögen sie mit aller Kraft dafür eintreten, daß nur und ganz allein die wirkliche Natur des Landes und nicht die unausführbaren Pläne europäischer Theoretiker, zu denen bei der Beurteilung afrikanischer Verhältnisse auch hiesige Landwirte zu rechnen sind, bei der Inangriffnahme der Besiedelung berücksichtigt werden. Wenn dann langsam und im Lauf von Jahrzehnten die Preise für europäische Bedarfsgegenstände gesunken sind, der Wert der Erzeugnisse der Viehwirtschaft dagegen sich gehoben hat, dann, aber auch dann erst mag eine Verkleinerung der ursprünglichen Farmen durch Verkauf und durch Erbteilung Platz greifen. So lange die heutigen Preislagen annähernd dieselben bleiben, so lange ist es ein Zeichen von äußerst geringer Kenntnis Südafrikas, wenn immer wieder die Bezeichnung „Großgrundbesitzer“ auf die Inhaber einer Farm von rund 10 000 Hektaren angewandt wird.

Inwiefern aber in einer andern Weise eine langsam fortschreitende Verdichtung der Bevölkerung stattfinden mag, ist in diesen Reiseschilderungen schon einmal angedeutet worden. Die Gegenden, die zuerst der Schauplatz der kolonisatorischen Thätigkeit einer größeren Anzahl von Ansiedlern sein werden, die Thalebenen der bedeutenderen Flüsse, können dies nur dann werden, wenn man darauf verzichtet, zunächst kleine Leute hinauszusenden, die auf eigene Kosten sich vom Gartenbau ernähren sollen. Das ist ein Unding, und solange nicht eine kapitalkräftige Gesellschaft die Ver-

wertung solcher Ländereien in die Hand genommen hat, ist von allen Gartenbauversuchen nur abzuraten. Selbstredend verstehe ich hier unter Gartenbau nicht die Erhaltung und Pflege jener Gemüse- und Getreidegärten, die der südafrikanische Farmer vermittels eines kleinen Stauwerks bewässert, um ihnen seinen Hausbedarf an Feldfrüchten zu entnehmen. Hier hat der intensive Landbau vielmehr eine ganz andere Aufgabe zu erfüllen, nämlich die Erzeugung solcher Früchte, die eine mit hohen Beförderungskosten verbundene Ausfuhr zu ertragen vermögen. Ich brauche an dieser Stelle nicht noch einmal des näheren auszuführen, wie in unserem Schutzgebiet alle jene Früchte, die am Kap und in den Mittelmeerländern so ausgezeichnet gedeihen, gut fortkommen. Nur darauf will ich aufmerksam machen, welch großen Vorteil es schon für unser Vaterland bedeuten würde, wenn in einer absehbaren Zukunft all das Geld, das heute allein für die kostspieligen Südweine in fremde Taschen fließt, deutschen Weinbauern in Südwestafrika zu gute kommen würde, die am mittleren Lauf der größeren Flüsse im stande sein würden, die gesamte erforderliche Menge der Port- und Xeres-ähnlichen Sorten zu liefern. Nicht minder wäre dies Gebiet im stande, unseren Bedarf an Rosinen, getrockneten Feigen und ähnlichen für die Ausfuhr auf große Entfernung geeigneten Südfrüchten zu decken. Aber ich wiederhole: nur wirklich leistungsfähige Gesellschaften oder vermögende Leute dürfen eine derartige Ausnutzung des bewässerbaren Landes in die Hand nehmen. Was bis jetzt von einzelnen in dieser Richtung gethan ist, bleibt in sofern lobenswert, als es das Gedeihen einer Anzahl von Südgewächsen in dem herrlichen

Klima Südweſtafrikas erwieſen hat. Aber es bleibt verſchwindend gering im Vergleich zu dem, was ſelbſt an den betreffenden Stellen hätte geſchehen können. Möge es bald anders und beſſer werden!

14. Kapitel.

Unter den Feldhereros.

Wenn ich jemals etwas lebhaft bedauert habe, so war es die Unmöglichkeit, von dem schönen Lande am oberen Elefantenfluß im Interesse der künftigen Besiedelung Besitz zu ergreifen. Einige Ritte in dies Gebiet hatten genügt, um in mir die Überzeugung zu befestigen, daß wir es hier mit einer nicht allein durch gute Weidegründe ausgezeichneten, sondern reichlich mit Wasser versehenen Landschaft zu thun hatten. Aber mein letzter Ausflug in dies Hochland genügte, um mich in dem Gedanken zu bestärken, daß eine Farmausgabe in diesem Gebiete vorläufig zu den Unmöglichkeiten gehöre.

In der zweiten Hälfte des Juli ritten Duft und ich eines Morgens auf und davon, er, um ein von Geerd Wiese entdecktes Erzlager zu untersuchen, ich, um die Lage der wasserscheidenden Bergzüge genauer festzustellen. Der kühle Wind, der uns während des schnellen Reitens umwehte, verscheuchte bald die letzte Müdigkeit, und zwei Stunden nach dem Aufbruche hielten wir auf der Höhe

zur kurzen Rast. Hinter uns lag zu unsern Füßen in wildem Durcheinander ein Gewirr von Hügeln und Felsgraten, das Land um Windhoek, über dem in blauer Ferne der hohe Berg von Ongeama in die klare Morgenluft emporstieg. Vor uns im Osten dehnte sich ein leichtgewelltes Hochland, das von einer im entlegensten Nordost sich verlierenden Bergkette begrenzt wurde. Und zur Rechten, im Süden, türmten sich die Zacken und Gipfel der östlichen Awasberge in so scharfer Deutlichkeit auf, daß man das Gefühl hatte, eine im Übermut abgefeuerte Kugel müsse in der nächsten Sekunde in eines der hellen Quarzriffe einschlagen, die mehr als zehn Kilometer von uns entfernt lagen. Dann aber spornte ein Hieb mit dem Schambok (Peitsche aus Rhinoceros- oder Giraffenleder) die Pferde aufs neue zu schnellerer Gangart, und ein halbstündiger Galopp über niedrige Höhen und durch Thäler, in denen an verschiedenen Stellen beträchtliche Wasseransammlungen auf die hohe Lage des Landes (1800 bis 1900 Meter über dem Meere) deuteten, brachte uns an den Platz, an dem wir unsere Mahlzeit einzunehmen beabsichtigten.

Auf freier Fläche inmitten des immer mehr sich verbreiternden Thales erhob sich die Reisighütte unseres Freundes Classen, desselben, den wir im vergangenen Jahre in seinem einsamen Felsennest auf Heusis kennen gelernt hatten und der nun mit seinem Kameraden Johr sich unter den nach Süden gezogenen Hereros von Okahandja aufhielt, um Rinder und Kleinvieh einzuhandeln. Als wir anlangten, saß er gerade beim Kaffee, und während ein nackter Jüngling unsere ein wenig erhitzten

Pferde langsam auf und abführte, erteilte er seine Befehle innerhalb des Dornenkraals, der sich um seine Hütte zog. Bald stand ein kräftiges Mahl auf dem Tisch, dessen Hauptgericht der Rücken eines kürzlich erlegten Kudu geliefert hatte. Dabei schweifte der Blick über das Thal, dessen Gras- und Buschweiden in der Nähe des Flusses von Gruppen mächtiger Akazien unterbrochen waren, unter denen die Kraale und Hütten der Hereros lagen, während in der Ebene weidendes Vieh in Herden einherzog. Auch wir waren bemerkt worden, und neben den Eingeborenen, welche die Absicht zu kaufen herführte, stellten sich zahlreiche Neugierige ein, so daß in kurzer Zeit eine lärmende Menge von wohl fünfzig Kaffern um uns versammelt war.

Man muß ein gut Teil Geduld besitzen, um unter diesen großen Kindern die nötige Ruhe zu bewahren. Am meisten bedarf natürlich der Händler der Mäßigung, und Classen besaß diese Eigenschaft in hohem Grade. Da kommen zum Beispiel zwei riesige, schwarzbraune Jünglinge in stolzer Haltung geschritten, nur mit der Hüftkleidung aus ledernen Riemen angethan, die Wurfkeule mit beiden Armen hinter dem Nacken haltend. Sie treiben ein paar elende Ziegen heran, und nun entspinnt sich ein Handeln von endloser Dauer. Der Weiße ergreift einige Platten Tabak und zwei Taschenmesser und legt sie auf eine umgestülpte Bierkiste. Kaum haben aber die beiden den Inhalt der hölzernen Waarentruhe erspäht, da wühlen auch schon die mächtigen ocker- und fettüberzogenen Hände darin herum und ziehen gleich darauf eine Hose und einen Rock aus Cordroy und ein paar halbseidene Kopftücher hervor. Classen nimmt ihnen mit größter Ruhe

die Dinge aus den Händen und läßt nur ein eintöniges „kak“ (eigentlich kako d. h. nein) vernehmen. Dann wendet er sich zu uns, und während wir in größter Ruhe uns dem Essen widmen, tobt neben uns ein lärmendes Wortgefecht, ähnlich dem zweier Trödler vom alten Mühlendamm. Nach zehn Minuten wiederholt sich die Geschichte mit ähnlichem Erfolge, nur daß Classen noch eine Platte Tabak zu den übrigen legt. Wieder stürmische Weigerung, wieder das kurze aber inhaltreiche „kak“ und Fortsetzung unserer Mahlzeit. Darauf ergreift einer der beiden Riesenjünglinge kurz entschlossen Rock und Hose, auf die er es hauptsächlich abgesehen hat, und entfernt sich langsamen Schrittes mit seiner Beute. Wie der Wind jedoch ist der Händler hinter ihm her, und während wir innerlich belustigt den sofortigen Beginn einer regelrechten Prügelei erwarten, erscheint plötzlich auf einer Anhöhe ein Friedensstifter in Gestalt eines zehnjährigen nackten Knaben, der zwei kleine Ochsen vor sich hertreibt. Der große Augenblick, auf den Käufer und Verkäufer gewartet haben, ist da. Dieser, der ganz genau weiß, daß der Kaffer den Anzug um jeden Preis zu kaufen wünscht und ihn bezahlen kann und will, läßt die beiden Tiere ohne weiteres in seinen Kraal treiben; noch einmal eine kurze, erregte Verhandlung, darauf plötzliche Stille, und vergnügt lächelnd empfangen die beiden Kerls ihre Waren. Gleich darauf aber, während sie noch den eben gekauften Tabak in die bunten Tücher wickeln, wenden sie sich zu uns und „tabako makaia“ (Gieb uns Tabak) erschallt es wie aus einem Munde. Lachend weigern wir uns, und kopfschüttelnd treten die Zwei seitwärts, um andern Neugierigen und

Bettelnden Platz zu machen. Während einer von diesen ohne weiteres mein neben mir stehendes Gewehr ergreift und den andern laut schreiend die innere Einrichtung zu erklären sucht, betrachtet uns ein halbes Dutzend mit Vorderladern ältester Art, sogenannten Pavianspfoten, bewaffneter Leute stumm und gespannt, etwa mit demselben geistvollen Gesicht, mit dem der Berliner Philister die Vertreter fremder Völkerschaften im Panoptikum anstarrt. Da berührt mich leise eine Hand; es ist ein alter Herr neben mir, der den Kordstoff meines Rockes einer sachverständigen Prüfung unterwirft und nicht wenig erschreckt zurückfährt, als ihm ein kräftiges „Na, zum Donnerwetter!" entgegenklingt. Wieder ein anderer, einer der wenigen europäisch gekleideten Männer, setzt mich trotz seiner Höflichkeit in die peinlichste Verlegenheit, denn er richtet in schrecklichem Holländisch die Frage an mich: „Mister, nieuwes praat van de orlog!" (Herr, erzählen Sie etwas Neues vom Kriege!) Da ich ihm mit dem besten Willen nichts Gutes mitteilen konnte, wies ich ihn kurz mit der Bemerkung ab, in Kriegen, welche die Europäer führten, gäbe es überhaupt keine Neuigkeiten.

Aber bei aller Aufdringlichkeit der schwarzen Bande war der Gesamteindruck, den die statuengleichen Gestalten der Leute hervorriefen, ein hervorragend guter. Nichtsdestoweniger waren wir zufrieden, als am Nachmittag ein Bote ein von einem nahen Viehposten bestelltes Pferd für Classen brachte, der es übernommen, uns auf den richtigen Weg nach Wieses Platz zu bringen. Die Beschreibung, die man uns von diesem Wege gegeben, zeichnete sich durch alles andere, als durch Genauigkeit aus. Es war uns ge-

Feldherero.

sagt worden: „Reiten Sie von Classens Platz aus so lange nach Osten, bis Sie auf eine durch das Grasland nach Südost abzweigende Wagenspur stoßen. Dieser folgen Sie mehrere Stunden über das Hügelland hinweg, dann werden Sie die Werft des Buren schon sehen.“ So ritten wir denn los im Vertrauen auf unsere guten Augen und unsere allmählich erworbene Fähigkeit, eine größere Spur zu lesen, doch wir hatten nicht mit den um diese Jahreszeit bereits herrschenden Feldbränden gerechnet. Zwar gelang es uns, die Spur selbst nach längeren Versuchen aufzutreiben. Auf der Suche nach den im überwachsenen Boden schwer erkennbaren Eindrücken der Räder begegneten uns mehrfach ganze Trupps von nackten Feldhereros; stolz schritten sie auf uns zu, um uns nach Landessitte zur Begrüßung die Hand zu reichen, doch es dauerte nicht lange, so klang auch schon wieder das vertraute „tabako makaia“ an unser Ohr.

Endlich, nachdem Classen uns verlassen, konnten wir uns langsam in Bewegung setzen, in der Richtung auf eine gewaltige Bergmasse, die sich etwa halbwegs Scïs auf der Wasserscheide zwischen Elefanten- und Schaffluß erhebt. Aber o weh! Kaum waren wir eine Viertelstunde geritten, da lag vor uns in einem flachen Thale eine ganze Fläche verkohlten Grases, auf deren schwärzlichem Grunde die Asche das Verfolgen der Radgeleise unmöglich machte. Vergebens versuchten wir auf der anderen Seite die Spur aufs neue zu fassen. Jeder Versuch, dieselbe irgendwo anzuschneiden, blieb wegen der Härte des Bodens auf den gegenüberliegenden Thalhängen für unsere Augen ohne Erfolg. Nun galt es auf gut Glück drauf loszureiten,

hinein in ein uns beiden völlig unbekanntes Gebiet. Und dabei sank die Sonne tiefer und tiefer, und als wir schließlich auf der Höhe eines langen Hügelzuges anlangten, sahen wir ein, daß wir uns gründlich verirrt hatten. Eine erhebende Gewißheit in der That, in unbekannter Wildnis ohne jeglichen Schutz eine Winternacht im Freien zubringen zu müssen, denn wir hatten in der sicheren Erwartung, vor Sonnenuntergang bei Wiese einzutreffen, nicht eine einzige Decke mitgenommen. Zum Überfluß hatte sich auch das landschaftliche Bild, wie es die verschiedene Form der Berge und die wechselnde Beleuchtung mit sich bringen, während unseres Fehlreitens so sehr verändert, daß wir beim besten Willen nicht mehr wußten, wo wir uns befanden. Vor uns im Süden dehnte sich ein ungeheures Hochland aus, über das in weiter Ferne marmorgraue Bergwände herüberschimmerten, endlose Grasflächen, die das Quellland des Schaffluſſes bilden. Da wir glaubten, Kubabub, die Niederlassung der beiden Tews, in großer Entfernung vor uns zu erkennen, ritten wir aufs neue drauf los, um womöglich noch unter Dach und Fach zu kommen, doch nach einstündigem Vordringen durch Gras und Gestrüpp erkannte ich, daß uns eine helle Klippe auf einem niedrigen Hügel getäuscht hatte. Nun ging es zurück, denn wir wollten wenigstens einen Bach wieder erreichen, den wir kurz zuvor gekreuzt hatten, um vor Einbruch der Nacht unsere Pferde noch einmal zu tränken. Als wir ihn erreicht hatten, war die Sonne mittlerweile untergegangen, und im Abendschatten lag düster und drohend im Nordwesten die unbeschrittene Endmauer des Awasgebirges. Die Schluchten unter dem Kamme

waren nur noch als schwarze Schatten zu erkennen, und unten, auf den weniger schroffen Abhängen, erblickten wir eine gelbe Prärie, im fahlen Dämmerscheine gespenstisch glänzend, deren Weiden, noch von keinem Rinde begangen, der Tummelplatz waren für die stolzesten Bergantilopen des südlichen Afrika. Während wir dann noch ein Stück weiter ritten, um eine geschützte Stelle am Abhange eines Hügels für unser Lager ausfindig zu machen, flammte es plötzlich am Himmel auf wie ein prächtiges Nordlicht. Und als die Nacht hereinbrach, da stieg es immer höher empor, eine blutigrote Lohe, die von Zeit zu Zeit aufschlug wie die Feuersäule eines mächtigen Vulkans. Es war ein Steppenfeuer auf den Bergen von Otjituesu, und trotz des Bedauerns, mit dem uns die Unsitte des Brandlegens stets erfüllte, waren wir doch ergriffen von der Großartigkeit dieser gewaltigen Bergfackel, die aus dem Grenzlande der Ovambandjeru in unser nächtliches Thal herüberleuchtete.

Die nun folgende Nacht war die abscheulichste, die ich in Afrika durchlebt habe, selbst jene erste nicht ausgenommen, die ich auf der Vorkiste des Ochsenwagens in der Wüste von Walfischbai zubringen mußte. Zu essen gab es nichts, obschon wir nach einem fünfstündigen, ununterbrochenen Ritt immerhin eine Kleinigkeit hätten vertragen können. Unser Bett war der nackte Boden, der sich an dieser Stelle außerdem ziemlich hart anfühlte. Unsere Decke war die Luft, und was für eine Luft! Schneidend kalt strich ein leiser Zug thalwärts und gegen Morgen war tüchtiger Frost eingetreten. Und dabei hatte die Sache noch einen komischen Beigeschmack, denn

ich hatte durch den Boten unserm Freund Wiese einige Tage vorher Nachricht gegeben, er möge eine ordentliche Mahlzeit bereit halten, damit ich am Abend dieses denkwürdigen Tages den gerade fälligen Geburtstag meines Bruders würdig begehen könne. Und nun saß der Bauer einsam an seinem Tische und verzehrte trauernd allein den riesigen Braten, seine Gäste aber lagen hungernd und dürstend, frierend und vor allem kolossal fluchend draußen im Felde und hätten, wenn auch kein Königreich, so doch das schönste Bett mit Vergnügen für eine Pferdedecke gegeben, wenn sie eine solche nur in diesem Augenblick gehabt hätten.

Es ist ein Zeichen der Gesundheit südafrikanischer Hochländer, daß man eine solche Nacht in solcher Lage ertragen kann, ohne irgend einen ernstlichen Schaden davonzutragen. Gegen Morgen gelang es mir, eine Stunde lang wirklich fest zu schlafen, und obwohl die Luft sich währenddessen unter Null Grad und der Boden, auf dem ich lag, wahrscheinlich noch mehr abgekühlt hatte, war ein ganz leichter Schnupfen die einzige Folge dieses angenehmen Zwischenfalls.

Endlich verblichen die Sterne, und bald ging auch die Sonne auf, zunächst allerdings noch außer stande, unsere erstarrten Glieder ein wenig aufzutauen. Dann fingen wir unsere Pferde wieder ein, die gespannt in der Nähe weideten, und sattelten auf, als Duft plötzlich einen Reitertrupp zu bemerken glaubte. Da dies Gebiet leicht von feindlichen Patrouillen durchstreift werden konnte, wollte ich mich in nicht gerade rosiger Laune über diese neue Störung unseres Ausfluges schußfertig machen, als

die vermeintlichen Reiter auch schon verschwunden waren, um nicht lange darauf in ihrer wahren Gestalt wieder zu erscheinen. Wir hatten soeben einen kleinen Fluß durchritten, der eine beträchtliche Menge Wasser führte, als vierhundert Meter oberhalb ein Rudel von etwa fünfzehn Kudus langsam durch den Fluß zog, darunter einige Bullen mit gewaltigem Gehörn. Sofort waren Hunger, Müdigkeit und Kälte vergessen, und wir versuchten uns von zwei Seiten an die Tiere anzupürschen, um ihnen den Weg abzuschneiden. Diese aber kannten die Gegend offenbar besser, als wir, denn nach mühevollem Emporklettern an der einen Seite des Thales sahen wir nur eben noch das riesige Lyragehörn eines Bullen in dem Gebüsch des Hügelrückens verschwinden. Doch der mißlungene Jagdversuch hatte uns neubelebt, und schon nach zwei weitern Stunden sahen wir, auf einem Hügelrücken entlangreitend, wieder hinab in das weite Thal des Olifant, wir sahen wieder die weidenden Herden und hörten von neuem das Lärmen und Lachen von den Hütten unter den Schatten spendenden Baumgruppen des Flusses zu uns heraufschallen. Einige Zeit darauf saßen wir zum zweiten Male vor Classens luftigem Palast, uns stärkend und unbekümmert um das Lärmen und Schreien der handelnden Kaffern, welche wieder in großer Zahl um die Hütte versammelt waren.

Wir fanden bei Classen einen Engländer, Namens Johnston, der sich erbot, Duft soweit zu begleiten, daß er den Weg zu Wiese nicht mehr verfehlen könne. Ich selbst hatte meine Abwesenheit von Windhoek wegen der zu erledigenden Postsachen auf nur zwei Tage bemessen und

mußte daher nachmittags den Rückweg antreten. Johnston hatte die Nachricht mitgebracht, daß wieder Witboois vor Windhoek sich aufhalten sollten. Ein Viehwächter wollte ihre Spuren in den Vorbergen des Awaslandes entdeckt haben. Obschon ich der Erzählung keinen rechten Glauben beimaß, hielt ich es doch für geraten, eine große Vorsicht walten zu lassen. Während mein Pferd mit mir in gestrecktem Galopp über die Höhen und durch die Thäler dahineilte, beobachtete ich eifrig den Boden, um, falls ich wirklich unter den im Wege eingedrückten Zeichen die Spuren feindlicher Reiter entdecken würde, einen nördlichen Umweg durch das von Hereros beweidete Gebiet einzuschlagen. An einer Stelle, welche für einen die äußersten Herden der Ansiedler beobachtenden Posten besonders günstig lag, dort, wo der Weg nach Awis über einen von Höhen überragten Engpaß hinwegführt, nahm ich zur größeren Sicherheit mein Pferd an den Zügel und kletterte, das schußfertige Gewehr in der Hand, über den einen der beiden seitlichen Berge hinweg, indem ich von Zeit zu Zeit erst die ganze Umgebung einer sorgfältigen Musterung unterzog. Die ganze Geschichte von der erneuten Anwesenheit der Hottentotten stellte sich hinterher als eine „Storie" heraus, allein ich bereute trotzdem meine Vorsicht nicht, denn in einer solchen Zeit die weitere Umgebung unseres Wohnsitzes unachtsam zu durchstreifen, wäre ein im höchsten Grade sträflicher Leichtsinn gewesen.

Der Leser wundert sich vielleicht, daß ich als deutscher Privatdozent mich bei diesem Nachhauseritte auf das Spurenlesen verlegte. Die Sache ist indessen in diesem Falle nicht so schwierig, wie sie auf den ersten Blick erscheint.

Denn erstens erlangt in diesem Lande jeder durch häufigen Aufenthalt in der freien Natur an und für sich eine gewisse Übung im Erkennen und Beobachten sonst unbemerkt bleibender Eindrücke, zweitens aber waren die Fußspuren der von den Witboois benutzten Pferde so eigenartig und so verschieden von allen sonst im Lande vorkommenden Hufspuren, daß ein Kind im stande war, sie von denen anderer Tiere zu unterscheiden. Die Notwendigkeit, ihre Pferde über ein mit zahlreichen scharfen Steinen besätes Gelände hinwegzubringen, die besonders im Kriege dieses Reitervolk oft zu erstaunlichen Leistungen veranlaßte, war die Ursache eines seltsamen Beschlages geworden. Das Eisen zeigte nirgends eine Öffnung, sondern es umschloß eben und ringförmig den ganzen Huf. Demzufolge wurden die Spuren unserer gewandten Feinde, wahrscheinlich sehr zu ihrem Leidwesen, aber ohne daß sie den Eisen eine andere Form zu geben wagten, in vielen Fällen ein Verräter ihrer Nähe.

15. Kapitel.

Leben in Windhoek während des Krieges.

Der von der Deutschen Kolonialgesellschaft gecharterte Dampfer „Marie Woermann", welcher am 23. August vor der Swakobmündung ankerte und in den folgenden Tagen Passagiere und Güter ausschiffte, landete außer den bereits erwähnten Ansiedlern mit ihren Familien eine neue, beträchtliche Verstärkung, bestehend aus hundert Mann mit drei Offizieren, den Leutnants v. Heydebreck, Lampe und v. Zicthen. Unter dem Jubel der Bevölkerung, den, von allen Bergwänden zurückrollend, der Donner der beiden Geschütze übertönte, fand an einem schönen Septembertage der Einzug der neuen Ankömmlinge statt. Aber die Freude war diesmal nur äußerlich. Noch war nicht einmal die Sorge wegen der zweiten Abteilung der mitgekommenen Ansiedler gehoben, und wir waren froh, als diese unter dem Schutze einer verstärkten Bedeckung endlich eintrafen. Sie waren in einer Nacht durch einige Schüsse erschreckt worden, die von einer hottentottischen Patrouille über das Lager hinweggefeuert wurden. Man

kann sich denken, in welcher Stimmung sich diese Männer befanden, die, zum Teil mit Frauen und Kindern ausgezogen, um sich eine neue Heimat in dem fremden Lande zu gründen, die niederschmetternde Wahrheit erfuhren, daß auf lange Zeit keine Möglichkeit vorhanden sei, eine Farm zu bewirtschaften. Einige von ihnen waren durch diese Nachricht völlig niedergedrückt, andere versuchten, so gut es ging, sich durch die Errichtung kleiner Läden eine geringe Einnahme zu sichern, und nur einer, der thätigste und energischste von allen, namens Heyn, gab kurz entschlossen sofort den Gedanken an die Farm auf. „Wozu soll ich meine Zeit mit Abwarten verlieren, während meine Frau und Kinder verhungern können? Das ist nichts, hier muß gearbeitet werden, und wenn ich kein Viehzüchter sein kann, richte ich eine Speisewirtschaft für die Soldaten ein.“ Das war die erste Äußerung eines der Neuen, die mir gefiel, und während die andern sich in Klagen über die Zustände und das Syndikat für Siedelung ergingen, die ja berechtigt waren, aber doch keine Änderung herbeiführen konnten, ging er rüstig und trotz ihm von verschiedenen Seiten entstehender Anfeindungen ans Werk. Bald erhoben sich im Thale unterhalb meines Beobachtungshauses Hütten und Zelte, und im Schatten der Akazien standen einfache Tische und Bänke, roh zusammengezimmert aus vier Holzpflöcken und einem Brett. Daran eine vergnügt essende und plaudernde Menge jugendlicher Soldaten, zwischen denen Frau Heyn, die Tochter eines preußischen Adligen bekannten Namens, mit ihren frischen Kindern herumhantierte, als sei sie von Jugend auf keine andere Thätigkeit gewohnt gewesen. Abends aber, wenn

der Verkehr nachgelassen hatte, versammelte sich oft ein gemütlicher Kreis um ihren Tisch, und wenn die kleineren Kinder, denen die köstliche Luft Hochafrikas besser bekam, als die schweren Nebel ihres ostdeutschen Geburtslandes, zu Bette gebracht waren, dann beleuchteten die Sterne des südlichen Himmels einen echt deutschen Familienkreis, in dem wir uns bedeutend wohler fühlten, als in den öden Räumen unseres weiten Hauses auf der gegenüberliegenden Seite des Thales.

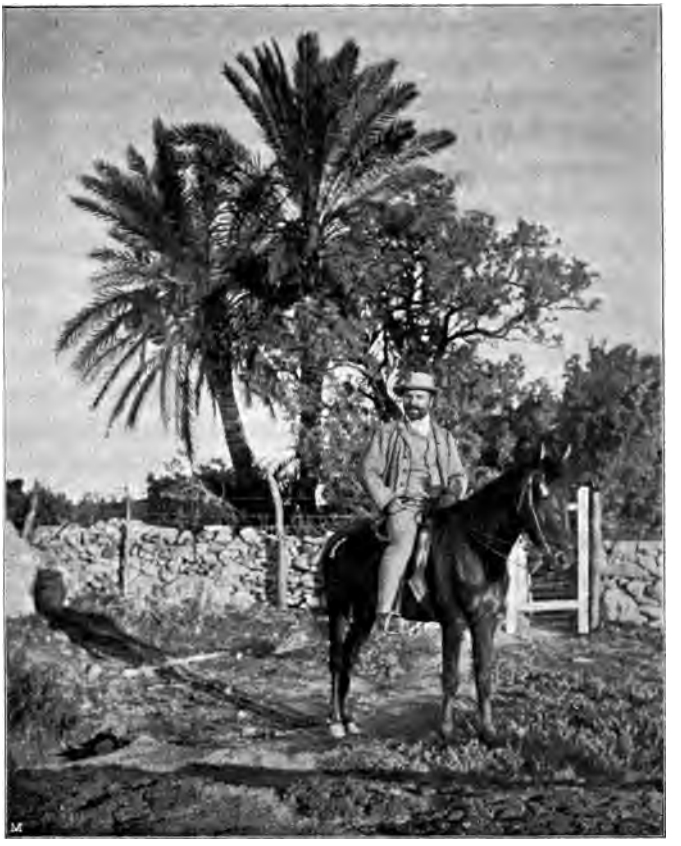
In der That ist es gerade kein Vergnügen, wenn man neben der an sich zur Genüge anstrengenden Berufsthätigkeit noch Haushaltungssorgen aller Art hat. Heute raucht die Küche, und es ist kein Mann zum Ausbessern zu bekommen, also wird hinausgezogen mit Töpfen und Kesseln und eine Art Feldküche auf dem Hofe aufgeschlagen. Morgen dagegen weht ein starker Wind, und da der Herd noch nicht ausgebessert ist und das Feuer im Freien nicht brennen will, so giebt es außer etwas aufgewärmter Suppe nur kaltes Rindfleisch. Denn so schrecklich es klingt, wir Junggesellen waren unsere eigenen Köche, und so unwahrscheinlich es wiederum klingt, wir hatten uns allmählich eine große Fertigkeit in der Herstellung abwechslungsreicher Mahlzeiten erworben. Unterstützt wurden wir durch die anfangs noch herrschende Billigkeit des Fleisches und durch gelegentliche Jagdbeute. Ja, einmal ereignete sich sogar der unerhörte Fall, daß wir von einem Herero eine Anzahl schöner fetter Hammel zum Geschenk erhielten. Prinz Kawiseri, der Bruder des alten Kamaharero, erschien eines Tages und überbrachte trotz seines sprichwörtlich gewordenen Geizes für jeden von uns

Schlachtvieh, das die Leute des in seinen Zügen Moltke ähnelnden Alten unter großem Getöse herbeischleppten. Mein Anteil an dem Geschenk wurde mit der achtungsvollen Bemerkung begründet, es habe im vergangenen Sommer so außergewöhnlich gut geregnet, daß das ganze Volk meine Kraft bewundere, und daß er als einer der Vornehmsten mir diese Anerkennung in der geschilderten Art bestätige.

In solchen Zeiten des Überflusses war es eine Freude, Assessor Köhler, den geborenen Leiter unserer Tafel, in der Küche wirtschaften zu sehen. Auf dem Tische neben sich nicht selten ein Aktenstück lesend, mußte er um unsres Leibes Nahrung willen oft drei Stunden in dem heißen Raume zubringen, hier Anordnungen erteilend, dort einen ungeschickten Jungen an . . . feuernd, bald ein dienstliches Schreiben unterzeichnend, bald mit geschickter Hand eine Speise anrührend. Denn die meisten Gerichte durfte man nie aus den Händen lassen, wollte man sie nicht verdorben auf den Tisch bekommen, und selbst wir Mitbewohner des Hauses hatten eine Lehrzeit durchzumachen, ehe uns das gestrenge Oberhaupt an die geweihten Schüsseln heranließ, in welchen er für besondere Festlichkeiten die Puddings und Speisen ansetzte, deren Herstellung seine Glanzleistung bildete. Ich denke noch heute an die Worte zurück, die er mir bei der ersten derartigen Arbeit zurief: „Herr Doktor, Sie dürfen beim Ansetzen dieser Speise noch nicht mitthun, aber Sie können sich nützlich machen und das Eiweiß zu Schnee schlagen.“ Da saß ich denn und quirlte drauf los, bis ich durch eine übereifrige Bewegung glücklich den Topf mit seinem Inhalt vom Tische

fegte und Köhler voll Schmerz die Geschichte ohne Eierschnee auf die Tafel bringen mußte. Meine Braten, v. Bülows Perlhühner in Mayonnaise und Dufts Tunken dagegen erfreuten sich des ungeteilten Beifalls der häufig bei uns vorsprechenden Gäste, und unsere Fleischbrühe suchte wohl auf der ganzen Erde ihresgleichen, denn bisweilen hatten wir für sechs Personen eine Suppe von vierunddreißig Pfund Fleisch auf dem Tische, da es damals auf zehn Pfund mehr noch nicht ankam. Und sogar die Damen, deren Zahl durch die Ankunft der neuen Ansiedler beträchtlich gestiegen war, gaben ohne Zögern zu, solche Leistungen auf diesem Gebiete den Herren der Schöpfung niemals zugetraut zu haben. So verkehrt war schließlich die Welt, in der zu leben wir durch die Umstände genötigt waren, daß am Geburtstage Ihrer Majestät der Kaiserin, den wir durch eine große Abendgesellschaft im schön geschmückten Speisesaal unseres Hauses festlich begingen, Schwabe und ich die Damen der Offiziere und Ansiedler empfingen, indem wir ihnen das Bedauern der anderen Herren aussprachen, die noch in der Küche mit Fertigstellung der Mahlzeit beschäftigt seien.

So hatten wir uns durch vielmonatliche Thätigkeit im Nebenamte der kaiserlichen Kommissariats-Küchenmeisterei zu sachkundigen Beurteilern fremder Leistungen auf dem wichtigen Gebiete des Haushalts im allgemeinen und der edlen Kochkunst im besonderen herangebildet. Man halte übrigens die Fähigkeit, schmackhafte Speisen in genügender Abwechslung auf den Tisch zu bringen, ja nicht für eine Nebensache. Wir haben an uns selbst erfahren, wie wesentlich besonders bei der Notwendigkeit, täglich längere Zeit am



Assessor Köhler.

Schreibtische thätig zu sein, gerade in dem gleichmäßigen Klima der Kolonie und bei der damals sehr beschränkten Möglichkeit, Gemüse und Früchte anders als in eingelegtem Zustande zu verwenden, Rücksicht auf jene beiden Forderungen zu nehmen ist. Nichts rächt sich so schwer an der Gesundheit, als eine Vernachlässigung der Küche, und ich glaube deshalb, daß hier für die Frauenwelt in einer werdenden Kolonie ein reiches und lohnendes Feld der Thätigkeit liegt. Wer wie wir nur auf einige Jahre dort draußen zu thun hat, kann, wie es uns bisweilen Monate hindurch erging, ruhig einmal gewisse Entbehrungen ertragen. Wer dagegen für immer hinüberzieht, der wird weit mehr Lust und Liebe zur Arbeit behalten, wenn er nicht genötigt ist, in seiner Lebensführung sich allzusehr den Gewohnheiten eines Hottentotten oder im besten Falle eines gewöhnlichen Bastards anzubequemen. Der in ganz Südafrika so ungemein verbreitete Alkoholismus, dem viele Farmer und einsam lebende Händler wenigstens zeitweise verfallen, wenn sie nach längerem Aufenthalt fern von Niederlassungen in einen größeren Ort kommen, ist sicherlich zum nicht geringen Teil durch das unabweisbare Bedürfnis des Magens veranlaßt, nach der ewig sich wiederholenden, reizlosen Feldkost einer kräftigen Anregung teilhaftig zu werden. Den Erfolg, welchen Heyn mit seiner Speisewirtschaft erzielte, schreibe ich nicht zum wenigsten dem Umstande zu, daß die geschickte Leitung seiner Küche den reichlich, aber einseitig verpflegten Soldaten die Möglichkeit bot, dies Bedürfnis nach Abwechselung und nach die Verdauung anregenden Speisen zu befriedigen. Wir haben aber ferner auf Grund eigener Erfahrung gesehen, daß die Aufgabe, das Getriebe eines

Haushalts gut und richtig im Gange zu halten, eine solche Fülle von Kenntnissen und Mühen erfordert, daß emanci-piertes Wesen und die Erfüllung jener Pflicht sich aus-schließen. Sämtlichen Verteidigern einer Gleichstellung der Frau auf allen Gebieten des Lebens sei ein Studienauf-enthalt in Südwestafrika empfohlen. Wer von ihnen dann nicht gebessert zurückkehrt, dem ist nicht mehr zu helfen. Drüben wenigstens läßt sich beides kaum vereinigen, und ich denke, es wird auch hierzulande nicht viel anders sein. Uns hat es jedenfalls oft innerlich belustigt, wenn die Damen die Herren für sich kochen und sich die von uns gekochten Gerichte munden ließen, während sie nicht im stande waren, uns einen von ihnen erbetenen Rat hinsichtlich der richtig-sten Zubereitung mit den vorhandenen Mitteln zu erteilen. Dabei wußten sie indessen weise über Theater, Sport und europäische Politik zu sprechen. Schwabe und ich haben einen Fall erlebt, den wir nicht leicht vergessen werden, da er für die Vorstellungen, mit welchen manche Leute auswandern, bezeichnend ist. Wir waren von Ansiedlern nach Klein-Windhoek eingeladen, und die Dame des Zeltes saß bei unserer Ankunft in ihrem bequemen Segeltuchstuhl und las eifrig in Drummonds „Naturgesetz in der Geistes-welt". Mittlerweile verbrannte draußen der Braten, und auch die anderen Gerichte, welche bald darauf zum Vor-schein kamen, zeichneten sich durch mindere Güte aus. Weder die Dame selbst noch ihr europäisches Dienstmädchen verstanden eben etwas vom Kochen. Übrigens begegnete uns dergleichen nicht etwa nur einmal, sondern öfters und auch an anderen Stellen.

Da ich einmal ins Tadeln gekommen bin, so mag

an dieser Stelle noch einer anderen Angelegenheit gedacht werden, die zu Nutz und Frommen künftiger Ansiedler besonderer Betonung bedarf. Sie betrifft das ganz unberechtigterweise nach drüben übertragene gesellige Leben Europas. Ich habe nichts dagegen, wenn sich auch in Südwestafrika gute Bekannte von Zeit zu Zeit aufsuchen und den Abend gemütlich miteinander verbringen. Dabei darf dann auch die landesübliche Gastfreundschaft in ihre Rechte treten, und es braucht mit dem, was das Land bietet, nicht gekargt zu werden. Aber es ist doch ein ander Ding, wenn man den ganzen Ballast von Pflichtbesuchen, wenn man ferner die sämtlichen in Europa nun einmal hergebrachten Formen des geselligen Lebens ohne weiteres auch in eine eben im Entstehen begriffene Kolonie zu verpflanzen sucht. Männer und Frauen haben dort wahrlich mehr und Besseres zu thun, als sich mehrmals in der Woche, womöglich auf eine förmliche Einladung hin, zu einer Gesellschaft im vollsten Sinne des Wortes zusammenzufinden. Von dieser schloß der „gesellschaftsfähige" Damenkreis die Nachbarinnen aus, die ihm nicht „gebildet" genug waren. Dabei aber war man doch wieder soweit aufeinander angewiesen, daß man sich nicht scheute, das Tafelgeschirr von den Ausgeschlossenen zu entleihen!

Während sich eben erst das Grab über neuen Opfern des Krieges geschlossen hatte und das Lazarett mit Verwundeten gefüllt war, und während die Betreffenden selber nicht wußten, wovon sie bei dem allgemeinen Niedergang die nächsten Jahre hindurch leben sollten, wurden Bälle geplant und Picknicks veranstaltet trotz unseres allseitigen scharfen Hinweises darauf, daß sich solche Zeit- und Geld-

vergeudung weder in diesen ernsten Tagen, noch für Leute schicke, welche zur Arbeit und nicht zum Vergnügen in das Land gekommen seien. Eines der Picknicks zu verhindern, war uns indessen nicht gelungen, und wir gaben uns das Wort, den übermütigen Geistern eine kleine Lehre zu erteilen. Wohl oder übel hatten wir satteln müssen, und am Morgen ging es hinaus bis dahin, wo der Fluß von Klein-Windhoek zuerst aus den Felsengen seines Ursprungsgebietes in das breiter werdende Thal heraustritt. Ohne viel Schatten und unter großer Unbequemlichkeit brachten wir die Zeit bis zum Mittag hin, alles wohlbewehrt, denn in diesem entlegenen Thale konnte uns leicht eine streifende Patrouille des Feindes überraschen. Als dann der von uns vorausgesehene Vorschlag gemacht wurde, auch noch den Nachmittag und Abend hier zuzubringen, durchbrachen wir Herren kurz entschlossen und beinahe die Höflichkeit außer Acht lassend, die gesellschaftliche Form, indem wir rund heraus erklärten, es sei schon ein Leichtsinn, in Begleitung von Damen, von denen einige noch dazu erst angehende Reiterinnen waren, in diesen Kriegsläuften hier draußen so lange zu verweilen. Trotz des lebhaften Bedauerns der Teilnehmerinnen begannen wir unsere Pferde zu satteln, und zurück ging es noch am frühen Nachmittage, während wir uns untereinander das feste Versprechen abnahmen, nie wieder eine derartige, unter den dermaligen Verhältnissen ganz unangebrachte Geschichte mitzumachen. So ließ das Ende dieses Tages in allseitigem Ärger und Verdruß wohl auch die bisher nicht Überzeugten erkennen, daß man nicht zur Veranstaltung geselliger Vergnügungen auswandert, und das

war wenigstens eine gute Folge des „Picknicks in Waffen", wie es noch lange nachher genannt wurde.

Wir selbst gaben uns nach diesem mißglückten Versuch, uns das drüben wahrhaft unerträgliche Joch förmlichen Verkehrs aufzuzwingen, mit erneutem Eifer unserer Thätigkeit hin, die in dieser, unserm Frühling entsprechenden Jahreszeit durch angestrengte Arbeit im Garten vermehrt wurde. Wir hatten uns vorgenommen, mit Hilfe unserer Diener alle Anlagen und die ganze weitere Bearbeitung selbst auszuführen. Wir verweigerten deshalb die Annahme der uns angebotenen Hilfe von Seiten der Truppe und haben auf diese Weise Gelegenheit gehabt, die Anforderungen, welche intensiv betriebene Kulturen namentlich an die künstliche Bewässerung stellen, besser beurteilen zu lernen, als ein nur in Europa vorgebildeter Landwirt.

Unsere fortgesetzte Thätigkeit ward durch unerwarteten Erfolg belohnt. Über fünfzig große Beete lagen wohlbearbeitet im Schatten dichtbelaubter Akazien, deren Schutz in dieser Meereshöhe eine wesentliche Bedeutung hat. Fehlen die Bäume, so wirkt in der dünnen Luft solcher Landschaften die verbrennende Kraft der Sonne mit verdoppelter Stärke auf die zarten Pflänzchen. Die europäischen Gemüse, Erbsen, Bohnen, mehrere Kohlsorten und Kartoffeln standen gut, unsere Beete mit Mais und Tomaten aber würden den Stolz jedes gelernten Gärtners gebildet haben. Einige Zitronenbäumchen, Pfefferstauden und die jungen, zwischen dem Gemüse sich kräftig entwickelnden Wassermelonen vertraten die Pflanzen wärmerer Gegenden und über die Sammelbecken des Quellwassers

warf hochgewachsener Rizinus seinen tiefen, kühlenden Schatten. Aber welche Arbeit kostete uns die Erhaltung des Gartens, von dessen Früchten wir alle außer Duft nichts mehr genossen haben! Man sollte kaum für möglich halten, welche Wassermassen der graubraune aus zerfallenem Gneis gebildete Boden verschlingt. Jeden zweiten Tag mußten wir anfangs die Pflanzen mit einer solchen Flüssigkeitsmenge überschütten, daß trotz des starken Zulaufs ab und zu die großen Sammelbecken leergeschöpft waren und wir ihre erneute Füllung abwarten mußten, um in unserer Arbeit fortzufahren. In einer Hinsicht allerdings war unser Platz vor den anderen Gärten bevorzugt. Hier zeigten sich nicht jene salpeterhaltigen Niederschläge, die an anderen Stellen den Boden trotz ständiger Berieselung mit einer rotgelben Kruste überzogen und einzelne Kulturen geradezu vernichteten.

Nach gethaner Arbeit aber waren es trotz der wenig erfreulichen Zeiten oft recht gemütliche Stunden, die wir bei O. Nitzsche auf der Veranda des von Mertens und Sichel neu erbauten Stores oder in einem durch aufgestapelte Kistchen und Tuchballen wie ein behagliches Zimmerchen abgetrennten Winkel des Lagerhauses von Schmerenbeck verplauderten. Bei einem Glase schäumenden Bieres, und als dies nach dem Ereignis von Horebis nicht mehr zu haben war, bei einer Tasse Thee saßen wir und ließen uns aus den Erinnerungen des weitgereisten Mannes erzählen. Die Schilderung seiner Reisen nach den Ufern des Ngamisees und durch die wilden Steppen der Kalahari boten uns mehr Wissenswertes als manche von Jagdgeschichten strotzende Reisebeschreibung. Und was die Haupt-

sache war, man hatte bei seinen Worten die Überzeugung, daß alles, was er uns zum besten gab, sich wirklich in der dargestellten Weise ereignet hatte. Die Leiden und Anstrengungen, die viele dieser einfachen Händler und Jäger auf ihren Reisen auszustehen hatten, die hartnäckige Kühnheit, mit der sie die größten Schwierigkeiten in unbekannten Ländern überwanden, sind bewundernswerter, als die ruhmrednerisch aufgebauschten Fahrten eines Stanley, die, mit unendlich viel größeren Mitteln unternommen, von zahlreichen alten Südafrikanern einfach belächelt werden. Und leistet nicht die von einem gesunden Verstande geleitete Thätigkeit dieser Leute der Erschließung entlegener afrikanischer Gebiete einen besseren Dienst, als die eingeäscherten Dörfer und die gebleichten Gebeine zusammengeschossener Neger, welche den Weg jenes Abenteurers bezeichneten?

Unsere abendlichen Spaziergänge führten uns indessen nicht nur auf die im Thale entlang ziehende Straße, an der sich damals außer den beiden großen Kaufhäusern die Zelte Heyns und eines anderen, jetzt in einen Kleinkaufmann verwandelten „Farmbesitzers", sowie die Riedhäuschen einiger Handwerker erhoben, sondern vornehmlich auf die Höhen des Festungsberges, wo sich die ziemlich genau nach Rassen gesonderten Dörfchen der Eingeborenen ausbreiteten. Vor Sonnenuntergang versammelten sich auf den freien Plätzen vor den Rundhütten Männer, Weiber und Kinder, und unter Händeklatschen und eintönigem Gesang wurden jene Tänze aufgeführt, bei denen die Leute Ermüdung und Abspannung so wenig zu kennen scheinen, wie die Balldamen Europas. Allerdings ist die Kleidung, welche

die männlichen Bergdamara zu diesem Tanze anlegen, nicht ganz gesellschaftsfähig, aber dafür leisten sie etwas in einem unseren Ballgigerln bestens zu empfehlenden Kopfputz, der besonders durch den vor der Stirne befestigten Schnabel des Nashornvogels auffällt. Dabei tragen einige von ihnen an Armen und Beinen Rasselschellen aus den trockenen Larven eines Tieres, die sie ähnlich gebrauchen wie die musikalischen Klowns ihre lärmenden Hand- und Fußschellen.

Übrigens hatten die Kinder der Eingeborenen Gelegenheit, ihren Körper in Spielen, ähnlich der Beschäftigung weißer Jungen, zu üben. Am meisten machte sich natürlich auch innerhalb der farbigen Knabenwelt der Einfluß des militärischen Lebens bemerkbar. Häufig baten unsere Jungen, ihnen gegen Abend eine Stunde frei zu geben; ihr Kapitän — diese Stellung hatte sich der zwölfjährige Hottentotte des Leutnants v. François angemaßt — habe sie zum Exerzieren befohlen. Eines Tages zeigten sie uns sogar ein hölzernes Gewehr, das die Bengels selber nach dem Modell 88 geschnitzt hatten. Die Genauigkeit, mit der sie ihr Spielzeug gearbeitet hatten, dem sogar die Öffnung zur Aufnahme des Patronenrahmens nicht fehlte, verdiente alle Achtung. Während unsere kleinen Diener des Morgens beim Pferdeholen außerdem Gelegenheit fanden, sich im regelrechten Reiten zu vervollkommnen, tobte eine Schar weniger begünstigter schwarzer und gelber Kerlchen auf großen — Ziegenböcken im sandigen Flußthale auf und nieder und versuchte die unglücklichen und vor Verzweiflung wilden Reittiere auf das laute Kommando „Swadron, mars, mars!“ in einen Galopp zu bringen,

der meist in einem wirren Knäuel zwei- und vierbeiniger Geschöpfe endigte.

Ein wirkliches Reittier, dem man häufig begegnet, ist allerdings kaum weniger fremdartig, als die gehörnten Pferdchen der spielenden Jugend. Das sind die Reitochsen, die, wenn sie gut zugeritten sind, eine schnelle Gangart zu gehen vermögen und es auf der Reise einem Pferde an Ausdauer nahezu gleichthun. Allerdings will das Sitzen auf einem solchen Tiere gelernt sein, und diejenigen Soldaten, die auf einem Kriegszuge genötigt waren, bei der neuen Waffe der Ochsenreiterei Dienst zu thun, wurden meist übel gelaunt, wenn man sich nach ihren Erfahrungen mit den Tieren erkundigte.

Seltsamer noch als die Reitochsen sind jedoch die Ochsen mit lose baumelnden Hörnern. Das Gehörn dieser als Busköppe bezeichneten Tiere hängt von der Stirne so lose herab, daß es durch einen leichten Anstoß bewegt werden kann. Trotz eifrigster Nachforschung gelang es mir nicht festzustellen, ob die Lockerung der Hörner auf künstlichem Wege durch deren Loslösung bei ganz jungen Tieren erzielt wird, oder ob es sich hier um eine von der Geburt an bestehende unnatürliche Bildung handelt.

Doch es waren nicht die gewohnten Tänze der Farbigen und überhaupt nicht die Begegnung mit Menschen, welche den Spaziergang auf der freien Höhe des Berges so anziehend machten. Wieder und wieder lockte uns die Aussicht über die dunklen Akazienwälder und über die endlose Reihe immer höher aufsteigender Hügel im Westen hinaus auf die Anhöhe. Noch schöner waren die Abende auf dem Turmdach des Kommissariats oder vor dem neuen

Offiziergebäude unterhalb der Festung. Während die Sternbilder in hellem Glanze schimmerten und die Milchstraße mit den Magalhaesschen Wolken wie ein mehrarmiger, silberner Strom über unsern Häuptern dahinzog, flammte auf den Gebirgen ringsum heller Feuerschein empor. Bald glühten die Umrisse der Berge, von tausend natürlichen Fackeln beleuchtet, aus der Nacht hervor, bald bedeckte ein einziges riesenhaftes Glutmeer ganze Gipfelzüge und sandte seine lohenden Ausläufer die Thäler hinab wie ebensoviele Ströme roter Lava. Es war ein überwältigender Anblick, der sich uns da in einzelnen Nächten bot. Hundert Kilometer lang war die flammende Linie, die, von Gipfel zu Thale und wieder neue Gipfel ersteigend, die Windhoek umgebenden Ketten mit ihrem blutigen Scheine übergoß. Und vor den Bergen in der Ebene züngelten einzelne Riesenfeuer empor, umgeben von Hunderten kleinerer Flammen, die sie tanzend und flackernd zu umspielen schienen. Eines Abends war das ganze Awasgebirge eine einzige glühende Wand, die mit ihren hoch in den dunkel geröteten Himmel ragenden Feuermassen einen Anblick darbot, wie er in seiner unbeschreiblichen Großartigkeit von keinem heute noch thätigen Vulkan der Erde erreicht wird.

Die Ursache dieser Berg- und Steppenbrände, die in Europa ihresgleichen nicht finden, ist in den seltensten Fällen der Zufall oder, besser gesagt, die Unvorsichtigkeit eines im Felde Lagernden. Die meisten sind mit Absicht angelegt, und indem sie die vorjährige Weide zerstören, sollen sie dem zarten und nahrhaften jungen Grase der kommenden Regenzeit Raum zum Gedeihen schaffen. In den einsamen Hochländern am oberen Kuiseb und überhaupt

Landſchaft bei Groß-Windhoek.
(Rechts im Hintergrund die Feſte.)

im Berggebiet des südlichen Damaralandes sind es außerdem die wild lebenden Bergdamara und vereinzelte Buschleute, die das Feuer zu beiden Seiten schmaler Strecken anlegen, um das den von Flammen freien Weg entlang flüchtende Wild leichter in ihre Hände zu bekommen. Die Feuer endlich, welche in diesem Jahre den Rest der westlich von Windhoek gelegenen Futterflächen zerstörten und die plötzlich aufflackerten und die Grasfläche mit hellem Schein übergossen, um sie gleich darauf in verzehrende Gluten zu hüllen, waren offenbar von feindlichen Posten angelegt worden, um uns auch nach dieser Richtung hin Schaden zu thun.

Es ist eine alte Unsitte, dies Brennen der Weide, denn es fällt ihm nicht allein das vorjährige Gras zum Opfer. Viel bedeutender als der geringe und fragwürdige Vorteil besseren Futters sind die Zerstörungen, die das Feuer unter dem jungen Nachwuchs der Bäume und Büsche anrichtet. In einem Lande mit so ausgeprägtem Steppenklima, wie Südwestafrika es ist, haben die noch vorhandenen Baum- und Buschbestände einen zehnfach größeren Wert, als in den Ländern mit gleichmäßigem Regen zu allen Jahreszeiten. Je stärker die Verminderung der die Berge und Hänge beschattenden Holzgewächse ist, um so mehr Wasser verdunstet vom Boden weg, und je kahler die Oberfläche des Hügellandes wird, um so mehr wird sie auch von der verwitterten Erddecke entblößt und um so schneller laufen selbst die Wassermassen ab, welche ehedem der Vegetation und dem längeren Fließen der kleineren Wasserläufe zu gute kamen. Es muß darum auf jede Weise und mit allen Mitteln angestrebt werden, der abscheulichen

Unsitte des Feldbrennens entgegenzutreten. Keine Strafe darf als zu streng gelten, wenn es sich um den Schutz des Landes gegen die Zerstörer seiner wichtigsten Lebensgrundlagen handelt.

Die Brände, welche vor dem Beginn der nassen Zeit die nächtliche Landschaft zu erleuchten pflegen, waren somit da. Aber die nördlichen Winde, die Bringer des Regens im Damaralande, wollten gar nicht so recht anhaltend werden. Immer, wenn sie einige Tage geweht hatten, schlug die Luftströmung wieder in den trockenen Südost um, und das Haufengewölk, das sich schon am Himmel zusammengeballt hatte, löste sich wieder auf. Die geringen Niederschläge, welche im Oktober und November eintraten, waren von zu kurzer Dauer, um irgend welchen Einfluß auf die niedere Pflanzenwelt ausüben zu können. Kurz, während sich alles mehr noch als sonst nach den Gewittergüssen der warmen Zeit sehnte, welche die spärliche Weide neu emporsprießen lassen sollten, drohte einer jener ungünstigen Sommer einzutreten, in denen das Vieh gänzlich auf die vorjährige Weide angewiesen ist. Diese in einem Steppenlande nicht gerade seltene Erscheinung zu berücksichtigen, wenn es sich um die Größenbestimmung von Farmen handelt, ist die meist viel zu wenig beachtete Pflicht der Theoretiker, die sich in Deutschland bisher mit der Beurteilung des wirtschaftlichen Wertes von Südwestafrika befaßt haben. Da in der Umgebung von Windhoek damals nur noch wenig brauchbares Weideland vorhanden war, so machte die seit Frühlingsanfang herrschende Lungenseuche unter den zusammengedrängten Herden so reißende Fortschritte, daß sich der Zeitpunkt berechnen ließ, an dem das

letzte Rind den Kugeln des beinahe jeden Morgen in Thätigkeit tretenden Kommandos erlegen sein würde.*)

Mit der kaum begonnenen Viehzucht in diesem Gebiet war es also vorläufig zu Ende, und verschiedene Ansiedler, welche daheim kein Handwerk gelernt, hatten die Wahl, entweder zu hungern und betteln zu gehen, oder sich durch einen kleinen Handelsbetrieb zu ernähren. Wer will ihnen Vorwürfe machen, daß sie das Letztere wählten? So entstanden in kurzer Zeit eine Anzahl kleiner Kramläden, und selbst mancher, in dessen Adern das Blut einer alten und angesehenen Familie rollte, mußte Gott danken, wenn es ihm gelang, einiges von seinen Waren an einen zerlumpten Bastardtreiber oder an einen schmutzigen Farbigen loszuschlagen. Was Wunder, daß die Leute schließlich dieser öden und bei dem Bestehen der großen Kaufhäuser am Orte nur wenig lohnenden Thätigkeit müde wurden und sich dem Vertrieb besser bezahlter Dinge zuwandten. Sie lösten einen Erlaubnisschein und beglückten den Ort mit den wunderlichsten Mischungen von Essenzen, Sprit und Wasser, die aber in dieser Zeit der Entbehrungen immer noch ihre Abnehmer fanden. Denn die guten Getränke stiegen ebenso im Preise wie die meisten Waren, seit der Überfall bei Horebis eine immer unerträglichere Steigerung der Frachtkosten verursacht hatte. Man denke sich den Unterschied, der sich zum Beispiel für ein einziges Pfund Reis oder Mehl hieraus ergab. Noch vor einem Jahre hatte dasselbe eine Landfracht von 14 Pfennigen bis Windhoek zu zahlen, jetzt

*) In der That war es noch im Laufe des Sommers 1893/94 auf längere Zeit mit der Möglichkeit, Rindfleisch zu erhalten, in Windhoek recht schlecht bestellt.

aber eine solche von 25—30 Pfennigen. Dazu kam dann noch die vermehrte Gefahr des Verlustes, die sich der Händler gleichfalls hoch bezahlen lassen mußte. Nahrung gehört aber auch in Südwestafrika zum Leben, und da das Fleisch immer seltener wurde, so mußte der Preis für die übrigen Lebensmittel auf irgend eine Weise wieder eingebracht werden.

Der wachsenden Unsicherheit standen selbst die Militärbehörden ratlos gegenüber. Das Vieh der Truppen wurde unter Bedeckung auf die Weide geschickt; den Ansiedlern in Klein-Windhoek einen gleichen Schutz zu gewähren, erklärte sich das Kommando außer stande. Dann aber hätte man eben die Truppenherden, die so wie so nur Unheil über das Windhoeker Land gebracht haben, abschaffen oder ohne Schutz hinaussenden sollen! Meines Erachtens bewilligt der Reichstag die für Südwestafrika bestimmten Summen nicht, damit sich die Truppe in Viehzucht versuchen soll, sondern einzig und allein zur Förderung der wirtschaftlichen Hebung des Landes. Kam es doch soweit, daß den armen Ansiedlern, die sich durch den Verkauf von Schlachtvieh etwas Geld zu verdienen dachten, erwidert wurde: „Es thut uns sehr leid, allein die Truppe hat selber schon zu viel Vieh." Bezeichnend für die Lage war endlich die Weigerung des Postmeisters, für sichere Beförderung der Briefschaften seit dem Tage von Horebis noch irgendwelche Verantwortung zu übernehmen.

Daß dieser Zustand nicht lange mehr fortdauern konnte, sollte nicht die Mehrzahl der Weißen im Mittelpunkte der Kolonie zu Grunde gehen, bedarf keiner weiteren Erörterung. Gewiß gab es auch unter den Ausgewanderten unbrauch-

bare und untüchtige Leute. Aber es heißt doch das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man diesen Umstand in erster Linie für den wirtschaftlichen Niedergang verantwortlich machen will, der die Ordentlichen und Arbeitsamen in gleicher Weise berührte. Es hätte im Verlaufe der Siedelung nicht genügen dürfen, daß man dem Ansiedler die Gefahren und die Notlage vorhielt, in die er sich begab. Entschieden richtiger wäre gewesen, wenn man in jener Zeit den Leuten gar keine Überfahrt auf den deutschen Dampfern gestattet hätte. Gingen sie dann doch auf einem englischen Schiffe hinaus, dann wäre jeder Vorwurf gegen die Leitung der Siedelungsgesellschaft, die Mitschuld an den unhaltbaren Zuständen in Windhoek anlangend, in sich selbst zusammengefallen, während jetzt unerquickliche und teilweise persönliche Angriffe gegen sie gerichtet werden konnten, die leider einer guten Sache schweren Schaden zu bringen geeignet sind.

16. Kapitel.

Der Fortgang des Krieges.

Es dauerte auch nach dem Einzuge der abermaligen Verstärkung nicht lange, bis die Mannschaften aufs neue zur Verwendung kamen. Im Oktober wurden kleinere Garnisonen auf Gurumanas und Tsebris im westlichen Bastardlande errichtet und ein regelmäßiger Patrouillendienst eingerichtet, der aber dem gewandten Feinde gegenüber ohne Erfolg blieb. Gleichzeitig plante der zum Major beförderte Landeshauptmann v. François einen großen Zug nach dem Süden, um endlich auch in jenen bereits aufs höchste gefährdeten Gebieten eine Entfaltung der deutschen Macht zu versuchen. Dieser Zug, auf dem das seinen alten Eigentümern, den Hottentotten der Roten Nation zugesprochene Hoachanas und die Station Keetmannshoop besucht werden sollten, sollte in Warmbad sein Ende finden. Köhler, der den Zug zu begleiten beabsichtigte, hatte den Auftrag erhalten, in dieser südlichsten Missionsstation einen Landtermin abzuhalten, und auch ich gedachte mich auf die freundliche Aufforderung des

Majors hin ihm anzuschließen, um den Wunsch der Kolonialgesellschaft zu erfüllen und auch das Gebiet um Hoachanas einer Untersuchung zu unterziehen. Von Warmbad aus wollte ich mit dem Assessor zusammen zu Lande nach Port Nolloth im Klein-Namalande reisen, um dort nach Kapstadt in See zu gehen. Noch heute bedauere ich, daß auch aus diesem schönen Plane nichts geworden ist, indessen in Afrika darf man noch weniger auf längere Zeit hinaus Entwürfe machen als im alten Europa.

Ein Kriegszug aber sollte vorher dazu dienen, den Gelbhäuten die verstärkte Macht vor Augen zu führen. Auch die beiden Geschütze fanden bei dieser Gelegenheit zum ersten Male Verwendung. Zwei Ochsengespanne wurden eingefahren, um als Zugtiere der beiden Knalldroschken Kriegsdienste zu leisten. Zwar rief Leutnant Lampe in heller Verzweiflung, mit einer solchen Bespannung mache er nicht mit, die Tiere würden beim ersten Schusse Reißaus nehmen. Aber es half nichts, die wenigen Pferde, welche v. Ziethen für brauchbar erklärte, mußten zum Reiten benutzt werden, und schlimmer als der Mangel eines ordentlichen Gespannes war schließlich eine Entdeckung, die kurz vor dem Ausmarsche gemacht wurde. Es fanden sich zweitausend wohlgefüllte Shrapnels vor, aber sämtliche Zünder fehlten, und kein Mensch wußte, wo dieselben liegen geblieben waren. Der redliche Wunsch, daß ein heiliges Donnerwetter die Schuldigen treffen möge, vermochte die unentbehrlichen kleinen Dinger nicht herbeizuschaffen. Wahrscheinlich war die Kiste, welche die Zünder enthielt, völlig ungenügend gezeichnet und infolge dessen an der Küste zurückgeblieben. Jedenfalls

traf niemanden von den im Schutzgebiet Anwesenden eine besondere Schuld an dem Versehen, wohl aber hätte man sich in dem Arsenal, das die Versendung besorgte, sagen müssen, daß nach dem Innern von Afrika bestimmte Kisten anders und deutlicher gezeichnet werden müssen, als wenn sie im eigenen Lande zur Versendung kommen. Es blieb nichts übrig als Granaten mitzunehmen, von denen sich Lampe mit Recht keinen nennenswerten Erfolg versprach.

Wieder rückte die Truppe auf Hoornkrans zu, und wieder stellte sich heraus, daß mit dem schwerfälligen Apparat einer Fußtruppe gegen die landeskundigen und flinken Witboois nichts auszurichten sei, wollte man nicht außerordentliche Opfer daranwenden. Wohl bekam man den Feind auf dem Vormarsch gegen die Schluchten des Roten Berges zu Gesicht, aber nur auf ganz kurze Zeit. Und abermals kostete die Schlauheit desselben zwei braven Soldaten das Leben, einem andern die Gesundheit. Ganz nach ihrer gewohnten Art ließ ein Trupp Witboois die Spitze einer Abteilung nahe herankommen. Dann krachten die wohlgezielten Schüsse aus dem Versteck, und einer der drei Voranschreitenden sank tot, der andere tödlich getroffen zu Boden, während dem dritten der Fußknöchel durchschossen war. Die Hottentotten aber eilten wie der Blitz über unnahbare Klippen hinweg, die Hüte schwenkend wie ein Schütze nach einem Meisterschuß. Der eine der Gefallenen, Sergeant Wrede, war, wie es so oft geht, einer der Besten, und auch ich bedauerte seinen Tod ganz besonders, da ich den tüchtigen Unteroffizier auf dem mit Schwabe ausgeführten Marsche nach Rehoboth kennen und schätzen gelernt hatte.

Das Gelände, in welches sich die Hauptmacht der Witboois gezogen hatte, war fürchterlich. Tiefe Schluchten mit kaum zu erkletternden Rändern, zerrissenes Hügelland nach verschiedenen Seiten, und ein Angriff schien dem Major v. François in diesem Gebiet unmöglich. So kehrte die Truppe, die am 24. September von Windhoek ausgerückt war, gänzlich unverrichteter Sache um und trat den Rückmarsch an.

Wie wenig übrigens auch die damalige Thätigkeit der Truppe im Felde die Feinde vom selbständigen Vorgehen abschreckte, beweist ein Vorgang, der sich mittlerweile in Windhoek ereignete. Es war einige Tage nach dem Ausmarsche der Soldaten, als ich eines Abends im Bette lag. Ermüdet, wie ich nach einem anstrengenden Ritt zu sein ein Recht hatte, löschte ich mein Licht und wollte mich eben der wohlverdienten Ruhe hingeben, welche Freund Duft, den nur eine sehr dünne Wand von mir trennte, nach einem eigentümlich sägenden Geräusche zu urteilen schon voll zu genießen schien. Ein Schuß, der von der Höhe herabklang, vermochte mich aus dem beginnenden Halbschlummer nicht mehr aufzustören, auch nicht die eiligen Tritte von Leuten, welche vom Hof herschallten. Plötzlich donnerte es an meine Thür, ich erkannte die Stimme Schwabes und wollte eben, wütend über die unerwartete Störung, eine nicht gerade höfliche Bemerkung laut werden lassen, als mich die Worte des aufs neue an die Bretter trommelnden Offiziers schnell belehrten, daß es sich nicht etwa um einen schlechten Scherz handelte: „Stehen Sie schnell auf und wecken Sie Duft. Es wird eben von der Feste aus auf den Feind geschossen. Ich gehe nach oben,

komme nachher in Köhlers Zimmer!“ Aus dem Bette und in die Kleider fahren war das Werk eines Augenblicks, mein gutes Gewehr ſtand wie ſtets in dieſer Zeit am Kopfende des Lagers und auf dem Nachttiſchchen lagen als notwendigſtes Erfordernis einige Päckchen mit Patronen. Ohne alſo mit der Bewaffnung viel Zeit zu verlieren, weckte ich Duft, der mir ebenfalls eine ärgerliche Bemerkung durch die trennende Wand zurief. Da klang noch einmal der ſcharfe Ton eines Schuſſes von einem der Poſten her und gleich darauf jenes ſingende Geräuſch, welches ein von einer Klippe zurückſpringendes Geſchoß ertönen läßt. Darauf nebenan ein unterdrückter Fluch, ein Poltern, und bald öffneten ſich unſere nach der Veranda führenden Thüren. Eiſig wehte uns der Nachtwind entgegen und vorſichtig — niemand konnte wiſſen, ob der Feind nicht in nächſter Nähe ſei — zogen wir in Köhlers am Wartturm unſeres Backſteinſchloſſes gelegene Wohnung. Wir fanden den ob ſeiner ſo unſanft geſtörten Nachtruhe grimmig genug dreinſchauenden Aſſeſſor bereits damit beſchäftigt die Fenſter zu verhängen, während aus dem finſtern Turme das Geflüſter des dort aufgeſtellten Doppelpoſtens zu uns herübertönte. Endlich kam Schwabe und teilte uns, die wir ihn in begreiflicher Spannung erwarteten, mit, was geſchehen war. Ein feindlicher Trupp von etwa dreißig Mann, von denen nur einige wenige beritten waren, hatte ſich dem an der Feſtung liegenden Viehkraal genähert. Der dort ſtehende Poſten hatte, leider zu früh, geſchoſſen, und die übrigen Leute der Wache hatten das Feuer aufgenommen, worauf ſich die Hottentotten in ſüdlicher Richtung zurückzogen.

Offenbar war ihre Absicht gewesen, das Fernsein der Truppe zu einem Viehraub im großen zu benutzen, woran sie durch die ihnen wahrscheinlich unbekannte Anwesenheit der Nachtposten gehindert wurden. War nun auch anzunehmen, daß sie nach dem Mißlingen des geplanten Handstreichs nichts mehr von sich würden hören lassen, so hielten wir es doch für geraten, noch größere Vorsicht als sonst walten zu lassen. Die Ruhe dieser Nacht war ohnedies in empfindlicher Weise gestört, und der Ärger darüber legte sich erst ein wenig, als Köhler seine „Apotheke" öffnete und, das Gewehr im Arm, eine seiner beliebten Mischungen aus Kognak, Maraschino und Chartreuse herzustellen begann, welche bei der Kälte dieser außerhalb des Bettes zugebrachten Nacht sich besonders wohlthätig erwies.

Am 1. Oktober traf der Bote ein, der die Rückkehr der Truppe für den folgenden Tag anzeigte und durch den wir von der Erfolglosigkeit des Zuges die erste Nachricht erhielten. In ganz besondere Aufregung versetzte diese erneute Umkehr den Unterkapitän von Rehoboth, Wilhelm Koopman, der sich um diese Zeit gerade im Kommissariat befand. Er behauptete, die Truppe habe nicht zurückkehren dürfen, da den Vormännern der Bastards ein Weg bekannt sei, dessen Benutzung ein Einschließen der Hottentotten ermöglicht haben würde. Doch dazu war es nun zu spät, und wir alle bezweifelten stark, daß der Krieg noch lange in dieser Weise und mit einer so unzureichend ausgerüsteten Truppe werde weitergeführt werden können. Major v. François schien dieselbe Ansicht gewonnen zu haben, denn er entschloß sich nunmehr die militärische Macht in erster

Linie zur Deckung des gefährdeten Weges nach der Küste und zur Sicherung des Verkehrs zu verwenden. Von jetzt ab sollten die großen nach Windhoek und Rehoboth bestimmten Transporte eine von einem Offizier geführte Bedeckung von je fünfzig Mann erhalten. Leutnant Lampe wurde bereits in den ersten Oktobertagen mit der Leitung eines solchen Wagenzuges betraut, und auch wir begannen uns zu unserer großen Reise zu rüsten, deren Beginn auf Anfang Januar festgesetzt war. Freudig harrten wir dieses Zeitpunkts, denn seit jeder Verkehr ins Stocken geraten war und jede Möglichkeit einer gedeihlichen Thätigkeit irgendwelcher Art im Schutzgebiet aufgehört hatte, ging unser Bestreben dahin, wenigstens im Anschlusse an eine größere militärische Expedition einen Teil des Landes kennen zu lernen. Da die Reisepläne, die ich früher gehegt, sämtlich infolge des Krieges hatten unausgeführt bleiben müssen, ich aber gleichwohl den Wunsch hegte, noch möglichst viel vom Lande zu sehen, so entschloß ich mich, einer erneuten Aufforderung meines Freundes Schwabe folgend, einen der erwähnten Transportzüge mitzumachen. Anfang November war in Rehoboth ein solcher neu zusammengestellt, dessen Eintreffen täglich erwartet wurde. Schluckwerder, dessen ehemalige Firma ihre Rechte an eine mit der South West Africa Company verbundene Gesellschaft veräußert hatte, traf schon im Anfang des Monats ein, um mit uns nach der Swakobmündung und von da über Walfischbai nach Kapstadt zu gehen. Außer Schwabe, der als Ersatz für v. Bülow in Swakobmündung bleiben sollte, hatte v. Ziethen Befehl erhalten, den Zug zu begleiten, um auf dem Rückwege die Führung zu übernehmen, und endlich gedachte

sich uns der ehemalige Lazarettgehülfe Rusch im Auftrage seines jetzigen Brotherrn Schmerenbeck anzuschließen, um persönlich einige Angelegenheiten des Storebesitzers an der Küste zu regeln. So waren wir eine kleine, wohl miteinander bekannte Reisegesellschaft, und alles wäre zufrieden gewesen, wenn unsere Wagen endlich hätten eintreffen wollen. Tag um Tag verging, und sogar unsere geübte Geduld drohte schließlich zu reißen. Da endlich erschien der Bringer aller Neuigkeiten, v. Goldammer, trommelte mich aus dem Bette, in dem ich infolge der vorhergegangenen Feier meines dreißigsten Geburtstages etwas länger als sonst verweilte, und teilte mir die frohe Kunde mit, die Staubwolken der Wagen seien bereits in der Ebene im Süden des Ortes zu sehen. Auffahren und in Eile an das wichtige Geschäft des Packens gehen, war eins, denn für eine Fahrt von fünf bis sechs Wochen bedurfte ich immerhin einer Anzahl Dinge. Und gewartet durfte höchstens bis zum Nachmittag werden, da keines der Gespanne wegen der Lungenseuche an den Wasserstellen von Windhoek und der benachbarten Plätze getränkt werden durfte.

Ein großer Kreis war es, der sich nach Tisch im Turmzimmer des Kommissariats versammelte, um den scheidenden Offizier zu verabschieden. Nichts in der lebhaft plaudernden Gesellschaft ließ den Ernst der Zeit erkennen, und wer die behaglich bei einer Tasse Kaffee sitzenden älteren Herren und Frauen und die elegante sommerliche Kleidung der jungen Damen betrachtete, konnte sich mitten in den tiefsten Frieden versetzt fühlen. Dann aber klang das Signal der Trompete von der Feste herab, das Zeichen zum Sammeln für die Bedeckung. Pferde-

getrappel ertönte, und geführt von einer Anzahl reisefertiger Jungen erschienen unsere Rosse gesattelt und gezäumt vor dem Hause. Einige Herren und Damen stiegen mit uns zu Pferde, um uns ein Stück Weges das Geleit zu geben. In gemächlicher Gangart ziehen wir durch den Busch, gefolgt von dem langen Zuge der Lastwagen, und währenddessen verschwinden, eines nach dem anderen, die weißen Dächer von Windhoek, zuletzt mein kleines, in der Nachmittagssonne blinkendes Beobachtungshäuschen, das Haus, in dem nach der Meinung der Eingeborenen „der Regen gemacht wird." Dann noch ein kurzer Händedruck, ein ernsteres Lebewohl als sonst, und mit gelockertem Zügel geht es im Trabe vorwärts durch die Lichtungen des dichter werdenden Buschwaldes.

Am Nachmittag wurde nur noch eine kleine Strecke zurückgelegt. Leider bekamen wir schon an diesem ersten Abend eine Vorstellung von den angenehmen Verzögerungen, welche uns der Eigensinn unserer Treiber unterwegs bereiten sollte. Unkluger Weise hatte man diesen im Truppenbureau von Windhoek gesagt, der Führer des Zuges sei angewiesen, sich in allen die Marschzeit angehenden Dingen ihren Wünschen zu fügen. Da nun die Wagen von keinen angesehenen Rehobothern begleitet wurden — mit solchen ist eine vernünftige Beratung weit eher möglich als mit ihren Leuten —, so lag den Treibern wenig an einer pünktlichen Beendigung der Reise. So hatten sie denn bereits an diesem ersten Tage eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang ausgespannt, ohne uns vorher von ihrer Absicht in Kenntnis zu setzen. Wir waren empört, aber was half es. Wohl oder übel mußten

wir wieder aufsatteln und eine Strecke zurückreiten, bis wir das Lager erreichten. Als wir anlangten, war die Mannschaft mit Abkochen beschäftigt, und auch wir beeilten uns das Abendessen einzunehmen, um dann noch bei dem Rauch einer Zigarre, auf unsere Decken hingestreckt, ein Stündchen miteinander zu plaudern, bevor wir uns auf die Seite legten, um wieder einmal einen köstlichen Schlaf unter freiem Himmel zu thun. Die Nächte sind in dieser Jahreszeit im Innern des Landes bereits so milde, daß man sich nicht mehr ängstlich in ein halbes Dutzend Decken und Fellkarosse zu verkriechen braucht, um sich gegen die eisige Luft zu schützen, die bis in den September hinein allnächtlich die südafrikanischen Bergthäler zu einem wahren Sibirien macht. Und ebenso fern ist die eigentliche Regenzeit des Hochsommers, die mit ihren furchtbaren Gewittergüssen, ihren in allen Rinnen und Schründen herabrieselnden Wasseradern und ihrem oft stockdunklen Nachthimmel das Lagern im Freien und überhaupt das Reisen in den Hochgebieten des Damaralandes nicht gerade als eine Annehmlichkeit erscheinen läßt. Augenblicklich haben wir nichts von alledem zu fürchten; über der schweigenden Erde ruht der klare südliche Himmel, und von seiner sternenübersäten Wölbung heben sich scharf die wilden Gipfel der das Flußthal von den endlosen, östlichen Hochebenen trennenden Bergzüge ab, während zwischen uns und den ersten Anhöhen trotz der nächtlichen Beleuchtung jede Baumgruppe aus der gelben Grasfläche deutlich sichtbar hervorragt. Und dazu ringsum tiefe Ruhe, die nur von Zeit zu Zeit durch das weinerliche Geschrei der Schakale, bisweilen wohl auch durch das ferne Geheul einer Hyäne

oder das häßliche Gebell der Felspaviane gestört wird. Selbst in unserer Nähe unterbricht die Stille nur das leise Knistern der erlöschenden Lagerfeuer, das Stampfen der an die Wagen gefesselten Pferde und das dumpfe Atmen der an den Jochen lagernden Ochsen. Da ertönt von einem der Posten ein lauter Anruf, und nach kurzer Zeit rollt noch ein verspäteter Wagen in das Lager, geleitet von einem Ansiedler, der Fracht für einen der Windhoeker Stores von Otjimbingue holen soll und die Gelegenheit, in einiger Sicherheit zu reisen, benützen will. Dann wird alles ruhig, und das ganze Lager liegt wieder in festem Schlafe, und nur die in einiger Entfernung hier und da auftauchenden dunkeln Gestalten der Doppelposten erinnern daran, daß das Land sich im Kriege befindet.

So vergeht die Nacht, und noch ehe die Sonne sich über den Kuppen des Gebirges zeigt, soll die Kolonne wieder in Bewegung sein. Aber nur der weiße Mann denkt so, das Schicksal, in diesem Falle durch unsere Bastards recht übel vertreten, hat anders beschlossen. So war es schon lange heller Tag, als endlich das Signal zum Sammeln ertönte und der Zug sich in Bewegung setzte. Und wieder ging es dahin durch den Wald von Brakwater, einen wirklichen Wald hochstämmiger Giraffenakazien mit dichtem Strauchwerk, belebt von ungezählten Fasanen und Perlhühnern, durchtönt von dem schrillen Geschrei ganzer Schwärme von grünen Papageien. Und durch das Geäst wogt es hindurch, das glänzende Licht der afrikanischen Hochlandsonne, in deren violettgoldigen Strahlen das Gefieder der prächtigen Vogelwelt der Savanne schimmert und glitzert wie vorüberfliegende Diamanten und Edelsteine.

An der Wasserstelle lag der halbverweste Leichnam eines an der Lungenseuche zu Grunde gegangenen Ochsen. In weitem Bogen, scheu nach dem Verderben bringenden Fleck hinüberblickend, umkreisten unsere Treiber mit ihren Wagen die Wasserlöcher des Flusses, und notgedrungen mußten wir nach dem zehn Kilometer entfernt gelegenen Okapuka weiterziehen, an dessen fließendem Wasser die Gefahr einer Ansteckung für die Tiere viel geringer ist. Dort standen bereits, mit lautem Hurrah begrüßt, Schluckwerders Wagen, bei denen wir unsere Mittagsrast hielten.

Jenseits Okapuka betraten wir das Gebiet, das von der alten Weglinie durchschnitten wird, welcher die Witboois in ihren langjährigen Kriegen mit den Hereros folgten. Von hier ab wurde deshalb unter Anwendung der nötigen militärischen Vorsichtsmaßregeln marschiert, aber wie alle Gefahr auch ihre gute Seite hat, so auch diesmal. Unsere schlingelhaften Bastards drängten jetzt, wenn sie sich erst einmal auf dem Marsche befanden, viel eiliger vorwärts als bisher, um die größeren Ausspannplätze zu erreichen. Im weiten Thale von Otjiseva, das ich einst völlig menschenleer gesehen und in das wir während eines herrlichen Sonnenunterganges einzogen, fanden wir jetzt die weißen Häuser in der Umgebung der Kirchenruine wieder von ihren alten Bewohnern, den Hereros, besetzt. Wir zogen darum weiter und lagerten erst einige Kilometer nördlich vom Ort.

Den nun folgenden Teil des Weges von Otjiseva bis Otjikango katiti (gewöhnlich Klein Barmen genannt) würde ich allen denen zu machen empfehlen, die sich in unserem Schutzgebiet nur ungeheuere Sandflächen oder

eine Reihe öder Felshöhen vorstellen können oder die sich dasselbe gar von Wilden nach Art der in deutschen Witzblättern leider so oft vorkommenden Gestalten bevölkert denken. Die erwähnten Blätter haben überhaupt durch die Ausnutzung der afrikanischen Gebiete zu schalen und nichtssagenden „Witzen" der kolonialen Sache keinen guten Dienst geleistet. Es wäre nachgerade an der Zeit, daß sie von diesem sinnlosen und unwürdigen Spotte abließen, der nicht wenig zu der leichtfertigen und oberflächlichen Weise beigetragen haben mag, in der selbst unsere sogenannten Gebildeten vielfach über die deutsch-afrikanischen Gebiete urteilen. Mancher, der sich auf Grund dieser Quellen seiner geographischen Kenntnisse bei dem Gedanken an den „dunkeln" Weltteil schüttelt, würde, hätte er z. B. nur die erwähnte Landschaft in einer zweitägigen Wanderung durchzogen, den lebhaften Wunsch hegen, seine Tage dauernd hier zuzubringen. Leider würde eine noch so ausführliche Schilderung der schönsten Teile der Strecke wenig nützen, der kieferähnlichen Uferwäldchen im Bergkessel von Dawieb, des in das Gebirge eingeschnittenen Flußthales am Tabakplatz mit seinen immergrünen Grasflächen und seinem Parkbestande von Ebenholzbüschen und von Anabäumen mit ihren riesigen, schattigen Kronen. Es würde mir wenig helfen, wollte ich eine eingehende Beschreibung geben von Otjikango mit seinen weißen Kalkrippen inmitten der von frischem Grase bedeckten Flächen, mit seiner zwischen ragenden Felsen und hochstämmigen Dattelpalmen erbauten Kirche. Der Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, weiß ja, daß das, was der südafrikanischen Landschaft ihren Hauptreiz verleiht, die

unvergleichliche, reine und trockene Höhenluft, die leuchtende Tagesfarbe der Gebirge und Ebenen und die selbst von einem Maler in ihrer vollen Pracht niemals wiederzugebende wunderbare Glut des abendlichen Himmels, daß all das mit der Feder zu schildern zu den Unmöglichkeiten gehört. Das alles läßt sich eben nur schauen und genießen.

Bei der Mittagsrast unterhalb Otjikango im Thale des Swakob erhielten wir zahlreichen Besuch aus dem Orte, dessen Missionsstation noch immer verwaist lag und nur von einem schwarzen Schulmeister verwaltet wurde. Es mochten etwa fünfzig Biwakgäste beiderlei Geschlechts sein, die summend und schwatzend sich im Lager umhertrieben und uns schließlich durch die etwas aufdringliche Neugierde lästig fielen, mit welcher sie sich um unsere Mittagstafel drängten, um uns bei der ebenso angenehmen wie nützlichen Arbeit des Essens zu beobachten. Doch siehe da, kaum hatte sich das Gerücht verbreitet, ich sei der „Doktor Rain" (Regendoktor), den man so sehr schätzen gelernt, als sich ein alter Herero erhob und seinen Landsleuten in einer längeren Ansprache auseinandersetzte, ich wünsche ungestört meine Mahlzeit einzunehmen, weshalb sie die Güte haben möchten, sich zurückzuziehen und mich in Ruhe zu lassen. Nachdem er so seine Dorfgenossen nach seiner eigenen Bezeichnung „geschreckt" hatte, wandte er sich, ohne sich sonderlich um die beiden Offiziere zu kümmern, wieder an mich. Seine in schaudervollem Holländisch vorgebrachte Rede begann damit, daß ich in ihren Augen höher stehe als der „Groß-Kapitän" v. François, und sie gipfelte in der Bitte, es auch in diesem

Jahre reichlich regnen zu lassen, damit ihr Mais und ihre Kürbisse gedeihen und ihr Viehstand wachsen möchte, und daß ihre Herzen fröhlich werden könnten. Ich erwiderte ihm, möglichst meinen Ernst bewahrend, ich hoffe, es werde eine gute Regenzeit geben; einstweilen möchten sie sich damit zufrieden geben, daß die Deutschen es gut mit ihnen meinten. Es würde mir nichts genützt haben, hätte ich diesen Halbwilden die Überzeugung von der Unsinnigkeit ihrer Vorstellungen beibringen wollen, sie würden mich argwöhnisch angesehen und bei sich gedacht haben: „Der Regendoktor belügt uns.“ In diesem besonderen Falle aber würde mir auch die längste Vorlesung über den Regen und meine Beziehungen zu demselben rein gar nichts genützt haben, denn kaum hatten wir den Lagerplatz verlassen, da ballte sich auch schon dunkles Gewölk zusammen, und am Abend ging in Gestalt eines starken Gerieselns der erste Regen dieses Sommers über dem Lande nieder. Mein Ruf als der eines unübertroffenen Zauberers aber ist seitdem im Hererolande für alle Zeiten gefestigt. Und haben diese Leute mit ihrer einfachen und doch auch nur äußerlich falschen Auffassung von der Natur ihres Landes nicht eine richtigere Vorstellung als die Herren vom grünen Tisch? Dem Herero und dem Hottentotten wird es nicht einfallen, in der wissenschaftlichen Untersuchung eines Landes wie des ihren einen unnützen Sport zu erblicken, wie es die in der Bureaukratie Herangewachsenen so oft thun. Die Leistungen mancher Leute allerdings hält der Eingeborene unseres Schutzgebietes oft für Unsinn, während er genau weiß, womit sich derjenige beschäftigen muß, der das Wohl des Landes

im Auge hat. Und ich fürchte fast, hier entwickelt „der arme Wilde“ bisweilen mehr Verständnis, als die hohe Weisheit der maßgebenden Behörde sich träumen läßt.

Doch genug der unerquicklichen Gedanken, die ein Vergleich zwischen farbigen Afrikanern und farblosen Deutschen in unserer Seele erwecken könnte. Unsere Besucher wurden aufgefordert zu singen, und sie gaben uns eine Anzahl vierstimmiger Lieder zum besten, die uns eine gute Meinung von der musikalischen Leistungsfähigkeit der Kaffern beibrachten. Allerdings sangen sie alles, geistliche und kriegerische Lieder, nach Choralmelodien, und nur ein in deutscher Sprache wiedergegebenes Volkslied hatte seine eigene Weise behalten. Diese gesangliche Ausbildung der Hereros ist ebenso wie die in dieser Gegend vorherrschende europäische Tracht eine Folge der Thätigkeit der Mission.

In Otjikango katiti wurde Halt gemacht, und wir nahmen trotz der Abendkühle ein Bad in dem warmen Wasser der Quellen. Der Genuß einer gründlichen Reinigung wurde allerdings durch den widerwärtigen Schwefelgestank stark beeinträchtigt, der die Luft in der Umgebung der Quellen erfüllte. Gleich darauf ertönte das lustige Knallen verschiedener Jagdflinten, vom Erfolge begünstigt nicht allein für unsere Jäger, sondern auch für unseren Koch, dessen gutmütiges süddeutsches Gesicht sich bei jedem von unseren kleinen schwarzen und gelben Dienern herangebrachten Bündel Hühner und Wasservögel in Gedanken an eine Musterleistung am folgenden Tage verklärte. Für heute gab es allerdings trotz seiner umsichtigen Leitung der Feldküche nur kalten Aufschnitt und „Beefsteaks mit Hindernissen“, denn kaum hatten wir uns zum Abendessen

niedergesetzt, als der erwähnte Landregen einsetzte, der selbst mir trotz der Wichtigkeit, die ich ihm für meinen meteorologischen Ruf beizumessen hatte, im Augenblick sehr unerwünscht war. So verkrochen wir uns denn nach einem hastig geleerten Kessel eines merkwürdig aussehenden Getränkes, das während der Reise den höchst euphemistischen Namen „Punsch“ führte, in alle mehr oder weniger trockenen Winkel, um dort unser Nachtlager aufzuschlagen.

Am Morgen um fünf Uhr sollte aufgebrochen werden, aber es wurde wieder einmal nichts daraus. Unsere Treiber hatten während der Nacht, natürlich absichtlich, die Ochsen von drei Wagen verloren, um einen Rasttag an dem ihnen passend erscheinenden Ort zu halten. Und als wir Miene machten mit den anderen Wagen abzuziehen, um die Herren zur Eile zu nötigen, stellte sich zu unserer Überraschung heraus, daß „zufällig“ die Ochsen der das Gepäck und unseren Proviant führenden Wagen das Weite gesucht hatten. Es war zum Verzweifeln, aber wir mußten warten, bis die Herren Treiber und Leiter nach etwa zweistündiger Beratung zu der Ansicht kamen, es sei angebracht, unseren ihnen in recht verständlicher Weise bekannt gegebenen Wünschen zu folgen. Und siehe da, gleichsam als wenn eine geistige Beziehung zwischen den Bastards und ihren Ochsen bestanden hätte, wurden die Tiere zur allgemeinen Freude ganz in der Nähe entdeckt. In der nächsten Viertelstunde war eingespannt, und um halb zehn Uhr setzte sich der lange Zug glücklich in Bewegung.

Die furchtbare Strecke jenseits des Sneeuwriviers, deren ich von meiner ersten Reise her noch in achtungsvoller Erinnerung gedachte, war glücklich überwunden. Kaum

waren wir auf dem Ausspannplatze angelangt und hatten es uns im Schatten einer großen Anaakazie bequem gemacht, als uns der Ruf „die Post" aus unserem Träumen und Sinnen aufstörte. Würdevoll kam der tiefschwarze Stephansbote dahergeschritten, den uns v. Goldammer von Windhoek aus nachgesandt hatte, und während er an einem der Lagerfeuer niederkauerte, drängte die gesamte Mannschaft um uns her, dieser einen Gruß aus dem heimatlichen Dorf erwartend, jener die Antwort auf eine an die Kameraden seines alten Regimentes in fröhlicher Laune abgeschickte Bierkarte. Dazwischen verschlingen ein paar Schnellleser die Zeitungspackete, den Kameraden eifrig die wichtigsten Ereignisse mitteilend, die sich vor einem Vierteljahr in Europa zugetragen haben. Liegt auch die Zeit, der die Nachrichten entstammen, ziemlich weit zurück, dies ist doch einer der Augenblicke, in welchen sich jeder ganz als Europäer fühlt und in denen manchen so etwas wie leise Sehnsucht nach der Gesittung beschleicht, die er hinter sich gelassen. Mag sich das Bild dieser Kultur dem einen zu Eisbein mit Sauerkohl und einem Glase Echten verdichten, mag der andere dabei der lichtdurchfluteten Säle großstädtischer Theater und Konzerte gedenken, alle sind jedenfalls eins in dem Gefühl geistiger Zusammengehörigkeit, und der Offizier nimmt es nicht übel, wenn ihm ein Mann ein Ereignis, das sich in der gemeinsamen Heimat oder vielleicht gar im gemeinsamen Regimente zugetragen, ohne Scheu mitteilt. Alles aber sitzt und liest und das Lager in der Wildnis hat plötzlich ein ganz eigenartiges Aussehen gewonnen. Noch lange, nachdem die Truppe weitermarschiert ist, bedecken zerrissene Briefumschläge und

umherflatternde Zeitungen den Platz, und manch ergrauter Pavian, der dem Spiel seiner Nachkommen mit den Papieren zuschaut, mag sich den Kopf zerbrechen über das nie gesehene Gebahren der davongezogenen weißen Menschen, das er vorher von seinem Felsversteck aus beobachtet hat.

Für mich brachte die Post eine Kunde von der größten Bedeutung, nämlich die Mitteilung, daß mir das Kuratorium der Humboldtstiftung eine beträchtliche Summe zur Fortsetzung meiner Studien in Südafrika bewilligt habe, gleichzeitig aber die Nachricht von Windhoek, daß die Lungenseuche dort immer mehr an Umfang gewinne. Jetzt galt es zu erwägen, ob meinen Zwecken wirklich mit einer Aufrechterhaltung meines ursprünglichen Reiseplanes gedient sei. Fand, wie sich annehmen ließ, der Zug nach dem Süden nicht statt, so hätte ich mehrere Monate mit einem unnötigen Hin und Her auf mir nachgerade bekanntem Wege und mit einem erneuten und unnötigen Aufenthalt in Windhoek verloren. Auf der anderen Seite bot sich mir die Möglichkeit, meine Arbeiten in verwandten, südafrikanischen Gebieten fortzusetzen und so ein vollständigeres Bild der Geographie Südafrikas zu erhalten. Afrika ist ein Land, in dem ein schneller Entschluß oft Goldes wert ist. Ich wählte das Letztere, und wie gut ich daran gethan, nicht nach Windhoek zurückzukehren, hat die Folgezeit gezeigt. In der That kam der große Zug nach Warmbad nicht zur Ausführung, und ich hatte somit meinen Entschluß nicht zu bereuen, denn wenngleich sich der größte Teil meiner Sachen noch auf der Hauptstation befand, hatte ich auch in den Äußerlichkeiten der Reise keine besonderen Unannehmlichkeiten zu ertragen.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle auch unseren schwarzen Postboten ein Wörtchen des Lobes zu spenden. Man mußte unbedingt ihre Leistungen bewundern. Alle fünf Wochen legten sie, beladen mit den schweren Postsäcken und ihrer Kost, zu Fuß in etwa zehn Tagen den dreihundertundsechzig Kilometer langen Weg nach der Küste zurück, und nach ein bis zwei Ruhetagen in Walfischbai mußten sie denselben Marsch mit oft noch schwereren Lasten von neuem antreten. Und das alles für verhältnismäßig geringen Lohn und in damaliger Zeit unter ständiger Lebensgefahr, ein Beweis, daß die Bergdamaras tüchtig arbeiten können, wenn sie richtig behandelt werden. Dies ist allerdings durchaus nicht überall und immer der Fall, und besonders in letzter Zeit waren in dieser Richtung eine Menge Fehler zu verzeichnen gewesen.

Am Nachmittag wurde früh aufgebrochen, denn vor uns lag die wasserarme Strecke bis Uitdrai, wo der Weg sich wieder in das Swakobthal hinabsenkt. Von der buschigen Hochebene, über die wir unaufhaltsam vorwärtszogen, schweifte der Blick gen Süden über das Thal des genannten Flusses bis an die fernen Randhöhen des Khomaslandes, wo sich, in weißgraue Wolken gehüllt, ein Bergzug über dem anderen auftürmte, ein mächtiger dunkler Wall, eine Schutzmauer für die dahinterliegenden wildreichen, auf viele Meilen hinaus wohl noch nie von dem Fuße eines weißen Mannes betretenen Hochländer. Mit tiefem Bedauern sah ich die stolzen Höhen in der Abenddämmerung versinken, die zu durchstreifen ich einst gehofft hatte, innerlich dem unseligen Kriege fluchend, der auch diese Reise verhindert hatte.

Durch die lichter werdende Vegetation führte uns unser Weg über Kwaaipütz bis zu einer Kuppe auf einsamer Hochfläche, wo um elf Uhr abends endlich nach vielstündigem Marsche Halt gemacht wurde. So erwünscht die Nachtruhe indessen den Menschen und Tieren kam, so kurz war ihre Dauer. Bereits um zwei Uhr morgens ertönte das Trompetensignal zum Aufbruch, in größter Eile wurden Decken und Felle zusammengerollt, das Kochgerät verpackt und die Pferde gesattelt, und dann ging es wieder durch die frische Nachtluft. Kurz nach Sonnenaufgang erst wurde bei einer Anzahl zum Teil noch jetzt gefüllter Wasserbecken einen Augenblick gehalten, und von den am Wege liegenden Hügelrücken sahen wir hinaus in den ungeheuren Thalkessel des Swakob, welcher sich vom Lievenberge dreißig Kilometer weit nach Westen erstreckt und vor dessen jenseitigem Bergrande, von der Morgensonne hell beleuchtet, die weißen Häuser von Otjimbingue herüberschimmerten, der willkommene Rastort für alle nach der Küste reisenden Europäer.

Aber noch waren wir leider nicht da. Selbst bis Uitdraai hat man noch zwei Stunden Weges über die um diese Jahreszeit stark abgeweidete, sonnige Abdachung des Hochlandes bis zum Flusse herab. Die einzige Abwechselung, die sich uns auf der langweiligen Strecke bot, war eine unvorhergesehene Schlangenjagd. Rusch, ein guter Kenner der niederen Tierwelt des Damaralandes und eifriger Schlangentöter, trabte mit uns auf der frischen Spur einer großen Puffotter entlang, und nach einer Viertelstunde aufmerksamen Reitens auf der scharf ausgeprägten Laufslinie sahen wir das zusammengeringelte Scheusal etwa zwanzig Meter vor uns sich auf dem warmen Boden sonnen.

Eine wohlgezielte Kugel verhinderte es an der Flucht, und während der glückliche Schütze es mit dem Gewehrkolben festhielt, in den es seine langen Giftzähne in ohnmächtiger Wut zu schlagen suchte, packte er die sich windende und zappelnde Bestie mit einem geschickten Griff im Nacken und tötete sie durch einen Stich in den dreieckigen, platten Kopf mit den tückisch schielenden Augen. Auf dem Ausspannplatze wurde dann der handbreite, mit vorstehenden Schuppen bedeckte Leib des Tieres an einen Ast gehängt und gehäutet, das Fell aber darauf sofort eingesalzen und unserem Reisegefährten v. Ziethen zum Andenken an seine erste Begegnung mit einer der gefürchteten afrikanischen Giftschlangen überreicht. Der fettglänzende Körper aber baumelte in Ermangelung eines Tafelaufsatzes oder ähnlicher Tischzierden im Winde über unserer Lagerstätte. Hoffentlich hat ihn dort nicht etwa einer der in den nächsten Tagen vorüberziehenden Soldaten wegen seiner Ähnlichkeit mit einem enthäuteten Spickaal für einen vergessenen Frühstücksrest gehalten und verzehrt, irregeleitet durch die unter dem Baume liegenden leeren Flaschen, Konservenbüchsen und sonstigen Anzeichen eines vergnügten Mahles.

Als es ein wenig kühler geworden war, sattelten wir auf, um den Ort früher zu erreichen, als die Wagen, und nach einem anderthalbstündigen Ritt über die Seitenhöhen des Flusses lag die Niederlassung unmittelbar vor uns. Noch wenige Minuten, und das Haus des Händlers Dannert, desselben, bei dem ich bereits vor fünfviertel Jahren mehrere Wochen gewohnt, nahm uns in seine hohen Räume auf.

Kaum hatten wir es uns bequem gemacht, als auch

ſchon die Repräſentationspflichten des älteren Afrikaners dem Neuling gegenüber uns in das wohnlich ausgeſtattete Zimmer der Hausfau riefen. Wir empfingen den Beſuch zweier ſeit einigen Wochen zur Schutztruppe kommandierten Offiziere, der Leutnants Baethe nnd Eggers. Sie waren mit dem uns begegnenden Transportzuge des Leutnant Lampe von Walfiſchbai nach Tſaobis gekommen und von dort nach Otjimbingue vorausgeritten. Wir luden die Herren zu einem kühlen Trunk im Garten des Kommiſſariats, und dort im Mondſchein beim Rauſchen der Anabäume und beim leiſen Flüſtern der Palmenkronen bewährte ſich wieder die alte Anziehungskraft, die der rätſelhafte Erdteil auf alle Weißen ausübt, die er einmal in ſeinen Bann gezogen. Die Neuangekommenen gaben eine begeiſterte Schilderung des Südens, und während ſie von den Wundern des Tafelberges, von den herrlichen Gärten am Kap und dem bunten Leben in den Straßen der fernen Stadt ſchwärmten, beſchlich Schluckwerder und mich ein wehmütiges Gefühl, daß wir nun bald von unſerem eigenen, viel weniger entwickelten und doch vielleicht gerade darum ſo reizvollen Lande ſcheiden ſollten.

Am folgenden Sonntage, es war der 19. November, war Militärgottesdienſt, abgehalten vom Miſſionar Meier. Die Anregung dazu war von den Mannſchaften ſelber ausgegangen, denen zum Teil ſeit einem halben Jahr keine Gelegenheit mehr geboten war, einer Predigt beizuwohnen, da die Kirche von Windhoek ſeit zwei Jahren nur auf dem Papier ſtand und auch der von der Siedelungsgeſellſchaft bei der Anmeldung jedes neuen Dampfers feierlich angekündigte Paſtor ſich niemals in persona

zeigen wollte. Nach der Kirche begann die unumgängliche Besuchsreise bei den deutschen Familien. Diesmal hatte freilich jeder das Bedürfnis, die Meinung der Altangesessenen über die Lage des Ortes und des ganzen Landes zu erfahren. Und wir bekamen unser Teil recht gründlich, selbst die sonst so zuvorkommenden Frauen ließen es nicht an leisen Vorwürfen gegen die deutsche Regierung fehlen. Und wir vermochten ihnen eigentlich nicht einmal Unrecht zu geben. Am bittersten war die Klage darüber, daß der Ort in keiner Weise gegen einen Handstreich der Hottentotten geschützt sei. Da nur etwa ein Dutzend weiße Männer im ganzen Orte anwesend waren, welche sich auf Häuser verteilten, die zum Teil mehr als tausend Meter von einander entfernt lagen, hielt man die Anwesenheit einer kleinen Besatzung in Otjimbingue für dringend notwendig. Anstatt einer solchen befand sich nur ein einziger Mann im Kommissariat, dem unter Umständen die Verteidigung des wichtigsten Punktes an der Straße nach der Küste gegen einige hundert wohlbewaffnete Feinde obgelegen hätte!

Als Tag des Abmarsches war der Montag angesetzt, allein unsere teuren Menschenbrüder, die Treiber und Leiter der Wagen, hatten auf die Nachricht, der Aufbruch sei auf sieben Uhr befohlen, bereits um fünf ihren sonst so kostbaren Schlaf unterbrochen und sämtliche Ochsen wieder fortgetrieben. Wir mußten uns natürlich wie immer fügen, aber wir hatten diesmal wenigstens die Genugthuung, am Nachmittag einige schon verloren geglaubte Frachtwagen anlangen zu sehen, die Azab auf dem nördlich vom Swakob über das Hochland führenden Umwege

erreicht hatten. Mit einem von ihnen langte ein Windhoeker Ansiedler in einem beklagenswerten Zustande physischen und moralischen Katzenjammers an. Der alte Herr hatte einige Fässer Kapsherry und Pontak auf seinem Gefährt. Unterwegs nahm der Saufteufel, der ihm von Zeit zu Zeit einen längeren Besuch abstattete, Besitz von seiner armen Seele, und nun lagen die Folgen des Geschehnisses in Gestalt eines stöhnenden, in eine Decke gewickelten Häufchens Unglück im Schatten eines Wagens, umgeben von einer höchst vergnügten Soldatenschar. Er hatte Grund zur Klage, denn der Frachtfahrer, der die ihm anvertraute Ware leichtsinnig angreift, ist nicht allein zum Ersatz verpflichtet, sondern geht unter Umständen einer empfindlichen Strafe entgegen. Etwas echt Afrikanisches ließ sich indessen dem Alten auch bei der Veranstaltung seines scharfen Gelages nicht absprechen. Er besaß keinen Bohrer noch irgend ein sonstiges Werkzeug, geeignet, den edlen Gefangenen aus seinem hölzernen Kerker zu befreien. Da kam ihm ein guter Gedanke; er ließ den Wagen halten, eines der Fässer wurde herabgehoben, bald darauf knallte ein Schuß, und der Wunde des Fasses entströmte das Rebenblut — in die bereitgehaltenen Gefäße. Diese das Nützliche mit dem Angenehmen und Erheiternden verbindenden Schießübungen hatte unser alter Freund so oft und mit so großem Erfolge angestellt, daß er sich in diesem Augenblick nicht sehr weit vom Tode befand und in dem angedeuteten Zustande den ganzen Tag über unter seinem Wagen liegen blieb.

17. Kapitel.

Reiſe zur Küſte.

Endlich, am Dienſtag Morgen, ertönte das Signal zum Aufbruch. Während unſere Wagen ſich in Bewegung ſetzten, verweilten wir noch eine Stunde länger im Ort, um den Führer des von der Küſte heraufkommenden Transportzuges zu begrüßen. Das Herannahen der langen Wagenreihe hatten bereits in aller Morgenfrühe rieſige Staubwolken im Weſten verkündet. Nach kurzer Rückſprache mit Leutnant Lampe nahmen wir die neueſte mit einem engliſchen Kriegsſchiff angekommene Poſt in Empfang und dann ging's von Haus zu Haus in ſchleuniger Erledigung der Abſchiedsbeſuche. Beſonders herzlich waren die Wünſche, die uns die würdige Gattin des Miſſionars mit auf den Weg gab. „Ich habe ſolche Angſt, daß Ihnen auf dem Wege nach der Küſte etwas zuſtoßen könne. Ich bitte Sie, ſeien Sie doch ja recht vorſichtig, und möge Sie der Herr in ſeinen gnädigen Schutz nehmen." Obgleich die Mahnung zur Vorſicht den gänzlich unberechenbaren Gefahren eines vom Feinde durchſtreiften

Landes gegenüber faſt komiſch wirkte, ließ ſich doch niemand von uns dadurch auch nur zu einem Lächeln verführen. Die Leute meinten es alle herzlich gut mit uns, und ſie gaben uns ſtets den Beweis, wie leicht es war, ſich mit ihnen auf einen freundſchaftlichen Fuß zu ſtellen, und wie dazu oft nicht mehr als ein ruhiges und vernünftiges Eingehen auf ihre den unſeren in vielen Fällen überlegenen Anſichten und Erfahrungen gehörte.

Bei Hälbichs hatten wir das Vergnügen, die beiden ſehnlichſt erwarteten Schweſtern zu treffen, welche der Frauenverein für die Krankenpflege in den Kolonien auf Anſuchen des Dr. Richter nach Windhoek beordert hatte. Offenbar in Erwägung, daß es gefährlich ſei, junge Damen in den von ſo vielen unverehelichten Männern bewohnten Ort zu ſenden, hatte der Verein zwei ältere Vertreterinnen des weiblichen Geſchlechts nach Südafrika geſandt. Einige Äußerungen der Damen über das Leben in Windhoek machten uns ſtutzen, und es wurde nachher in unſerer Kavalkade eine gewiſſe Kritik über den Frauenverein laut. Mag man uns dieſe nicht verübeln, denn es iſt keineswegs erfreulich, wenn man das Gefühl hat, daß die europäiſche Damenwelt in uns Afrikanern ſtets eine Art Türken und Hunnen zu ſehen glaubt, wie dies verſchiedene Äußerungen der letzten Zeit vermuten laſſen.

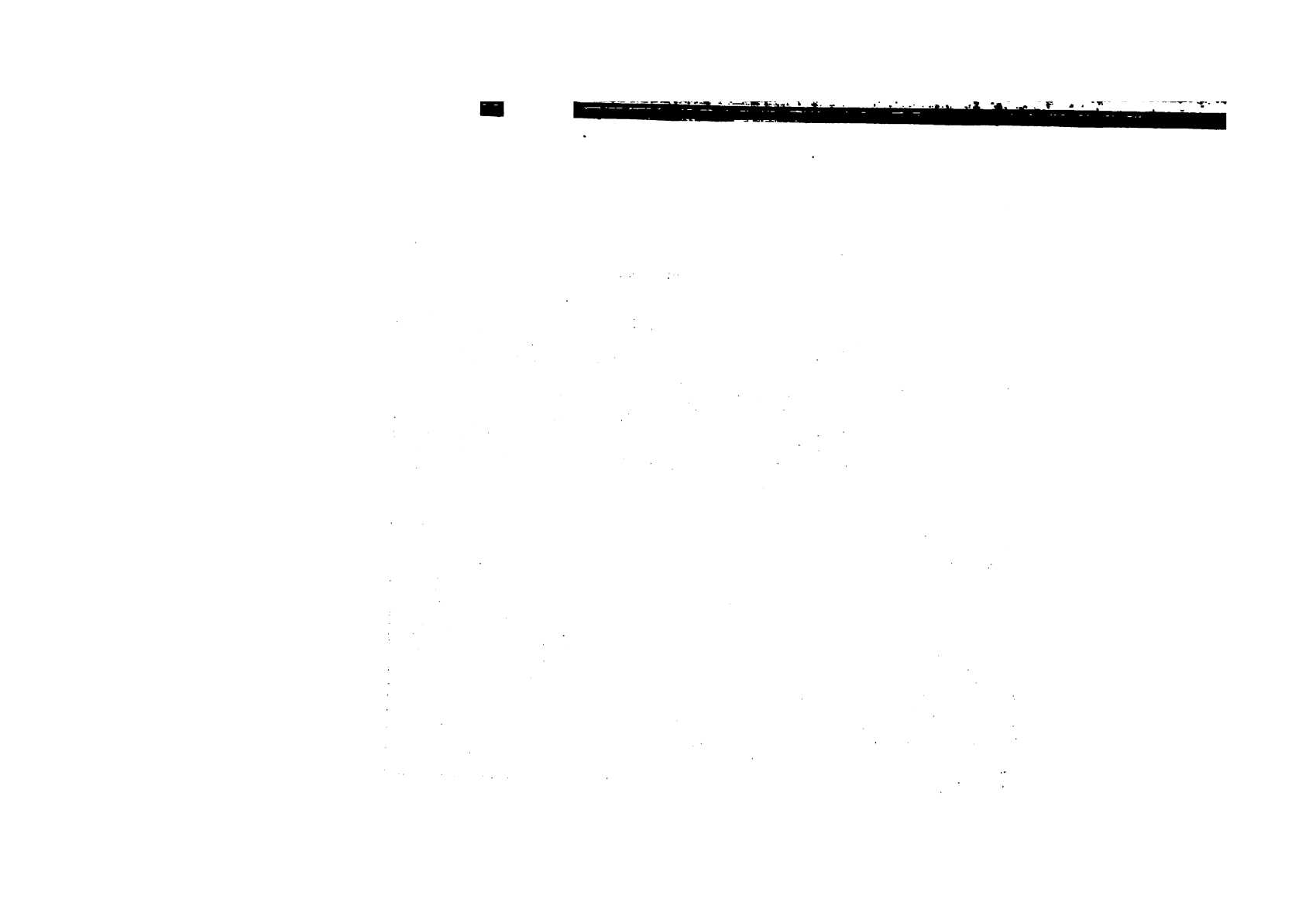
Zuletzt erklang ein kurzes „Adieu Azab“, und ein leichter Trab brachte uns bald an die Spitze der Wagenkolonne, die ſich langſam im Flußthal vorwärts bewegte. Dank der Genialität unſerer ſchwarzen Jungen ſollte die Verbindung mit dem Orte indeſſen erſt am Nachmittag aufhören. Kaum waren wir eine Stunde von Otjimbingue

entfernt, als ein Eilbote einen Brief an Leutnant Schwabe und Leutnant v. Ziethen überbrachte, dessen Verlesung allen Zuhörern ein lautes Gelächter entlockte. Dannert ersuchte in dem Schreiben um gefällige Rücksendung des mitgenommenen Bettzeuges. Es stellte sich heraus, daß die kleinen farbigen Diener den Befehl zum Einpacken der Schlafsachen etwas zu wörtlich befolgt hatten, so daß sich mit den Decken der beiden Herren zugleich das gesamte Eigentum der Hausfrau unter militärischer Bedeckung auf der Reise nach der Bai befand. Außerdem machte Schwabe die erfreuliche Entdeckung, daß eine Kiste, die seine sämtlichen für die Zeit seines Kommandos an der Küste bestimmten und bei Besuchen in Walfischbai oder bei Ankunft eines Kriegsschiffes unentbehrlichen besseren Anzüge enthielt, in Otjimbingue vergessen war. Dort hatten die schönen Uniformstücke nun wenigstens Zeit sich zwei Monate von den Anstrengungen der Reise zu erholen, eine angenehmere Aussicht für diese als für ihren schier verzweifelnden Eigentümer. Am unangenehmsten aber war die Entdeckung, die mir vorbehalten war, daß mein kleiner Diener, ein zwölfjähriger Bergdamaraschlingel, es vorgezogen hatte, sich unter Mitnahme einer nagelneuen Schlafdecke eigenmächtig einen längeren Urlaub zu bewilligen. Wie mir die anderen Halunken natürlich erst jetzt mitteilten, hatte er die furchtbarste Angst ausgestanden, ich könne ihn zwingen, mich nach Deutschland zu begleiten, ein Gedanke, der den meisten dieser Leute etwa denselben Schrecken einflößt wie dem biederen deutschen Kleinstadtphilister eine Reise ins Nordpolarmeer. Zum Glück brachte der nächste Eilbote nicht nur den Dank Dannerts für das zurück-

gesandte Bettzeug, sondern auch in seiner eigenen Person einen neuen Diener für Schwabe und aushülfsweise für mich. Allerdings war der Edle, Dawab mit Namen, den wir auf das vornehmer klingende „Friedrich Wilhelm Schulze" umtauften, vorläufig noch wesentlich mit Atmosphäre bekleidet. Da er sich aber sehr anstellig erwies, als früherer Missionsschüler leidlich deutsch sprach und auf einen Anruf sein „Herr Leutnant" oder „Herr Doktor" echt militärisch hervorbrüllte, so wurde seiner mangelhaften Umhüllung ein Stück nach dem anderen hinzugefügt, bis ihn ein paar abgelegte Reitstiefel von mir zu einem echten Schulze schwarzer Nationalität machten, dem man das erhöhte Selbstgefühl bei jeder Gelegenheit ansah.

Das waren die Überraschungen des ersten neuen Reisetages, Vorkommnisse, die nun einmal von dem Reiseleben im Innern Südafrikas nie ganz zu trennen sind. Das Beste ist, wenn man sich nicht weiter über solche Vergeßlichkeit und Unbotmäßigkeit ärgert, sondern ruhig seines Weges zieht. Der unsere führte uns bis zum Abend fast immer am Swakob entlang über die Weiden von Anawood und an der Pot-Mine vorüber. In der oft tausend Meter breiten Niederung lagen zahlreiche Werften hier hausender Bastards, auf denen Männer, Weiber und Dienerschaft beschäftigt waren den kürzlich geernteten Weizen, der während der Trockenzeit im Flusse gesät wird und sehr gut gedeiht, auszudreschen. Ein hübscher Anblick, die graubraunen Gebirge in der farbenprächtigen Abendbeleuchtung, die dunkelgrüne Parklandschaft der Uferebene, die gelben Stoppelfelder im Flußbett und die Pontoks ringsum, in deren Umzäunungen

Landſchaft im Damara-Hochgebiet.



sich die ausgedroschenen Garben zu mächtigen Haufen auftürmten. Weniger anziehend waren für uns die Menschen, denn die Bastards dieses Gebiets standen in dem nicht unbegründeten Verdacht, mit den Hottentotten auf freundschaftlichem Fuße zu verkehren. Vorsicht ihren Aussagen gegenüber war deshalb geboten, und Schwabe, dem sie erwiderten, vor uns seien keine frischen Spuren des Feindes, verhieß ihnen für den Fall, daß sich diese Behauptung als Lüge herausstellte, in aller Höflichkeit einen Besuch auf dem Rückwege, bei dem die Hütten dem Erdboden gleichgemacht werden und die etwaigen Verräter unter ihnen der strengsten Bestrafung anheimfallen sollten.

Die Nacht war unruhig genug, denn kaum zwei Stunden hatten wir geschlafen, als die Treiber zum Aufbruch drängten, um noch vor der Mittagshitze des folgenden Tages die Mündung des Dorstriviers zu erreichen. So ging es denn die ganze Nacht und den ganzen Morgen fast ununterbrochen durch ein ungeheures Felsenthal, durch welches sich das oft auf hundert Meter eingeengte Flußbett in zahlreichen Windungen hindurchdrängt, auf allen Seiten begleitet von steilen und hohen, sich vielfach kulissenartig ineinanderschiebenden Bergwänden, in deren Spalten und Rissen sich kaktusähnliche Aloestauden und manch blühendes Gewächs angesiedelt hatten. Endlich, nach zehnstündiger Nacht- und Morgenfahrt, bogen wir aus dem Swakob heraus in ein völlig trockenes, nur von einzelnen Giraffenbäumen dürftig beschattetes Thal, die Mündung des Dorstflusses, in dessen selten einmal wassergefülltem Bette ein Weg die schöne Hochebene nördlich vom Swakob ersteigt. Hier wurde aus-

gespannt, als aber am Spätnachmittag wieder weitergezogen werden sollte, da meldeten unsere Treiber, was ihnen offenbar seit einigen Stunden bekannt war, daß sechs Ochsen es vorgezogen hatten nach der schönen Weide von Anawood zurückzuwandern. Natürlich hatten sie noch keine Leute geschickt, um die Tiere suchen zu lassen, natürlich waren wieder zwei Ochsen unseres privaten Gepäckwagens dabei, und natürlich weigerten sich die Herren standhaft weiterzugehen, ehe alle sechs Vermißten wieder da seien. Auf unsere etwas gereizte Frage, wann dies frohe Ereignis denn wohl zu erwarten stehe, wurde uns die mürrische Antwort zu teil: „Vielleicht Morgen, vielleicht aber auch erst in einigen Tagen". Diesmal konnten wir uns denn doch nicht halten, und die Aussicht in diesem schattenarmen und glühendheißen Felsenkessel vielleicht mehrere Tage zubringen zu müssen, entlockte uns so derbe Redensarten und Flüche, die sich am folgenden Tage in verstärktem Maße wiederholten, daß die Ochsen noch am Abend dieses erzwungenen Ruhetages „gefunden" waren. Trotzdem richtete das Gesindel, das uns immer wieder selbst auf die in Windhoek gegebenen unglücklichen Weisungen aufmerksam machte, es so ein, daß die Tiere am Morgen des zweiten Tages sich noch auf der Weide befanden, so daß der Nachmittag herankam, ehe endlich angespannt wurde.

Der Aufmarsch auf das Hochland erfordert eine gehörige Anstrengung des Zugviehes. Von der sinkenden bis zur aufgehenden Sonne wurde nur einmal eine Stunde lang gehalten, die ganze übrige Zeit ging es ununterbrochen aufwärts durch den knirschenden Sand des Felsthales. Und auch als die Höhe erreicht war und die Sonne über

den Bergen im Osten emporstieg, wurde nur einen Augenblick gerastet, und wieder ging es dann vorwärts, bis wir nach einer mehrstündigen Fahrt über die hellbeleuchtete und nur fern im Norden durch ein gewaltiges Gebirge begrenzte Hochebene die von runden Felskuppen umgebene Wasserstelle von Schakalsfontein erreichten.

Während die Zugochsen unter militärischer Bedeckung in das mehrere Stunden weit entfernte Thal des Swakob zur Tränke geschickt wurden, da das Wasser am Lagerplatze für so viele Tiere und Menschen um diese Jahreszeit nicht ausreichte, holten wir die versäumte Nachtruhe in einem längeren Mittagsschlaf nach. Viel Besseres ließ sich hier nicht beginnen, denn die außerhalb des Flüßchens sich ausbreitende Ebene bietet mit ihrem Grase und ihren zahlreichen Milchbüschen, einer strauchartigen Euphorbie, wenig Abwechselung. Und auch die Aussicht ist nicht besonders anziehend, da die das Hochland im Norden abschließenden Gebirge sehr weit abliegen. Nur von dem fernsten Süden schimmerte ein gelber Fleck herüber, weit von jenseits des Kuiseb her, der ein trauriges Interesse für uns hatte. „Das ist die Prairie von Gannab", erklärte Rusch, „wo unsere hundertundzehn schönen Pferde gestanden haben, die man sich so geschickt hat rauben lassen".

Noch stand die Sonne über dem Horizont, als wir uns wieder auf dem Weitermarsch befanden. Das dicht mit kurzem, nahrhaften Grase bestandene Hochland lag in dem rötlichen Licht des hier bereits regelmäßig in aufsteigende Seenebel gehüllten Abendhimmels, da tauchten sie wieder auf, die schon auf der Herreise meine Freude gewesen waren. Rechts und links vom Wege erschienen Ru-

del von Springböcken in dem zierlichen Trabe, den die rieſenweiten Sprünge ſo eigenartig unterbrechen, und gleich darauf knatterte von allen Seiten ein luſtiges Gewehrfeuer auf ſie ein, das ſie aber nicht ſonderlich zu beläſtigen ſchien. Dann wurde unſer Marſch fortgeſetzt, bis einige Stunden nach Sonnenuntergang lauter Haltruf erſchallte und unſere Treiber eifrig den Boden zu unterſuchen begannen. Sie hatten im hellen Mondſchein längs des Weges die Spuren eines Trupps feindlicher Reiter entdeckt, die nach ihrer Anſicht erſt vor kurzer Zeit dieſe Stelle paſſiert haben konnten. Es wurde darum mit großer Vorſicht bis zur Uſabpforte und durch dieſelbe marſchiert. Jenſeits dieſes kleinen Sattels breitet ſich wieder eine unabſehbare Ebene aus, ſo daß die Gefahr eines Überfalles während der hellen Nacht ausgeſchloſſen war. Die indianiſch geübten Augen engliſcher Hottentotten aus Walfiſchbai aber ſahen dieſen Spuren kurz darauf an, daß die Pferde allerdings den unverkennbaren Hufbeſchlag der Witbooitiere trugen, daß aber diejenigen, welche ſie geritten, Angehörige eines fremden Stammes geweſen waren. Sie erklärten, die Reiter ſeien offenbar Zwartboois, die die günſtige Gelegenheit des Krieges zu kleinen in Gemeinſchaft mit den Witboois ausgeführten Zügen benutzten, um dann ſpäter wieder in ihre entlegenen Landſchaften ſich zu verziehen. Klärte ſich auch dieſe Sache ſo in leicht verſtändlicher Weiſe auf, ſo war uns die völlige Ruhe während der Reiſe trotz mehrfach die Luft durchſchwirrender Gerüchte von der Nähe des Feindes beinahe unheimlich. „Paſſen Sie auf“, hieß es oft am abendlichen Lagerfeuer, „dahinter ſteckt etwas. Hendrik iſt ſeit zwei Monaten ſcheinbar ruhig, und das iſt kein gu-

tes Zeichen. Wahrscheinlich plant er wieder etwas ganz Unvorhergesehenes." Daß dies unvermutete Ereignis sich in diesem Augenblicke bereits zugetragen, sollten wir wenige Tage darauf erfahren.

Wieder blieben wir in dieser Nacht fast ohne Ruhe. Um Mitternacht hatten wir die von einem hohen und einem niedrigen Bergzuge gebildete Pforte von Usab hinter uns. Ehe wir aber schlafen gingen, wurde noch ein kräftiger Punsch gebraut, und ich kann versichern, daß ein solcher auch in einer afrikanischen Sommernacht recht gut bekommt. Sommerlich war allerdings die Witterung in dieser Gegend durchaus nicht. Der nicht mehr ferne Ozean sandte uns als ersten Gruß kalte Nebel herauf, die bald nach zwölf Uhr die ganze Gegend einhüllten und nach dem Absitzen einen Mantel und die wärmenden Decken unentbehrlich erscheinen ließen. Erst nach Sonnenaufgang verzogen sich die grauen Schleier, aber sie hätten ebensogut noch einige Stunden auf der Erde liegen können, um die öde Fläche zu verbergen, die sich bis zum Swakobthale vor unseren Augen ausdehnte. Das war bereits die richtige Wüstensteppe, eine nur wenig gewellte Ebene, in der von Zeit zu Zeit ein paar ärmliche Grashalme und dazwischen die lederartigen Blätter der merkwürdigen Welwitschia die einzige Abwechselung bedeuteten. Lebendes Getier war außer einigen Raubvögeln nicht sichtbar, obgleich die Spuren von Straußen, Springböcken und einigemal sogar die Abdrücke von Zebrahufen daran erinnerten, daß in dieser Namibwüste auch das edlere Wild Südafrikas nicht fehle.

Nach vierstündiger Fahrt über die öde Fläche über-

ſchreitet der Zug eine niedrige Bodenwelle und hält plötzlich vor einer ſteilen Schlucht, die in ein Gewirr von engen Thälern, von emporſtrebenden Felsnadeln und turmhohen Blöcken hinabführt, hinter denen eine unheimlich gähnende Spalte das Wirrſal von Waſſerriſſen durchſchneidet, der ungeheure Kañon des Swakob. Die Mannſchaft verläßt die Wagen, und über eine Stunde geht der Marſch thalab, zwiſchen ſonnenglühenden Felswänden und durch den Schatten düſterer Klüfte, an deren Seiten wieder jenes afrikaniſche Edelweiß wächſt, das mit ſeinen roſenähnlichen, rot und weißen Blüten auch den Schmuck der Seitenthäler von Uſab bildet. Schließlich erweitert ſich eine der durchfahrenen Schluchten zu einem ſandigen Flußbett, das nach einer Viertelſtunde in das breite Thal des an den Ufern von dichtem Ebenholz- und Anagehölz begleiteten Swakob einmündet.

Die Lagerſtelle war nicht der eigentliche Waſſerplatz von Keigamkab, an dem in der Regel geraſtet wird. Wir erreichten ihn erſt bei Eintritt der Dunkelheit nach einer Fahrt durch das von hohen Felſen eingeſchloſſene Flußthal, deſſen landſchaftliche Reize, läge dasſelbe in Europa, jährlich viele Tauſende von Beſuchern anlocken würden. An der Waſſerſtelle trat ein ſtarker Bach eine Strecke weit zu Tage, und der Boden des Thales hauchte von hier ab eine Feuchtigkeit aus, welche unwillkürlich den Gedanken an Fieber und Rheuma erweckte. In Kanikontis, wo wir die Nacht über blieben, litten die vier dort ſtationierten Soldaten in der That an Malaria und waren darum nicht wenig erfreut, als wir ihnen beim Abmarſch am anderen Morgen ein kräftiges Gegengift in Geſtalt einiger Flaſchen guten Kapweines zurückließen.

Der Weg verläßt bei Kanikontis den Fluß und ersteigt die öde Fläche der Namib in einem mäßig langen Seitenthale des Hauptkañons. Auf der Höhe führt er über eine rötliche Ebene nach dem sechs Fahrstunden entfernten Nunidas, der letzten Station vor der Küste. Auf der Namib angelangt, warfen wir noch einen Blick zurück auf das chaotische Wirrwarr von Schluchten und Felsen, das von hier oben gesehen den Eindruck einer zu ewigem Tode erstarrten Mondgebirgslandschaft macht. Dann ging es frisch voran dem Meere entgegen, das sich schon durch einen starken Südwest und durch wunderliche Luftspiegelungen ankündigte, die in täuschender Ähnlichkeit kleine Seen und Teiche am Wege hervorzauberten, durch deren Gewässer sich die Reiter und die vordersten Wagen zu bewegen schienen. Schluckwerder und ich hatten genügend Muße, diese optische Täuschung zu bewundern, da wir, auf der Vorkiste des letzten Wagens sitzend, den ganzen Zug vor uns hatten. Unsere Pferde hatten wir den Offizieren abgetreten, weil die Tiere, schlecht wie fast der ganze auch an Zahl sehr beschränkte Bestand der Truppe, zu schwach waren, um ihre Reiter tragen zu können. Wieder einmal ein bezeichnendes Beispiel für die ungenügende Vorbereitung der Truppe zum Kampf mit einem vortrefflich berittenen Reitervolk. Übrigens war die Fahrt im Wagen auf dieser Strecke durchaus angenehm, denn der Weg ist unvergleichlich härter und besser als die alte von Walfischbai durch den Dünengürtel führende Straße auf englischem Gebiet. Außerdem bietet er den unschätzbaren Vorteil verschiedener Futterplätze und außerordentlich ergiebiger Wasserstellen

zwischen Keigamkab und der See, Vorzüge, welche allein schon die Anlegung einer Landungsstelle an der Swakob-Mündung hätten rechtfertigen können. Einer der besten Wasserplätze ist Nunidas selbst mit einem breiten, murmelnden Bache und verschiedenen natürlichen Teichen in dem stark verbreiterten Flußbette. Kaum eine Viertelstunde vor der letzten felsigen Anhöhe am Flusse passiert man einen Berg, auf dem ein mächtiger Pfahl den Anfangspunkt der englischen Grenze bezeichnet, die von hier ab am Flusse entlang läuft.

In Nunidas wurde bis zum nächsten Morgen gerastet, da die Ochsen und Pferde sich wieder einmal ordentlich sattfressen sollten. Die geringe Entfernung der See verkündigten noch deutlicher als auf der Hochfläche der neblige Himmel und die Scharen von Flamingos, die in den Tümpeln des Flußbettes gravitätisch auf und ab spazierten, bis einige Schüsse sie veranlaßten, sich in die Lüfte zu erheben und kreischend davonzufliegen.

Am Nachmittag erhielten wir unerwarteten Besuch von Walfischbai. Mertens, einer der Inhaber der bekannten Firma, kam mit seiner sechsspännigen Pferdekarre nach Nunidas, um seine hier stehenden Pferde und Rinder zu besichtigen, und war nicht wenig erstaunt, uns hier vorzufinden. In fröhlichem Beisammensein wurden die Reste unserer trinkbaren Vorräte vertilgt, und das Abendessen dauerte bis tief in die Nacht hinein. Trotzdem waren wir vor Sonnenaufgang wieder munter, denn der alles durchnässende Nebel gestattete kein längeres Liegenbleiben.

Der Rest des Weges, von Nunidas bis zur Küste, wird von den Ochsenwagen in zwei bis drei Stunden zu-

rückgelegt. Er ist ziemlich hart und führt über eine vollkommen ebene Fläche, bewohnt von Straußen und Springböcken, wie die von Zeit zu Zeit den Weg kreuzenden Spuren bewiesen. Endlich wurden in den Nebelschleiern vor uns auf einer mäßigen Anhöhe Wellblechhäuser und Zelte sichtbar, die werdende Stadt an der deutschen Küste von Südafrika, vorausgesetzt, daß sich Kapitalien zur Verbesserung der Landungsstelle finden, damals noch ein öder und unwirtlicher Aufenthalt. Von der Wohnung des neuen Kommandanten, dem wir scherzweise den Titel „der Schrecken des südatlantischen Ozeans" beigelegt hatten, flatterte die neue deutsche Kolonialflagge, während die hier stationierten Matrosen mit den Vorbereitungen zum Abladen der Wagen beschäftigt waren.

Nachdem wir uns, so gut es gehen wollte, in den verfügbaren Räumen des größten Blechhauses eingerichtet hatten, in denen es aber weder Fenster noch Fußböden gab, zog es uns hinab an den Strand, über dessen Untiefen sich die Brandungswellen mit donnerähnlichem Getöse brachen. Auf den ersten Blick erkennt man, daß es nur verhältnismäßig geringer Vorarbeiten bedarf, um hier eine Landungsstelle zu schaffen, besser als diejenige etwa von Port Nolloth, über welches trotzdem der größte Teil des Güterverkehrs von Klein Namaland geht. Allerdings bedarf man weit größerer und festerer Brandungsboote, wie solche zum Beispiel auf den offenen Reeden der Kapkolonie in Gebrauch sind. Vor allen Dingen aber wurmte es mich, daß nicht die geringste Fürsorge für die Bergung der den Ansiedlern gehörigen Güter getroffen war. Die von der „Marie Woermann" im August des Jahres

gelandeten Kisten der damals angekommenen Auswanderer lagen zum Teil noch jetzt im Dezember ohne Schutz im Freien und ein großer Teil ihres Inhalts war völlig verdorben. Gleichzeitig offenbarte ein Blick auf manche der zum nicht geringen Teil zersprengten, weil viel zu schwachen Kisten, mit was für unnützen, ja geradezu albernen Dingen sich die Leute beschwert hatten. War es auf der einen Seite von der Schiffsverwaltung nicht zu viel verlangt, daß sie durch Lieferung einiger Bretter oder alter Segel das Eigentum der armen Leute vor dem ärgsten Schaden bewahrt hätte, so wäre es auf der anderen wohl in der Ordnung gewesen, wenn man im Syndikat für Siedelung sich ein wenig um die Ausrüstung der Leute gekümmert hätte. Denn daß all die fehlerhaften Anschaffungen, unter denen einige waren, welche geradezu den von mir der Kolonialgesellschaft mitgeteilten Weisungen zuwiderliefen, mit Wissen und Willen der maßgebenden Persönlichkeiten gemacht waren, will ich zur Ehre derselben nicht annehmen. Andernfalls müßte ich noch weiter gehen als mein Freund v. Bülow in seinem harten, aber gerechten Urteil, der die damaligen Leiter der Siedelungspolitik mit ihren Plänen höchstens an der Bierbank zulassen will, nicht aber im Rate kolonisierender Gesellschaften.

Bei der Mittagsmahlzeit gab es zum ersten Male nach einer langen Zeit der Entbehrung wieder frische Fische, die aber weder an Größe noch an Wohlgeschmack denen der Walfischbai gleichkamen, da sie nur in dem schmalen Wasserstreifen innerhalb der Brandung gefangen waren. Daneben prangte ein seltsames Geflügel auf der Tafel, ein am vorhergehenden Tage geschossener, jugend-

licher Flamingo, der in seinem Geschmack täuschend einem Hasenbraten glich.

Einen Gast sahen wir bei diesem Mahle, meinem letzten auf deutsch-südwestafrikanischem Boden, in unserer Mitte, der zu der nicht ganz seltenen Art älterer Afrikaner gehörte, welche jedes Vierteljahr zu einem anderen Berufe übergehen, um sich nach einem Monat bereits nach einer neuen Thätigkeit zu sehnen. v. X., ehemals Handelsagent in Westafrika, hatte auch im Schutzgebiet eine bewegte Vergangenheit als Kaufmann, Landungsagent, Jäger, Gold- und Edelsteinsucher hinter sich. Augenblicklich hielt er sich als Vertreter von Mertens und Sichel an der Swakobmündung auf. Trotz seines etwas zu beweglichen Geistes war er indessen ein liebenswürdiger und unterrichteter Gesellschafter und ebensowenig wie die meisten seiner Schicksalsgefährten ein Abenteurer im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Nur daß sich bei ihm „die Krankheit Afrika" in einen Dauerzustand verwandelt hatte, in dem er sich von der ungebundenen Freiheit nie mehr auf lange zu trennen vermochte. Ich halte solche Naturen in mancher Beziehung für nützlichere Vorläufer einer gewissen Kultur als den Beamten oder den Händler auf der Station, und auch dieser Mann hatte sich nicht nur eine Menge wertvoller Kenntnisse angeeignet, sondern wußte dieselben auch oft richtig zu verwerten. Nur die Beständigkeit des Nordeuropäers und damit die Aussicht, jemals etwas zu erreichen, war ihm abhanden gekommen.

Am folgenden Morgen um zehn Uhr standen die Pferde gesattelt, und wir saßen auf, um unsere letzte Station in Südwestafrika, die englische Walfischbai, zu erreichen.

Es giebt zwei Wege dorthin, von denen der kürzere durch die Dünen führt und deshalb ungern gewählt wird. Der beſſere geht etwa vierzig Kilometer weit unmittelbar am Strande entlang, und man reitet gewöhnlich mit Beginn der Ebbe von der Swakobmündung ab, da die ſchwierigſte Stelle, an welcher die die Walfiſchbai umgebenden Dünen dicht und ſteil an das Meer herantreten, bei Hochwaſſer kaum zu paſſieren iſt.

Die letzten Aufträge ſind erteilt, und wir treiben die Pferde dem Ufer zu, auf deſſen hartem, feuchtem Sande es ſich ſo angenehm reitet wie in einer kunſtgerecht angelegten Bahn. Zuerſt allerdings ſtutzen die Tiere und ſtarren ängſtlich in die ſich überſtürzenden Wogen der Brandung und in das zu ihren Füßen heranſpülende Giſchtwaſſer. Aber wir haben keine Zeit ihre Launen zu berückſichtigen, denn die kühlen Stunden während des Morgennebels müſſen ausgenutzt werden; einige Hiebe mit dem Schambok, und die Pferde überwinden ihre Angſt und eilen vorwärts, höchſtens ab und zu einen Seitenſprung machend, wenn eine vorwitzige Welle ihre Hufe benetzt. Zur Linken erhebt ſich Düne an Düne, eine Landſchaft von troſtloſer Eintönigkeit. Zur Rechten aber wälzt das Atlantiſche Meer ſeine ſchäumenden Wogen durch den grauen Nebel heran, und ihr Donner übertönt beinahe das Gekreiſch mächtiger Albatroſſe und auf den Klippen zu Hunderten raſtender Möven und Taucher. Da zerteilt ſich der Nebelſchleier, und nun ſchimmert der Ozean weit hinaus in leuchtendem Blau, ein herrlicher Anblick. Doch auch mit der Bewunderung dieſes Bildes dürfen wir keine Zeit verlieren, denn noch iſt das Ziel fern, und unterwegs giebt es weder

Wasser noch Futter für die Pferde. Auch haben wir bereits mehrfach gehofft, beim Umreiten eines der kleinen felsigen Kaps der englischen Küste die Häuser der Bainiederlassung oder die Baake von Pelikan Point, das Seezeichen der gegenüberliegenden Landzunge, wahrzunehmen. Doch immer wieder erheben sich im Südosten neue einsame Dünen und Klippen. Endlich, nach dreistündigem Ritt unter der immer heißer werdenden Sonne tauchen in der Ferne Häuser und Signalmasten auf, infolge der Luftspiegelung scheinbar im Meere schwimmend. Noch eine halbe Stunde Galopp müssen wir reiten, ehe die Niederlassung erreicht ist und uns die kühlen Räume des Herrn Mertens aufnehmen, auf deren Dache schon seit einiger Zeit die schwarzweißrote Flagge zu unserer Begrüßung gehißt ist.

Nach dem Abschiedsmahl für v. Ziethen und Rusch, die uns am andern Morgen verlassen mußten, um den nach Windhoek zurückkehrenden Wagenzug rechtzeitig einzuholen, umfing uns alle ein mehrstündiger, traumloser Nachmittagsschlaf. Entsetzt erhoben wir uns, denn es begann beinahe zu dunkeln, und noch war keiner der pflichtmäßigen Besuche erledigt. Kurz nach Beendigung der etwas zu lange ausgedehnten Ruhe aber begann die Reise, die uns zuerst zum englischen Residenten, Mr. Cleverly, führte. In einem großen Raume des hölzernen Regierungsgebäudes empfing uns der joviale Herr mit seiner Gemahlin, und hier, auf dem internationalen Boden des behaglichen englischen Familienheims hätte eine von jeder Politik freie, gemütliche Unterhaltung zu stande kommen können, wenn nicht der mündliche Verkehr unter der Schwierigkeit gegenseitiger Verständigung allzu sehr gelitten hätte. Wohl

ſtieß ich Schwabe, an den ſich die liebenswürdige Hausfrau gerade mit einer Erkundigung nach ſeiner häuslichen Einrichtung an der Swakobmündung wandte, an mit der ſchadenfrohen Erinnerung: „So antworten Sie doch; Sie haben uns ja immer erzählt, daß Sie Jahre lang mit Engländern und Amerikanern verkehrt und fließend engliſch geſprochen hätten.“ „Um Himmelswillen, Herr Mertens,“ war die einzige Erwiderung unſeres geängſtigten Freundes, „überſetzen Sie mir doch nur, was Frau Cleverly wünſcht.“ Und Mertens kam ſeiner Aufgabe, zwiſchen fünf ſich mit keinem Worte verſtehenden Menſchen den Vermittler zu ſpielen, eifrig nach, wobei er ſich allerdings eines leiſen, ſpöttiſchen Lächelns nicht erwehren konnte. Jedenfalls atmete alles erleichtert auf, als wir uns von dem Ehepaar mit kräftigem Händeſchütteln verabſchiedet hatten, denn dank unſerem ſprachlichen Unterricht konnte auch ich zwar engliſch leſen, aber nur wenige Worte richtig ſprechen.

Eine gewiſſe Entſchädigung dagegen für die eines jungen Offiziers ſo unwürdige ſtumme Rolle wurde den beiden Herren im Nachbarhauſe zu teil. Dort, beim Miſſionar, war eine Geſellſchaft verſammelt, nicht wenig geſpannt, die Neuigkeiten aus dem Innern in Empfang zu nehmen. Sogar drei junge Damen waren anweſend, außer den beiden hübſchen Töchtern des alten Böhm auch die eben aus einer Bremer Penſion nach Afrika zurückgekehrte Tochter des Landungsagenten. Wir waren in dieſem Kreiſe am meiſten erfreut über die bereits im Zimmer herrſchende Dunkelheit, und als Frau Böhm Anſtalten machte die große Familienlampe anzuzünden, ſah man uns einen etwas eiligen Rückzug antreten. Be-

staubt und abgerissen wie wir waren, fühlten wir uns in Gesellschaft so vieler Kulturmenschen etwas unbehaglich. Nun vermochten wir Schwabes Verzweiflung über seinen zurückgebliebenen Kleidungskoffer zu verstehen, denn für ihn bedeutete ein Ausflug nach Walfischbai in den nächsten Monaten die einzige Unterbrechung einer fabelhaften Langenweile, und bei der augenblicklichen Beschaffenheit seiner Garderobe war er nahe daran, diese Küste für immer zu fliehen. Einige Beruhigung gewährte es ihm erst, als wir einige Aufträge für irgend einen Schneider in Kapstadt zu besorgen versprachen. Zwar den Zettel mit der Beschreibung einer Interimsuniform haben wir verloren, aber wir hofften, er werde es damit so genau nicht nehmen. Sollten die Anzüge, die wir unserem Freunde in Erfüllung unseres Auftrages übersandten, ein wenig zu sehr als Phantasieuniform ausgefallen sein, so ist bei seiner Tüchtigkeit in militärischen Dingen anzunehmen, daß ihr Gebrauch ihm trotzdem nicht geschadet hat. Sicher ist das bei der Damenwelt des Örtchens nicht der Fall gewesen.

Der andere Morgen vereinigte uns noch einmal mit den beiden Scheidenden. Mertens und ich begleiteten sie noch eine Strecke weit am Strande. Bald war das die Davonreitenden umhüllende Staubwölkchen in der spiegelnden Morgenluft verschwunden, die zitternd die nächsten Dünen umspielte. Wir aber kehrten nachdenklich in unsere Wohnung zurück, diesmal zu zweit, denn mit den beiden Reisenden verließ uns auch Schwabe, dessen Obhut für die nächste Zeit ich mein Pferd anvertraut hatte. In einigen Tagen, wenn das Schiff erwartet wurde, gedachte er wieder in der Bai einzutreffen.

Auf einsamem Spaziergange am Ufer gedachte ich der vergangenen Wochen, da hörte ich neben mir lautes Hämmern und Klopfen. Der Lärm kam aus einem merkwürdigen Kasten, über dessen Rand sich auf meinen Ruf das Gesicht des wohlgenährten Hafenagenten erhob. Auf meine Frage, was das für ein Ding sei, an dem er arbeite, antwortete er gekränkt, das sei ein neues Landungsboot für Swakobmündung. Meine bescheidenen Zweifel an der Leistungsfähigkeit des Bauwerks schienen ihn nicht von dem Gedanken abzubringen, daß seine Arbeit es mit den besten Erzeugnissen unserer Schiffswerften aufnehmen könne, und seine Begeisterung legte sich erst, als ich ihm erklärte, meine größte Freude sei, daß ich mich nicht in dieses Ding zu setzen brauche. Er erging sich in einer höchst abfälligen Beurteilung dieser ganz unmöglichen Landungsstelle und errötete sanft wie ein junges Mädchen, als ich ihm freundlich auf die Schulter klopfte: „Aber Herr Koch, wenn dort eine Landung so ganz unmöglich ist, weshalb zimmern Sie denn seit drei Monaten an diesem zierlichen Waschtrog herum?“ — „Ja, das muß man der Leute wegen schon thun. Die da oben in Windhoek wollen ja durchaus ohne die Bai fertig werden.“

Verdenken konnte man ja den an dem Bestehen der Walfischbai geschäftlich interessierten Leuten die Aufregung nicht, in der sie sich in jenen Monaten befanden. Eine Firma nach der anderen suchte sich am Swakob Baustellen zu sichern, die bisherigen Landungen waren geglückt, der Zugang zum Innern unendlich besser als der bisher benutzte Weg durch das Dünenland des Kuiseb, kurz alles sprach dafür, daß dem englischen Hafenverkehr an der

deutschen Küste ein kräftiger Wettbewerb erwachsen werde. Übrigens nahm auch Ohm Koch solche ihm von allen Seiten zu teil werdenden Anödereien keineswegs übel, und er war namentlich versöhnlich gestimmt, wenn man die Sticheleien in seinen vier Pfählen fortsetzte. Augenblicklich war er wegen der glücklichen Heimkehr seiner Tochter besonders vergnügt. Und es ist keine Kleinigkeit für die Eltern, die ihr Kind, um ihm eine ordentliche Erziehung angedeihen zu lassen, auf Reisen schicken müssen, gegen die eine Fahrt in die Schweiz wie ein kleiner Spaziergang erscheint. Vor einigen Jahren war außerdem die Verbindung mit Kapstadt noch eine derartige, daß selbst die Fahrt dorthin mit einer Weltreise verglichen werden konnte. Das kleine Segelschiff, das damals diese Verbindung mit der alten Kolonie herstellte, war von Walfischbai bis zur Tafelbai vierzig Tage unterwegs, denn der entgegenwehende Wind nötigte es bis in die südamerikanischen Gewässer hinüberzukreuzen, ehe es sich der Südspitze Afrikas wieder nähern konnte. Damals war selbst ein Besuch für die am Kap erzogenen Kinder deutscher Familien bei ihren Eltern ausgeschlossen, und auch jetzt ist ein solcher keine Kleinigkeit, denn zu einer Reise von der Kolonie nach dem deutschen Schutzgebiet und zurück gehört immerhin noch eine Seefahrt von zehn bis elf Tagen. Die zehnjährige Abwesenheit eines Kindes vom Elternhause ist darum hier gar nichts so Seltenes, und die Freude des Wiedersehens noch verständlicher als in den Kulturländern Europas.

Es interessierte mich übrigens von der zurückgekehrten jungen Dame zu erfahren, daß sie das Leben in Walfisch-

bai außerordentlich „nett und gemütlich“ finde. Ein Beweis, daß unser Gefühl uns nicht täuschte, wenn alle Windhoeker zeitweise den Aufenthalt an der Küste dem in den größten Orten des Innern bei weitem vorzogen. Die Hauptursache hierfür ist die Nähe des Meeres. Nirgends so sehr wie in Afrika empfindet man den völkerverbindenden Einfluß des Ozeans. Die Postverbindung an der Küste war eine so viel schnellere, daß eine Antwort auf einen Brief einen vollen Monat früher in den Händen des Schreibers war als in einem nur hundert Kilometer entfernten Ort. Während eine Nachricht von Windhoek, dem Sitze der Regierung, im günstigsten Falle etwa zweiundvierzig Tage bis Berlin gebrauchte, gelangte ein Schreiben von Walfischbai im allerungünstigsten schon nach fünfunddreißig, meist aber schon nach dreißig Tagen in den Besitz des Empfängers. Gar nicht zu reden von der Annehmlichkeit, alle Gebrauchsgegenstände und Waren europäischer Herkunft, deren die Haushaltungen im ganzen Lande bedurften, um ein erhebliches billiger einkaufen zu können. Darum galt ein Kommando an der Küste selbst für die Soldaten als eine Annehmlichkeit. Kauften sie doch sogar die Flasche Bier um dreißig bis fünfzig Pfennige billiger als oben im Lande.

Zwei Tage nach der Abreise v. Ziethens kehrte Schwabe zurück, und am Nachmittag lief unser Boot von der Swakobmündung her ein. Die Leute erzählten von der starken Dünung, die sie zu überwinden gehabt, und der Obermatrose klagte außerdem, daß bei der Ausrüstung des Fahrzeuges der Kompaß vergessen worden sei. Zum Glück besaß ich eine gute Meißnersche Bussole, und auf Bitten

Schwabes erklärte ich mich bereit dieselbe der Bemannung zurückzulassen. Bei dem hohen Seegang erklärten unsere Matrosen es für unwahrscheinlich, daß sie in nächster Zeit noch einmal die Fahrt nach der Bai würden machen können. So sah ich mich genötigt, einen ganzen Trupp Hottentotten nach der deutschen Station zu senden, um meine dort zurückgelassenen Koffer nach Walfischbai bringen zu lassen. Ein höchst ärgerlicher Umstand, denn das Abholen meines Gepäckes kostete auf diese Weise trotz der kurzen Strecke etwa das Fünffache der Seefracht von Hamburg nach Südafrika. Indessen ließ sich's nicht ändern, da der „Nautilus", das kleine englische Postschiff, jeden Augenblick erwartet wurde, und somit keine Zeit zu verlieren war.

Am Tage nach Schwabes Wiederkehr ertönte endlich der lang ersehnte Ruf „Sail ho!", und abermals begann die Glocke zu läuten, welche die Arbeiter zu den Booten rief. Ruhig spazierten wir am Strande auf und nieder und beobachteten das allmähliche Näherkommen des Rauchwölkchens und das Hervortreten des schwarzen Schiffskörpers. Wir sahen das Boot des Residenten und das des Landungsagenten fortfahren und wir beobachteten, wie beide kurze Zeit darauf von dem inzwischen vor Anker gegangenen Dampfer wieder abstießen. Noch eine Weile, und das Boot des Hafenmeisters stieß auf den Strand und Koch, ganz gegen seine Gewohnheit, sprang in das flache Wasser und watete eilig und mit vor Aufregung gerötetem Gesicht auf uns zu. „Wissen Sie das Neueste, meine Herren? Die Hottentotten sind nach Süden gezogen, haben Kubub überfallen und die Station der Kolonial-

gesellschaft für Südwestafrika vollständig zerstört. Der Stationsleiter Hermann hat sich mit knapper Not gerettet und befindet sich an Bord des Nautilus." Da hatten wir also die Erklärung für die lange scheinbare Unthätigkeit der Witboois, und ihre neueste That entsprach wieder ganz dem Charakter ihres verwegenen Führers. Während wir in höchster Erregung am Ufer standen und die wahrscheinlichen Folgen dieses abermals dem Feinde gelungenen Handstreiches erörterten, war auch das Regierungsboot zurückgekehrt, und der Oberkonstabler Simpson stürzte an uns vorüber mit dem freudigen Rufe: „The Matabele-war is finished!" — Da hatten wir's! Zu all dem Ärger und der Bitterkeit über unser eigenes, durch die zu lange hinausgeschobene Deckung des Südens veranlaßtes Unglück noch die Nachricht, daß unsere neidischen, englischen Nachbarn mit einem Schlage ihre eingeborenen Gegner niedergeworfen und sich des Matabelelandes bemächtigt hatten. Freude verklärte die breiten Gesichter der an Land gehenden englischen Matrosen, und dieselbe Freude lasen wir unschwer auf dem Antlitz der uns begegnenden englischen Bewohner der Bai. Und ich konnte mir nicht helfen, ich glaubte ebenso wie Schwabe daneben den Ausdruck spöttischen Mitleids aus ihren Augen hervorlugen zu sehen, des Mitleids mit den armen Deutschen, die nun schon seit bald einem Jahre sich mit diesem Häuflein Hottentotten herumschlugen, ohne mit ihm fertig zu werden. „Mögt ihr an Eurer Freude ersticken und Euer Cecil Rhodes dazu", war der aufrichtige Wunsch, den wir diesen lieben, blaujackigen Freunden gegenüber hegten, während wir der Ausschiffung eines ältlichen, mit wohlgepflegtem grauen

Spitzbart geschmückten Herrn zusahen, der auf den Schultern zweier Hottentotten soeben über das flache Uferwasser hinweggetragen wurde. Es war der Vertreter der genannten Kolonialgesellschaft, der ehemalige Landwirt Hermann, der sich vor den ihm nachsetzenden Witboois in eiliger Flucht nach Angra Pequena gerettet hatte und von dem dort angelaufenen „Nautilus" aufgenommen und nach Walfischbai übergeführt wurde.

Nach Hermanns Erzählung war alles vernichtet, was er auf der in Groß-Namaland gelegenen Versuchsfarm Kubub geschaffen hatte. Vergeblich hatte er nach dem Ausbruch des Krieges auf das Erscheinen einer Patrouille gehofft, welche die Deckung seines gefährdeten Postens übernehmen konnte. Doppelt gefährdet, weil seine Nachbarn, die Hottentotten von Bethanien, in zwei Parteien gespalten waren, von denen die eine ein Zusammengehen mit dem unter allen Namas gefürchteten und angesehenen Häuptling der Witboois forderte. So war denn auch bei dem Überfall die Mitwirkung der Bethanier nicht zu verkennen, denn bei einer entschlossenen Haltung derselben hätte Hendrik, der bei diesem Zuge nach dem Süden nur von vierzig Reitern begleitet gewesen sein soll, schwerlich irgend etwas in diesem Gebiet durchsetzen können. So war Hermann und der in seinen Dienst übergetretene, ehemals der Truppe angehörende v. Quitzow nicht im stande, dem nach Kubub gesandten feindlichen Kommando irgendwelchen Widerstand entgegenzusetzen, und während er sich mit jenem in der angegebenen Weise rettete, fiel der ganze Viehbestand der ersten wirklich bewirtschafteten Farm unseres Schutzgebietes in die Hände der beutegierigen Hottentotten. Mehrere tau-

send Wollschafe und Ziegen, mehr als fünfzig Pferde und eine beträchtliche Menge Rinder verschwanden auf Nimmerwiedersehen, ein vorläufig unersetzlicher Verlust für die Gesellschaft, die Rechtsnachfolgerin des verstorbenen Lüderitz in Deutsch Südwestafrika. Hermann aber, von erklärlicher Bitterkeit erfüllt und für die nächste Zeit ohne bestimmte Aufgabe in diesen Ländern, entschloß sich mit uns nach Kapstadt zu gehen, um dort die Weisungen seiner Vorgesetzten abzuwarten.

Am Morgen nach der Ankunft des Schiffes begab ich mich mit Schwabe an Bord des „Nautilus". Er hatte den Auftrag, den Kapitän, wenn möglich, zu einer Überführung der massenhaft im Mertensschen Store lagernden Truppengüter nach der Swakobstation zu veranlassen. Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir das stark eingeengte Deck des kleinen Dampfers betraten. Auf unsere Frage nach dem Kapitän wurde uns erwidert, er habe seine Toilette noch nicht ganz vollendet. Doch schon erschien ein breites Gesicht in dem Ochsenauge (kleines Fenster) der Kajüte und bedeutete uns mit freundlich sein sollendem Lächeln, wir möchten uns einstweilen in den Speisesalon verfügen. Gleich darauf erschien der Gewaltige selbst, und während Schwabe sein Anliegen vorbrachte, das von dem ersten Steuermann, einem Deutschen, in die gequetschten Töne Altenglands übertragen wurde, verzog sich sein Gesicht in verlegene Falten. Auf der einen Seite hätte er gewiß gern gesehen, wenn seinem Schiff, das den Hafen meist ohne Rückfracht verließ, der wünschenswerte Gewinn aus einer solchen Zwischenfracht zu teil geworden wäre. Auf der andern Seite aber tauchte drohend die Gestalt des Lenkers

der Kapkolonie vor seinem inneren Auge auf, des berüchtigten Rhodes, der seinen Reedern für die Erfüllung eines von deutscher Seite geäußerten Wunsches wahrscheinlich den Hals umgedreht haben würde, und so drehte und wand sich der kleine beleibte Herr hin und her, bis er schließlich mit einem offenen „Nein" der Unterhandlung das Ende bereitete, auf welches wir von Anfang an gerechnet hatten. Eine Einladung zum Frühstück sollte uns offenbar mit seiner Weigerung aussöhnen, und er bemühte sich in wirklich anerkennenswerter Weise, jede Frage nach politischen und militärischen Dingen zu vermeiden und uns lediglich auf die Vorzüge der Firma aufmerksam zu machen, von der er sein Lieblingsgetränk, den roten Hermitage vom Kap, bezog.

Meine letzten Vorbereitungen für die Abreise bestanden in einer genauen Vergleichung meiner wissenschaftlichen Instrumente mit denen des Missionars Böhm. Schwabe gab sich dabei Mühe, so schnell wie möglich das Ablesen der verschiedenen Beobachtungswerte zu erlernen. Er kam damit allerdings nur seiner Instruktion nach, die ihn anwies, in Swakobmund meteorologische Aufzeichnungen zu machen. Diese Erteilung eines solchen an sich wichtigen Auftrages an einen hierfür nicht vorgebildeten Offizier ist bezeichnend für das Formenregiment in unseren Kolonien, das häufig genug zu scherzhaften, bisweilen auch zu sehr ernsten Ausstellungen Anlaß giebt. Eine ganz lustige Verspottung dieses Systems bedeutet folgende unter den Mannschaften der Truppe im Umlauf befindliche Parodie auf einen Truppenbefehl bei Gelegenheit der Gründung der Station an der Swakobmündung:

„Truppenbefehl: Der Unteroffizier Hannemann in Swakopmund spricht von übermorgen ab englisch.“

Einen guten Fang that ich für meine wissenschaftlichen Stationen, indem ich einem jungen bei Böhm untergebrachten Missionar das Versprechen abnahm, auf seiner im Norden des Schutzgebietes in Franzfontein belegenen Station Regenmessungen anzustellen. Zwar lag ihm anderes augenblicklich mehr im Kopfe, denn er war im Begriff sich mit seiner eben erst mit dem „Nautilus“ eingetroffenen Braut in den nächsten Tagen trauen zu lassen, indessen, Not kennt kein Gebot. Da gute Beobachter in der Regel nicht leicht zu bekommen sind, so muß man sie zu fassen suchen, wo und wie man ihrer gerade habhaft werden kann.

Zur Beruhigung ängstlicher Leute, welche die Missionare als eine ganz merkwürdige Art Menschen mit sonderbaren Sitten und Gewohnheiten ansehen, kann ich übrigens mitteilen, daß dieser Mann seine künftige Frau von früher her kannte, und daß das wohl bei den meisten Heiraten der Fall ist. Gewiß kommt es vor, daß ein solcher lange auf der Station lebender Bruder seine zukünftige Frau sich herausfindet läßt ohne sie vorher gesehen zu haben. Mir ist selbst ein solcher Fall bekannt, aber so schlimm, wie die Sache in Reisebeschreibungen dargestellt wird, ist das wahrlich nicht. In sehr vielen Fällen mag eine solche Heirat auch den Kaufleuten im Auslande, die in ihrem Beruf unabkömmlich sind, vorkommen, ohne daß so viel Gerede darüber gemacht wird wie von irgend einem mit Damen der Welt sehr wohl bekannten Schriftsteller über die Heiraten ihrer Angehörigen. Außerdem aber

kann der Betreffende sicher sein, nicht eine modern verbildete „höhere Tochter" oder gar ein von der augenblicklich herrschenden mondsüchtigen Weiberkrankheit der Emancipation angestecktes Frauenzimmer zu bekommen, sondern eine tüchtige Hausfrau, die ihm in seinem Beruf treu zur Seite steht und so in ihrer Weise einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Eingeborenen ausübt. Den grundsätzlichen Gegnern der Missionsarbeit möchte ich anheim geben zu berücksichtigen, daß die meisten Missionarsfrauen dies Lob durchaus verdienen, und daß man bei einem allgemeinen Urteil über die Thätigkeit dieser Leute doch auch diesen Punkt nicht unbeachtet lassen darf.

Ehe ich meine Abschiedsbesuche machte, bestieg ich noch einmal mein gutes Pferd, um mit Schwabe einen letzten Spazierritt nach den Dawewäldchen von Sandfontein zu machen. Zwischen dem Reiter und dem Pferde, das ihn in einem wilden und nicht immer ganz gefahrlosen Leben so oft getragen, entwickelt sich doch ein starkes persönliches Verhältnis. Und es war eines der letzten Male, daß das Tier einen Reiter trug. Nicht lange nach meiner Abreise erlag es dem giftigen Biß einer in dem Weidegestrüpp von Nunidas versteckten Schlange. Mir war, als ich die Nachricht erhielt, zu Mute, als sei ein guter Freund von mir gestorben.

Am Morgen des 7ten Dezember, also fast anderthalb Jahre, nachdem ich an derselben Stelle zuerst den Boden des afrikanischen Kontinents betreten, bestieg ich mit Schluckwerder und Hermann eines der kleinen Landungsboote. Schwabe begleitete uns an Bord, doch es war kaum Zeit zu einem kurzen Abschied, bei dem ein schäumendes Glas

dem Wohle unſerer Kolonie, ein letztes einem fröhlichen Wiederſehen hier oder anderswo auf der Erde geweiht wurde. Dann raſſelte die Treppe an der Bordwand empor, und während von unten in eintönigem Takt der Schlag der Ruder heraufſchallte, die das Boot dem Lande zutrieben, begann das Schiff langſam ſeinen Bug dem Ausgang der weiten Bucht zuzudrehen. Ich aber ſtand mit meinen Reiſegefährten an Deck und ſchaute hinüber nach dem Ufer, wo ſchon ſeit einer Stunde auf den Häuſern unſerer Landsleute uns zu Ehren die ſchwarzweißroten Flaggen im Morgenwinde flatterten. Viel und meiſt Ernſtes hatten wir im letzten Jahre dort oben im Lande erlebt, aber in dieſer Stunde war einzig und allein der Wunſch in uns lebendig, bald wieder an dem kühnen Unternehmen mitarbeiten zu dürfen, deſſen Ziel es iſt, in entlegenen afrikaniſchen Gebieten eine neue Schutzwehr zu ſchaffen für die Macht und die Ehre des deutſchen Reiches.

18. Kapitel.

Zur See nach Kapstadt.

So befand ich mich denn wieder an Bord, um den zweiten Teil meiner Reise anzutreten, die mich durch die Kapkolonie nach dem Südosten des Weltteils führen sollte. Noch war indessen unser Ziel nicht erreicht, und es war zweifelhaft, ob wir die Kapstadt vor Ablauf einer Woche erreichen würden. Der „Nautilus" besaß zwar eine stärkere Maschine als unsere „Agnes" unseligen Andenkens, aber das Schiffchen war auf der Rückreise fast nie genügend beladen, um mit voller Kraft gegen Strom und Wogen anzudampfen. Die Größenverhältnisse dieses Fahrzeugs waren etwa die eines kleinen Bodenseedampfers. Der Raum war infolge dessen auf das äußerste ausgenutzt, und ein Hin- und Hergehen an Bord war eine Leistung, welche die höchste Bewunderung verdient hätte; denn abgesehen von dem bei einem Schiffe von noch nicht dreihundert Tonnen erklärlichen Platzmangel führte der kleine Kasten bei einigem Seegang so heftige Bewegungen mit solcher Schnelligkeit aus, daß es auch einem geübten See-

reisenden Mühe machte, ihnen rechtzeitig zu folgen. Schluckwerder, der zu der weit verbreiteten Klasse von Unglücklichen gehörte, die „es" bei jeder neuen Reise über das Meer wieder hat, sagte mir stöhnend Lebewohl und verschwand mit blitzartiger Geschwindigkeit in der Kabine, als der „Nautilus" die von langen Brandungswellen umsäumte Landzunge von Pelikan Point passierte und, erfaßt von der Südwestdünung, wie verrückt zu stampfen begann. Zum Glück war ihm eine Frist vergönnt, die ihm Gelegenheit gab, sich für die kommenden Leiden neu zu kräftigen. Am Tage nach der Abreise erreichten wir die Hottentottenbai, und da wir einen Passagier mit ziemlich viel Gepäck für diese an Bord hatten, so ging das Schiff vor Anker, um bis zum anderen Nachmittag zu bleiben.

Die Hottentottenbai ist eine kleine, geschützte Bucht, etwa 80 Kilometer nördlich von Angra Pequena. Ich habe auf meinen Fahrten mancherlei Dünen gesehen, aber selten haben Sandberge auf mich einen so trostlosen Eindruck gemacht, wie in diesem einsamen Hafen an der Südwestküste Afrikas. Auf allen Seiten steigen die gelben Mauern empor, ein furchtbarer Wall, der scheinbar jede Verbindung mit dem Innern verhindert. Keine Pflanze zeigt sich dem Auge, kein vierfüßiges Tier durchstreift diese Einöde. Völlig menschenleer liegt das Ufer da, und es giebt wohl niemanden, den bei dem Gedanken, für Monate in diesem Küstenlande ausgesetzt zu werden, nicht ein leises Gruseln überliefe. Unser Mitreisender, ein Herr Lange, der sich dennoch zu diesem Wagnis entschlossen, hatte gewichtige Gründe, an das Vorhandensein

von Gold in dem Gesteine zu glauben, das unmittelbar am Wasser in langem Klippenzuge emporstarrt. Ob er sein Ziel erreicht hat, weiß ich nicht, da ich nichts wieder von dem Manne gehört habe. Ich möchte bezweifeln, daß es ihm gelungen ist, eine metallene Goldader in den Uferfelsen aufzuschließen.

Dafür aber fanden sich andere ungehobene Schätze am Ufer, leichter zu heben als erzene Gänge im Schoße der Felsen. Die weißlichgrauen Massen, die unweit des Strandes aufgeschichtet lagen, waren das Erzeugnis jener fleißigen Vögel, denen Scheffel in dem bekannten Liede des „Gaudeamus“ ein wohlverdientes Denkmal gesetzt hat. War es ihrem Eifer auch nicht vorbehalten, „im Lauf der Geschichte den ganzen Ozean zuzubauen“, so ist es diesen Pinguinen mit ihrer bewundernswerten Verdauung doch gelungen, ein kleines Guanogebirge am Strande aufzuführen, dessen gewinnbringende Ausbeutung man leider, leider unseren guten Freunden aus Altengland überlassen hat.

Während das Schiff in diesem interessanten Dünenhafen vor Anker lag, beschäftigten sich meine Gedanken sehr lebhaft mit den Genannten. Woher kam es, daß der „Nautilus“ seit einiger Zeit mehrmals die völlig unbewohnte Küste aufsuchte? Was bedeuteten die Erzählungen der Europäer in Walfischbai von verdeckten Booten, die bei solchen Besuchen in der Hottentottenbucht zu nächtlicher Stunde an Land gelassen wurden? Hatte der Kapitän sich dem wenig lohnenden Sport der Schakaljagd ergeben und ließ darum sein Schiff in den einsamen Hafen einlaufen, oder hatte der große Schurke Cecil Rhodes auch bei diesen heimlichen Landungen seine Hand im Spiele?

Soviel ſtand feſt: dafür, daß der engliſche Dampfer in dieſem Gebiet rein gar nichts zu ſuchen hatte, wußte ſeine Mannſchaft in Hottentottenbai recht gut beſcheid, und was die Ladung anlangte, die ſo geheimnisvoll behandelt wurde, ſo war über ihre Beſchaffenheit kaum ein Zweifel möglich. Wann endlich wird die Kolonialregierung verlangen, daß die engliſchen Hintermänner, deren verbrecheriſche Thätigkeit uns das Blut unſerer Soldaten gekoſtet hat, aus den im deutſchen Gebiete zugelaſſenen Geſellſchaften entfernt werden? Mir ſteht der Verſtand ſtill bei dem Gedanken, daß man verſehentlich eine Beziehung von Männern, die in der gemeinſten Weiſe gegen die Sicherheit unſeres Schutzgebietes arbeiten, zu dieſen Geſellſchaften dulden könnte.

Unſer Goldſucher war mit ſeinem Gepäck glücklich von Bord, und die Reiſe konnte weitergehen. Kaum jedoch hatten wir die Bucht verlaſſen, als der Südweſt ſich zu einem heftigen Sturme ſteigerte. Die Wellen hoben ſich zu immer bedenklicherer Höhe, und obwohl unſere Maſchine aus Leibeskräften keuchte und pruſtete, machte das Schiff in den nächſten vierundzwanzig Stunden nur einige vierzig Seemeilen. Ein paar Stunden hindurch wurden wir ſogar trotz Volldampfs zurückgetrieben, und Kapitän Hanſom, der den Verſuch hatte machen wollen, den Hafen von Angra Pequena zu erreichen, um dort das Austoben des ärgſten Wetters abzuwarten, ſah ſich unter dieſen Umſtänden genötigt, auf hoher See auszuharren, obwohl die Kohlen bereits anfingen knapp zu werden. Bei allem Ungemütlichen, was dieſer Lage anhaftete, war es dennoch ein Genuß, die vom herrlichſten Sonnenſchein beleuchteten Waſſerberge zu beobachten, die uns ſchwer und gewaltig entgegenrollten.

Dabei heulte der Sturm durch das Takelwerk, und seine Töne, die namentlich am Abend gespenstischen Klagen glichen, zauberten Hermann das ferne Gewieher der ihm geraubten Rosse vor die Seele. Plötzlich, als die Sonne bereits in dem tobenden Meere versunken, tauchte ein mächtiges Schiff in einiger Entfernung vor uns auf. Geisterhaft kam es heran, und als es über die aufgeregten Gewässer durch den Sturm an uns vorüberglitt, konnte man wähnen, der Fliegende Holländer, der ja gerade in diesen Gewässern mit Vorliebe sein Wesen treiben soll, zeige sich einem dem Untergange geweihten Schiff. Wie wir erst nach einigen Tagen erfuhren, war es S. M. Kreuzer „Falke", der auf ein von Port Nolloth gesandtes Telegramm hin nach Angra Pequena und Walfischbai in See gegangen war, um Hermann und uns auf alle Fälle zu holen. Nachträglich bedauerten wir lebhaft, daß es uns infolge einer geringfügigen Verspätung des Kreuzers nicht vergönnt gewesen war, diese Reise an Bord eines deutschen Kriegsschiffes zu machen, anstatt zusammengepfercht in der drangvoll fürchterlichen Enge, die jeder Nautilusreisende zu seinem Schrecken kennen gelernt hat.

Das im Sturm vorüberziehende Schiff von einer in diesen Gewässern seltenen Größe veranlaßte Hermann eine Ansicht über die Entstehung der Sage von dem gefürchteten Seegespenst zu äußern, die einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt und die ich daher mitteilen will, natürlich ohne eine Bürgschaft für ihre Richtigkeit zu übernehmen. Besonders an der Küste Südafrikas sollte sich der zu ewigem Umherirren verdammte Holländer den Schiffen zeigen, für die es keine Rettung aus Seenot mehr gab. Nun mögen

gesellschaft für Südwestafrika vollständig zerstört. Der Stationsleiter Hermann hat sich mit knapper Not gerettet und befindet sich an Bord des Nautilus." Da hatten wir also die Erklärung für die lange scheinbare Unthätigkeit der Witboois, und ihre neueste That entsprach wieder ganz dem Charakter ihres verwegenen Führers. Während wir in höchster Erregung am Ufer standen und die wahrscheinlichen Folgen dieses abermals dem Feinde gelungenen Handstreiches erörterten, war auch das Regierungsboot zurückgekehrt, und der Oberkonstabler Simpson stürzte an uns vorüber mit dem freudigen Rufe: „The Matabele-war is finished!" — Da hatten wir's! Zu all dem Ärger und der Bitterkeit über unser eigenes, durch die zu lange hinausgeschobene Deckung des Südens veranlaßtes Unglück noch die Nachricht, daß unsere neidischen, englischen Nachbarn mit einem Schlage ihre eingeborenen Gegner niedergeworfen und sich des Matabelelandes bemächtigt hatten. Freude verklärte die breiten Gesichter der an Land gehenden englischen Matrosen, und dieselbe Freude lasen wir unschwer auf dem Antlitz der uns begegnenden englischen Bewohner der Bai. Und ich konnte mir nicht helfen, ich glaubte ebenso wie Schwabe daneben den Ausdruck spöttischen Mitleids aus ihren Augen hervorlugen zu sehen, des Mitleids mit den armen Deutschen, die nun schon seit bald einem Jahre sich mit diesem Häuflein Hottentotten herumschlugen, ohne mit ihm fertig zu werden. „Mögt ihr an Eurer Freude ersticken und Euer Cecil Rhodes dazu", war der aufrichtige Wunsch, den wir diesen lieben, blaujackigen Freunden gegenüber hegten, während wir der Ausschiffung eines ältlichen, mit wohlgepflegtem grauen

Spitzbart geschmückten Herrn zusahen, der auf den Schultern zweier Hottentotten soeben über das flache Uferwasser hinweggetragen wurde. Es war der Vertreter der genannten Kolonialgesellschaft, der ehemalige Landwirt Hermann, der sich vor den ihm nachsetzenden Witboois in eiliger Flucht nach Angra Pequena gerettet hatte und von dem dort angelaufenen „Nautilus" aufgenommen und nach Walfischbai übergeführt wurde.

Nach Hermanns Erzählung war alles vernichtet, was er auf der in Groß-Namaland gelegenen Versuchsfarm Kubub geschaffen hatte. Vergeblich hatte er nach dem Ausbruch des Krieges auf das Erscheinen einer Patrouille gehofft, welche die Deckung seines gefährdeten Postens übernehmen konnte. Doppelt gefährdet, weil seine Nachbarn, die Hottentotten von Bethanien, in zwei Parteien gespalten waren, von denen die eine ein Zusammengehen mit dem unter allen Namas gefürchteten und angesehenen Häuptling der Witboois forderte. So war denn auch bei dem Überfall die Mitwirkung der Bethanier nicht zu verkennen, denn bei einer entschlossenen Haltung derselben hätte Hendrik, der bei diesem Zuge nach dem Süden nur von vierzig Reitern begleitet gewesen sein soll, schwerlich irgend etwas in diesem Gebiet durchsetzen können. So war Hermann und der in seinen Dienst übergetretene, ehemals der Truppe angehörende v. Quitzow nicht im stande, dem nach Kubub gesandten feindlichen Kommando irgendwelchen Widerstand entgegenzusetzen, und während er sich mit jenem in der angegebenen Weise rettete, fiel der ganze Viehbestand der ersten wirklich bewirtschafteten Farm unseres Schutzgebietes in die Hände der beutegierigen Hottentotten. Mehrere tau-

send Wollschafe und Ziegen, mehr als fünfzig Pferde und eine beträchtliche Menge Rinder verschwanden auf Nimmerwiedersehen, ein vorläufig unersetzlicher Verlust für die Gesellschaft, die Rechtsnachfolgerin des verstorbenen Lüderitz in Deutsch Südwestafrika. Hermann aber, von erklärlicher Bitterkeit erfüllt und für die nächste Zeit ohne bestimmte Aufgabe in diesen Ländern, entschloß sich mit uns nach Kapstadt zu gehen, um dort die Weisungen seiner Vorgesetzten abzuwarten.

Am Morgen nach der Ankunft des Schiffes begab ich mich mit Schwabe an Bord des „Nautilus". Er hatte den Auftrag, den Kapitän, wenn möglich, zu einer Überführung der massenhaft im Mertensschen Store lagernden Truppengüter nach der Swakobstation zu veranlassen. Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir das stark eingeengte Deck des kleinen Dampfers betraten. Auf unsere Frage nach dem Kapitän wurde uns erwidert, er habe seine Toilette noch nicht ganz vollendet. Doch schon erschien ein breites Gesicht in dem Ochsenauge (kleines Fenster) der Kajüte und bedeutete uns mit freundlich sein sollendem Lächeln, wir möchten uns einstweilen in den Speisesalon verfügen. Gleich darauf erschien der Gewaltige selbst, und während Schwabe sein Anliegen vorbrachte, das von dem ersten Steuermann, einem Deutschen, in die gequetschten Töne Altenglands übertragen wurde, verzog sich sein Gesicht in verlegene Falten. Auf der einen Seite hätte er gewiß gern gesehen, wenn seinem Schiff, das den Hafen meist ohne Rückfracht verließ, der wünschenswerte Gewinn aus einer solchen Zwischenfracht zu teil geworden wäre. Auf der andern Seite aber tauchte drohend die Gestalt des Lenkers

der Kapkolonie vor seinem inneren Auge auf, des berüchtigten Rhodes, der seinen Reedern für die Erfüllung eines von deutscher Seite geäußerten Wunsches wahrscheinlich den Hals umgedreht haben würde, und so drehte und wand sich der kleine beleibte Herr hin und her, bis er schließlich mit einem offenen „Nein" der Unterhandlung das Ende bereitete, auf welches wir von Anfang an gerechnet hatten. Eine Einladung zum Frühstück sollte uns offenbar mit seiner Weigerung aussöhnen, und er bemühte sich in wirklich anerkennenswerter Weise, jede Frage nach politischen und militärischen Dingen zu vermeiden und uns lediglich auf die Vorzüge der Firma aufmerksam zu machen, von der er sein Lieblingsgetränk, den roten Hermitage vom Kap, bezog.

Meine letzten Vorbereitungen für die Abreise bestanden in einer genauen Vergleichung meiner wissenschaftlichen Instrumente mit denen des Missionars Böhm. Schwabe gab sich dabei Mühe, so schnell wie möglich das Ablesen der verschiedenen Beobachtungswerte zu erlernen. Er kam damit allerdings nur seiner Instruktion nach, die ihn anwies, in Swakobmund meteorologische Aufzeichnungen zu machen. Diese Erteilung eines solchen an sich wichtigen Auftrages an einen hierfür nicht vorgebildeten Offizier ist bezeichnend für das Formenregiment in unseren Kolonien, das häufig genug zu scherzhaften, bisweilen auch zu sehr ernsten Ausstellungen Anlaß giebt. Eine ganz lustige Verspottung dieses Systems bedeutet folgende unter den Mannschaften der Truppe im Umlauf befindliche Parodie auf einen Truppenbefehl bei Gelegenheit der Gründung der Station an der Swakobmündung:

„Truppenbefehl: Der Unteroffizier Hannemann in Swakobmund spricht von übermorgen ab englisch."

Einen guten Fang that ich für meine wissenschaftlichen Stationen, indem ich einem jungen bei Böhm untergebrachten Missionar das Versprechen abnahm, auf seiner im Norden des Schutzgebietes in Franzfontein belegenen Station Regenmessungen anzustellen. Zwar lag ihm anderes augenblicklich mehr im Kopfe, denn er war im Begriff sich mit seiner eben erst mit dem „Nautilus" eingetroffenen Braut in den nächsten Tagen trauen zu lassen, indessen, Not kennt kein Gebot. Da gute Beobachter in der Regel nicht leicht zu bekommen sind, so muß man sie zu fassen suchen, wo und wie man ihrer gerade habhaft werden kann.

Zur Beruhigung ängstlicher Leute, welche die Missionare als eine ganz merkwürdige Art Menschen mit sonderbaren Sitten und Gewohnheiten ansehen, kann ich übrigens mitteilen, daß dieser Mann seine künftige Frau von früher her kannte, und daß das wohl bei den meisten Heiraten der Fall ist. Gewiß kommt es vor, daß ein solcher lange auf der Station lebender Bruder seine zukünftige Frau sich heraussenden läßt, ohne sie vorher gesehen zu haben. Mir ist selbst ein solcher Fall bekannt, aber so schlimm, wie die Sache in Rührromanen dargestellt wird, ist das wahrhaftig nicht. In sehr vielen Fällen mag eine solche Heirat auch bei Kaufleuten im Auslande, die in ihrem Beruf unabkömmlich sind, vorkommen, ohne daß so viel Gerede darüber gemacht wird wie von irgend einem mit Dingen der Mission meist nicht näher bekannten Schriftsteller über die Heiraten ihrer Angehörigen. Außerdem aber

kann der Betreffende sicher sein, nicht eine modern verbildete „höhere Tochter" oder gar ein von der augenblicklich herrschenden mondsüchtigen Weiberkrankheit der Emancipation angestecktes Frauenzimmer zu bekommen, sondern eine tüchtige Hausfrau, die ihm in seinem Beruf treu zur Seite steht und so in ihrer Weise einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Eingeborenen ausübt. Den grundsätzlichen Gegnern der Missionsarbeit möchte ich anheim geben zu berücksichtigen, daß die meisten Missionarsfrauen dies Lob durchaus verdienen, und daß man bei einem allgemeinen Urteil über die Thätigkeit dieser Leute doch auch diesen Punkt nicht unbeachtet lassen darf.

Ehe ich meine Abschiedsbesuche machte, bestieg ich noch einmal mein gutes Pferd, um mit Schwabe einen letzten Spazierritt nach den Dawewäldchen von Sandfontein zu machen. Zwischen dem Reiter und dem Pferde, das ihn in einem wilden und nicht immer ganz gefahrlosen Leben so oft getragen, entwickelt sich doch ein starkes persönliches Verhältnis. Und es war eines der letzten Male, daß das Tier einen Reiter trug. Nicht lange nach meiner Abreise erlag es dem giftigen Biß einer in dem Weidegestrüpp von Nunidas versteckten Schlange. Mir war, als ich die Nachricht erhielt, zu Mute, als sei ein guter Freund von mir gestorben.

Am Morgen des 7ten Dezember, also fast anderthalb Jahre, nachdem ich an derselben Stelle zuerst den Boden des afrikanischen Kontinents betreten, bestieg ich mit Schluckwerder und Hermann eines der kleinen Landungsboote. Schwabe begleitete uns an Bord, doch es war kaum Zeit zu einem kurzen Abschied, bei dem ein schäumendes Glas

dem Wohle unſerer Kolonie, ein letztes einem fröhlichen Wiederſehen hier oder anderswo auf der Erde geweiht wurde. Dann raſſelte die Treppe an der Bordwand empor, und während von unten in eintönigem Takt der Schlag der Ruder heraufſchallte, die das Boot dem Lande zutrieben, begann das Schiff langſam ſeinen Bug dem Ausgang der weiten Bucht zuzudrehen. Ich aber ſtand mit meinen Reiſegefährten an Deck und ſchaute hinüber nach dem Ufer, wo ſchon ſeit einer Stunde auf den Häuſern unſerer Landsleute uns zu Ehren die ſchwarzweißroten Flaggen im Morgenwinde flatterten. Viel und meiſt Ernſtes hatten wir im letzten Jahre dort oben im Lande erlebt, aber in dieſer Stunde war einzig und allein der Wunſch in uns lebendig, bald wieder an dem kühnen Unternehmen mitarbeiten zu dürfen, deſſen Ziel es iſt, in entlegenen afrikaniſchen Gebieten eine neue Schutzwehr zu ſchaffen für die Macht und die Ehre des deutſchen Reiches.

18. Kapitel.

Zur See nach Kapstadt.

So befand ich mich denn wieder an Bord, um den zweiten Teil meiner Reise anzutreten, die mich durch die Kapkolonie nach dem Südosten des Weltteils führen sollte. Noch war indessen unser Ziel nicht erreicht, und es war zweifelhaft, ob wir die Kapstadt vor Ablauf einer Woche erreichen würden. Der „Nautilus" besaß zwar eine stärkere Maschine als unsere „Agnes" unseligen Andenkens, aber das Schiffchen war auf der Rückreise fast nie genügend beladen, um mit voller Kraft gegen Strom und Wogen anzudampfen. Die Größenverhältnisse dieses Fahrzeugs waren etwa die eines kleinen Bodenseedampfers. Der Raum war infolge dessen auf das äußerste ausgenutzt, und ein Hin- und Hergehen an Bord war eine Leistung, welche die höchste Bewunderung verdient hätte; denn abgesehen von dem bei einem Schiffe von noch nicht dreihundert Tonnen erklärlichen Platzmangel führte der kleine Kasten bei einigem Seegang so heftige Bewegungen mit solcher Schnelligkeit aus, daß es auch einem geübten See-

reisenden Mühe machte, ihnen rechtzeitig zu folgen. Schluckwerder, der zu der weit verbreiteten Klasse von Unglücklichen gehörte, die „es“ bei jeder neuen Reise über das Meer wieder hat, sagte mir stöhnend Lebewohl und verschwand mit blitzartiger Geschwindigkeit in der Kabine, als der „Nautilus“ die von langen Brandungswellen umsäumte Landzunge von Pelikan Point passierte und, erfaßt von der Südwestdünung, wie verrückt zu stampfen begann. Zum Glück war ihm eine Frist vergönnt, die ihm Gelegenheit gab, sich für die kommenden Leiden neu zu kräftigen. Am Tage nach der Abreise erreichten wir die Hottentottenbai, und da wir einen Passagier mit ziemlich viel Gepäck für diese an Bord hatten, so ging das Schiff vor Anker, um bis zum anderen Nachmittag zu bleiben.

Die Hottentottenbai ist eine kleine, geschützte Bucht, etwa 80 Kilometer nördlich von Angra Pequena. Ich habe auf meinen Fahrten mancherlei Dünen gesehen, aber selten haben Sandberge auf mich einen so trostlosen Eindruck gemacht, wie in diesem einsamen Hafen an der Südwestküste Afrikas. Auf allen Seiten steigen die gelben Mauern empor, ein furchtbarer Wall, der scheinbar jede Verbindung mit dem Innern verhindert. Keine Pflanze zeigt sich dem Auge, kein vierfüßiges Tier durchstreift diese Einöde. Völlig menschenleer liegt das Ufer da, und es giebt wohl niemanden, den bei dem Gedanken, für Monate in diesem Küstenlande ausgesetzt zu werden, nicht ein leises Gruseln überliefe. Unser Mitreisender, ein Herr Lange, der sich dennoch zu diesem Wagnis entschlossen, hatte gewichtige Gründe, an das Vorhandensein

von Gold in dem Gesteine zu glauben, das unmittelbar am Wasser in langem Klippenzuge emporstarrt. Ob er sein Ziel erreicht hat, weiß ich nicht, da ich nichts wieder von dem Manne gehört habe. Ich möchte bezweifeln, daß es ihm gelungen ist, eine metallene Goldader in den Uferfelsen aufzuschließen.

Dafür aber fanden sich andere ungehobene Schätze am Ufer, leichter zu heben als erzene Gänge im Schoße der Felsen. Die weißlichgrauen Massen, die unweit des Strandes aufgeschichtet lagen, waren das Erzeugnis jener fleißigen Vögel, denen Scheffel in dem bekannten Liede des „Gaudeamus“ ein wohlverdientes Denkmal gesetzt hat. War es ihrem Eifer auch nicht vorbehalten, „im Lauf der Geschichte den ganzen Ozean zuzubauen“, so ist es diesen Pinguinen mit ihrer bewundernswerten Verdauung doch gelungen, ein kleines Guanogebirge am Strande aufzuführen, dessen gewinnbringende Ausbeutung man leider, leider unseren guten Freunden aus Altengland überlassen hat.

Während das Schiff in diesem interessanten Dünenhafen vor Anker lag, beschäftigten sich meine Gedanken sehr lebhaft mit den Genannten. Woher kam es, daß der „Nautilus“ seit einiger Zeit mehrmals die völlig unbewohnte Küste aufsuchte? Was bedeuteten die Erzählungen der Europäer in Walfischbai von verdeckten Booten, die bei solchen Besuchen in der Hottentottenbucht zu nächtlicher Stunde an Land gelassen wurden? Hatte der Kapitän sich dem wenig lohnenden Sport der Schakaljagd ergeben und ließ darum sein Schiff in den einsamen Hafen einlaufen, oder hatte der große Schurke Cecil Rhodes auch bei diesen heimlichen Landungen seine Hand im Spiele?

Soviel stand fest: dafür, daß der englische Dampfer in diesem Gebiet rein gar nichts zu suchen hatte, wußte seine Mannschaft in Hottentottenbai recht gut bescheid, und was die Ladung anlangte, die so geheimnisvoll behandelt wurde, so war über ihre Beschaffenheit kaum ein Zweifel möglich. Wann endlich wird die Kolonialregierung verlangen, daß die englischen Hintermänner, deren verbrecherische Thätigkeit uns das Blut unserer Soldaten gekostet hat, aus den im deutschen Gebiete zugelassenen Gesellschaften entfernt werden? Mir steht der Verstand still bei dem Gedanken, daß man versehentlich eine Beziehung von Männern, die in der gemeinsten Weise gegen die Sicherheit unseres Schutzgebietes arbeiten, zu diesen Gesellschaften dulden könnte.

Unser Goldsucher war mit seinem Gepäck glücklich von Bord, und die Reise konnte weitergehen. Kaum jedoch hatten wir die Bucht verlassen, als der Südwest sich zu einem heftigen Sturme steigerte. Die Wellen hoben sich zu immer bedenklicherer Höhe, und obwohl unsere Maschine aus Leibeskräften keuchte und prustete, machte das Schiff in den nächsten vierundzwanzig Stunden nur einige vierzig Seemeilen. Ein paar Stunden hindurch wurden wir sogar trotz Volldampfs zurückgetrieben, und Kapitän Hansom, der den Versuch hatte machen wollen, den Hafen von Angra Pequena zu erreichen, um dort das Austoben des ärgsten Wetters abzuwarten, sah sich unter diesen Umständen genötigt, auf hoher See auszuharren, obwohl die Kohlen bereits anfingen knapp zu werden. Bei allem Ungemütlichen, was dieser Lage anhaftete, war es dennoch ein Genuß, die vom herrlichsten Sonnenschein beleuchteten Wasserberge zu beobachten, die uns schwer und gewaltig entgegenrollten.

Dabei heulte der Sturm durch das Takelwerk, und seine Töne, die namentlich am Abend gespenstischen Klagen glichen, zauberten Hermann das ferne Gewieher der ihm geraubten Rosse vor die Seele. Plötzlich, als die Sonne bereits in dem tobenden Meere versunken, tauchte ein mächtiges Schiff in einiger Entfernung vor uns auf. Geisterhaft kam es heran, und als es über die aufgeregten Gewässer durch den Sturm an uns vorüberglitt, konnte man wähnen, der Fliegende Holländer, der ja gerade in diesen Gewässern mit Vorliebe sein Wesen treiben soll, zeige sich einem dem Untergange geweihten Schiff. Wie wir erst nach einigen Tagen erfuhren, war es S. M. Kreuzer „Falke", der auf ein von Port Nolloth gesandtes Telegramm hin nach Angra Pequena und Walfischbai in See gegangen war, um Hermann und uns auf alle Fälle zu holen. Nachträglich bedauerten wir lebhaft, daß es uns infolge einer geringfügigen Verspätung des Kreuzers nicht vergönnt gewesen war, diese Reise an Bord eines deutschen Kriegsschiffes zu machen, anstatt zusammengepfercht in der drangvoll fürchterlichen Enge, die jeder Nautilusreisende zu seinem Schrecken kennen gelernt hat.

Das im Sturm vorüberziehende Schiff von einer in diesen Gewässern seltenen Größe veranlaßte Hermann eine Ansicht über die Entstehung der Sage von dem gefürchteten Seegespenst zu äußern, die einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt und die ich daher mitteilen will, natürlich ohne eine Bürgschaft für ihre Richtigkeit zu übernehmen. Besonders an der Küste Südafrikas sollte sich der zu ewigem Umherirren verdammte Holländer den Schiffen zeigen, für die es keine Rettung aus Seenot mehr gab. Nun mögen

in diesen Meeren, an deren Ufern verborgene Buchten den Seeräubern einer wilden Zeit gleichzeitig Unterschlupf und Gelegenheit zu plötzlichen Überfällen boten, in der That in größerer Zahl als anderswo Kauffahrteischiffe verschwunden sein, während vielleicht von Zeit zu Zeit geheimnisvolle Segler, unter dem unbekannten Lande dahinfahrend, bemerkt sein mochten. Wird doch noch in unserem Jahrhundert von solch unvermutetem Auftauchen und Verschwinden sklavenführender und vielleicht auch Seeraub treibender Fahrzeuge in den Gewässern des südlichen Westafrika berichtet. Wiederholte Nachrichten von vermeinten Unglücksfällen mochten dann wohl auf das Erscheinen des unheimlichen van Straten geschoben werden, während ihre wahren Urheber sehr körperlicher Natur waren.

Am zweiten Tage hatte sich der Sturm völlig gelegt. Herrlich schimmerte das Meer, und einzelne grünliche Streifen in der leuchtenden blauen Fläche deuteten auf unterseeische Bänke, vielleicht im Laufe der Jahrtausende durch die Fluten eines Stromes herbeigeschafft. Denn wir befanden uns vor der Mündung des größten Flusses von Südafrika, des Oranjeriviers, und damit hatten wir nunmehr die südliche Grenze unseres deutschen Schutzgebietes erreicht. Eine Fahrt von einigen Stunden noch, und wir näherten uns einer langsam nach dem Innern ansteigenden Landschaft von erschreckender Eintönigkeit. Wenige, niedrige Büsche in trostloser Öde und davor in scheinbar ununterbrochener Linie die schäumende Brandung, ein wenig erfreuliches Bild. Da mit einem Male tauchen über den sich unter lautem Donner überrollenden Wogen eine Anzahl Häuser auf, stattliche Schornsteine steigen empor, und während wir

unmittelbar neben einigen in der hohen See auf und absteigenden Barkschiffen unter englischer Flagge vor Anker gehen, verläßt ein kleiner Brandungsdampfer mit einem mächtigen Leichterboot die Reede, um die Aufträge unseres Kapitäns entgegenzunehmen. Der Ort, der so unvermutet in dieser wenig anziehenden Landschaft in Erscheinung getreten, ist Port Nolloth, und er verdankt sein Dasein einzig und allein den reichen Kupfererzlagern, welche im Innern von Klein Namaland eine lebhafte Minenarbeit hervorgerufen haben.

Der Führer des Schleppdampfers erhielt den Auftrag, uns bis zum Spätnachmittag mit Kohlen zu versorgen. Gleichzeitig erfuhren wir, daß wir mindestens ein Dutzend Passagiere erhalten würden. Weihnachten stand unmittelbar bevor, und wem es sein Beruf irgendwie gestattete, der trachtete darnach, die Festzeit in Kapstadt zu verleben. Verdenken konnte man es den Leuten wirklich nicht, wenn man auch nur einen Blick auf diese Perle des englischen Namalandes geworfen hatte.

Gegen Sonnenuntergang lag der „Nautilus" wieder reisefertig da. Eines der großen Leichterboote brachte die Reisenden für Kapstadt, und mehrmals mußte der große Korb von dem Dampfkrahn heraufgehißt werden, in dem die Passagiere wegen des immer noch sehr hohen Seeganges an Bord befördert wurden. Zuletzt tauchte ein hochrotes Gesicht und gleich darauf eine mächtige Gestalt über der Bordwand empor. Es war Dr. Theophilus Hahn, der bekannte Kartograph und einer der ersten Kenner unseres Schutzgebiets. Ein gegenseitiges Vorstellen wurde leider durch die mit erschreckender Plötzlichkeit bei dem Gelehrten

ausbrechende Seekrankheit verhindert, und während er in der düstern Treppenöffnung des Decks verschwand, erklangen nur noch wie ferner Donner die an den um ihn bemühten Kapitän gerichteten Worte: „Zum Henker, laßt mich in Ruhe, ich bin krank, sobald ich Euer furchtbares Schiff nur sehe.“ Er kam auch am folgenden Vormittage nicht mehr zum Vorschein, obwohl inzwischen das schönste Wetter eingetreten war.

Während der schönen Fahrt am letzten Reisetage, dem 13. Dezember 1893, machte ich die Bekanntschaft des Missionars Eich, desselben, der vor langen Jahren im Hererolande thätig gewesen war. Die Nähe seiner ehemaligen Station an dem Punkte meiner Thätigkeit im Schutzgebiet — er hatte in Otjiseva gearbeitet — ward zum Anlaß einer lebhaften Erörterung über das Land und seine wirtschaftlichen Aussichten. Und obschon Eich in der Umgegend des Kap einen angenehmen Posten in annähernd europäischen Verhältnissen bekleidete, klang auch aus seinen Reden leise die Sehnsucht nach dem wilden, sonnigen Lande hervor, dem er schon lange den Rücken gekehrt.

Während Hermann im Salon einen Bericht über den Überfall auf Kubub an S. Exc. den Staatsminister v. Hofmann in Berlin vollendete und ihm gleichzeitig unsere unmittelbar bevorstehende Ankunft in Kapstadt meldete, kam unser Landsmann Parrow, der erste Steuermann des Schiffes, und teilte mir mit, der Tafelberg komme soeben in Sicht. Erwartungsvoll betrat ich das Deck. Aber vergebens spähte ich südwärts, um einen Berg zu entdecken. „Sie sehen viel zu tief“, sprach plötzlich mein Begleiter, „er ist schon viel höher am Horizont her-

auf". Und richtig, was ich für eine graue Wolkenbank gehalten, die sich in weitem Bogen vor uns herzog, das war er, und so gewaltig hatte ich mir den Eindruck nicht vorgestellt, den diese riesenhafte Bergmauer hervorruft. Und während wir mit Volldampf die langen Wogen durchschnitten, die sich uns entgegenwälzten, wuchs er immer stattlicher empor, und hinter ihm traten immer neue Gipfel in Erscheinung, die Kette der Zwölf Apostel, die sich in imposantem Zuge bis zu jenem Kap erstrecken, das wohl den Anspruch machen darf, das bekannteste Vorgebirge der Erde zu heißen.

Die um ein Uhr beginnende Mittagstafel vermochte kaum noch einen der Mitreisenden zu halten, denn wir befanden uns unmittelbar vor Kapstadt. Robben Island, die flache Insel, auf der die Kapregierung die gefährlichsten der besiegten Kaffernhäuptlinge zu internieren pflegte, lag hinter uns. Zur Rechten des Schiffes, am Fuße eines steilen Berges, des Löwenkopfes, zog sich eine Reihe zierlicher Landhäuser inmitten üppig grünender Gärten hin, der Vorort Seapoint, und während wir an diesen vorüberfuhren, öffnete sich vor uns ein herrlicher Rundblick über die zwischen den Abhängen des Tafelberges und dem Meere sich ausbreitende Stadt. Noch eine Viertelstunde, und wir dampften langsam dahin zwischen ungeheuren Molen, hinter denen gewaltige Schlote und hohe Masten auf die Anwesenheit mehrerer Dampfer der Union und der Castle Linie deuteten. Noch einige Drehungen der Schraube, ein lautes „Stopp" des Kapitäns, und die Maschine stand. Die bereitgehaltenen Taue flogen an Land, und vorsichtig ward das Schiff an das Ufer herangewunden. Dann noch

ein kurzes Durcheinandereilen, ein hastiges Abschiedswort an den Kapitän und seinen ersten Steuermann, und mit einem uns sonst auf Seereisen ganz unbekannten Gefühl der Erleichterung verließen wir den „Nautilus".

Im Zollgebäude, einem langen Schuppen mit engen Diensträumen, hatte Dr. Theophilus Hahn einen harten Kampf mit den Beamten zu bestehen, welche durchaus ein Gesundheitszeugnis für einen kleinen Affen verlangten, den er seinen beiden Söhnen als Spielzeug mitgebracht hatte und der aus dem Süden des deutschen Schutzgebietes stammte. Etwas erstaunt erkundigte ich mich nach dem Grund dieser eigentümlichen Vorsicht, und mir wurde die Auskunft zu teil, bei der Gefahr einer Übertragung der Lungenseuche werde die Einfuhr eines jeden ohne tierärztliche Bescheinigung anlangenden Tieres beanstandet. Das waren doch Absperrungsmaßregeln, die in sichtbarem Gegensatz zu der Behandlung der Seuche in Südwestafrika standen, und die die großen Erfolge der Versuche zur Einschränkung dieser Rinderkrankheiten erklärten, welche die Regierung des Kaplandes zu verzeichnen hatte. Ich selbst mußte für meine Jägerbüchse, Modell 71 und für zweihundert Patronen 24 Mark Zoll erlegen, dann aber ließ man uns frei, und wir bestiegen eines der in der Nähe haltenden Cabs, um nach dem deutschen Gasthofe zu fahren, der allen Kapstadt berührenden Landsleuten unter dem Namen „Hansa Hotel" bekannt ist.

Unser nächster Wunsch war ein Schneider, und schon eine Stunde nach unserer Ankunft erschien ein solcher, der uns auf unsere flehentlichen Bitten verhieß, in wenigen Tagen uns den ersten der bestellten Anzüge zu liefern.

Was aber sollten wir bis dahin beginnen? Schluckwerder entwarf mit mir einen Plan, nach dem wir uns erst eine Stunde nach Sonnenuntergang aus unserem Hotel entfernen durften. In unserer verstaubten, abgerissenen und obendrein in Schnitt und Ausführung für ein wildes Land bestimmten Kleidung uns in den beängstigend eleganten Straßen und vor allem vor den die Straßen belebenden Damen sehen zu lassen, wagten wir nicht. Da aber erschien Hermann, der den deutschen Generalkonsul, Freiherrn v. Nordenflycht, aufgesucht hatte, und teilte uns mit, dieser wolle uns auf jeden Fall am andern Vormittag sprechen. Hinsichtlich des Anzuges, so ließ uns Herr v. Nordenflycht mitteilen, möchten wir uns keiner Sorge hingeben, das werde bei eben aus dem Innern angekommenen Reisenden nicht so genau genommen. So wagten wir uns denn schon am Abend, ehe noch die volle Dunkelheit eingetreten war, zu einem Spaziergange ins Freie, der uns die ersten Eindrücke europäischen Kulturlebens nach langen Entbehrungen vermittelte. Uns war zu Mute wie dem Wilden, wenn er zum ersten Male den Eindruck von der Überlegenheit des weißen Mannes empfängt, und unsere Freude über das Leben in den Straßen, über Häuser und Läden, über vornehme Plätze und Gärten und nicht zum wenigsten über den langentbehrten Pfiff der Lokomotive vermag nur der ganz zu verstehen, der selbst anderthalb Jahre nicht viel mehr Gesittung um sich sah, als die dunkelhäutigen Bewohner Innerafrikas.

Doch es litt uns nicht in der Stadt. Langsam wandelten wir dahin zwischen den Mauern hoher Bauwerke,

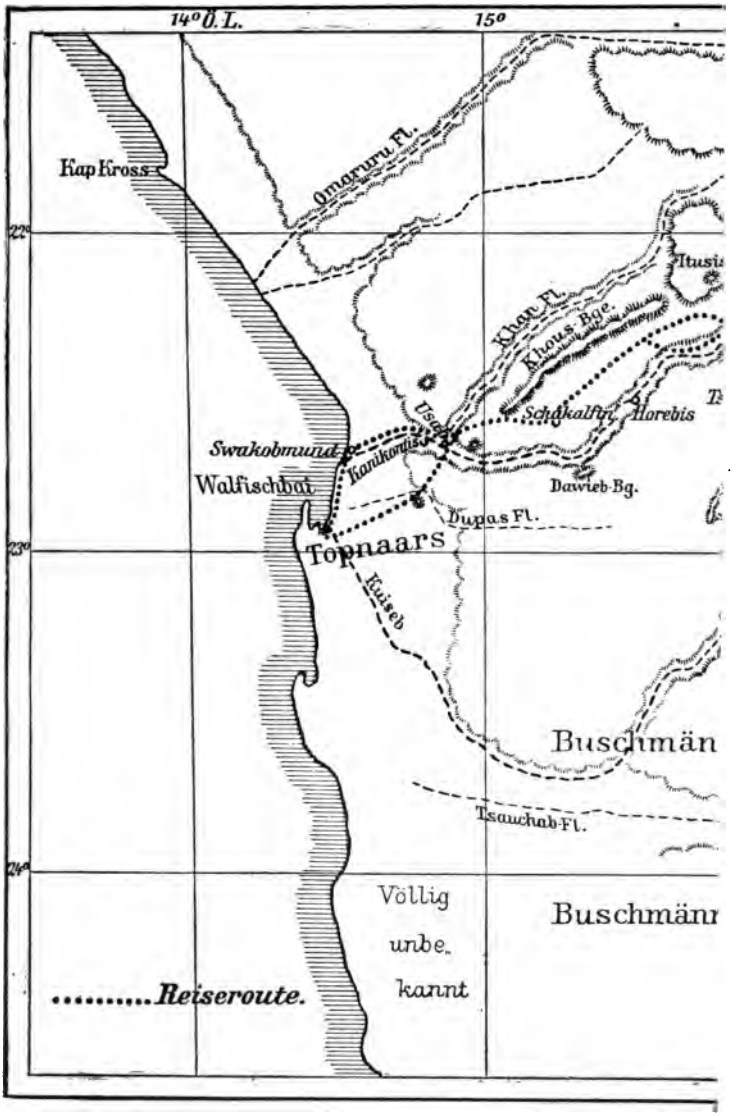
bis uns tiefer Schatten und der kräftige Duft gewaltiger Bäume umfing. Über uns breiteten mächtige Eichen ihre Kronen aus, und derselbe Wind, der mit den wohlbekannten Blättern spielte, bewegte hundert Schritt vor der Bank, auf der wir uns niedergelassen, das Geäst südeuropäischer Bäume und die zierlichen Wedel afrikanischer und indischer Palmen. Dahinter aber stieg er empor, dräuend wie eine Gewitterwand, der gigantische Felsblock am Südende der alten Welt, um seine Höhen flimmerten die letzten Strahlen der Abenddämmerung und über einen Teil seiner mauergleichen Gipfelwandung sank der Nebel in düsteren Schluchten herab, wie ein ins Ungeheure vergrößerter Bergstrom. Während Hermann leise den „Hohenfriedberger" vor sich hinsummte, fielen mir die Verse ein, die Leutnant S. mir einst mitgeteilt:

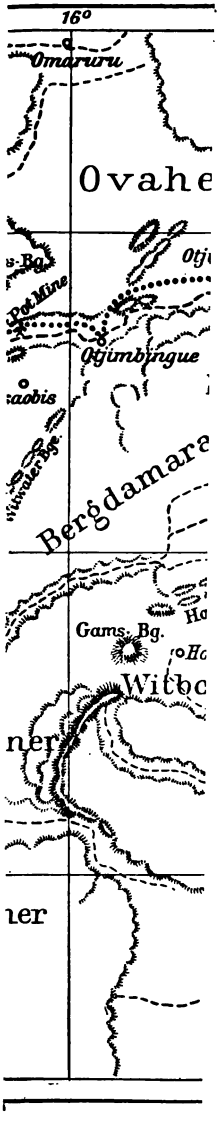
„Gewaltig steigt das Ende einer Welt
Zum Äther auf aus dunkeln Meeresfluten,
Das Haupt getaucht in Abendsonnengluten,
Des Südens Atlas, der den Himmel hält.

Vom Nebelmeer und Wolkendunst umgeben,
Einsam von Anfang bis in Ewigkeit,
Ragt er, ein Markstein aus der Schöpfungszeit,
Hinüber in der Menschheit junges Leben".

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Berlin W.=Schöneberg.

Karte zu Dove, Südwest-Afrika.




16°
Omaruru
Ovahe
Otji
Otjimbingue
Bergdamara
Gams. Bg.
Witbo
ner
ıer

374
ed.